Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte.

Neue Folge.

In Verbindung mit dem Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, dem Württ. Geschichts- und Altertumsverein, dem Historischen Verein für das Württ. Franken und dem Sülchgauer Altertumsverein

herausgegeben von der

Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

XXIV. Jahrgang.

1915.

Stuttgart.

Druck und Verlag von W. Kohlhammer.

1915.

Inhalt.

Mitteilungen der Württ. Kommission für Landesgeschichte. 1915

Einsendungen, die nicht durch die Vereine vermittelt werden, sind an Archivdirektor Dr. Schneider in Stuttgart zu richten.

Schillers journalistische Tätigkeit an den „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen".

Von Hermann Müller.

Literatur.

Altonaer Reichs Post-Reuter 1782. (Stadtbibliothek Kassel.)
Anzeiger für deutsches Altertum XVIII, XXV, XXVII.
Berger, Karl: Schiller. München 1911/12.
Blätter für literarische Unterhaltung 1850.
Boas: Schillers Jugendjahre. Hannover 1856.
Büschings wöchentliche Nachrichten. Berlin 1781 und 1782.
Erlanger Realzeitung 1781 und 1782. (Münchner Hof- und Staatsbibliothek.)
Euphorion 15.
Frankfurter Kayserl. Reichs-Oberpostamts Zeitung 1781 und 1782. (Frankfurter Stadtbibliothek.)
Frankfurter Staatsristretto 1781 und 1782. (Frankfurter Stadtbibliothek.)
Der Freimüthige 1805.
Gnau, Hermann: Die Zensur unter Joseph II. Straßburg 1912.
Hartmann: Schillers Jugendfreunde. Stuttgart 1904.
Harnack: Schiller. Berlin 1905.
Häser: Geschichte der Medizin. Jena 1875—1882.
Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein. Eßlingen 1907—1909.
Hoffmeister-Viehoff: Schillers Leben. Stuttgart 1854.
Journal in Frankfurt am Main 1781 und 1782 (J.). (Frankfurter Stadtbibliothek.)
Journal de Physique. Paris 1781. (Paris, Bibliothèque Nationale.)
Minor: Schiller. Berlin 1890.
Moll, Albert: Die medizinische Fakultät der Karlsakademie in Stuttgart.
Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-histor. Klasse 1904. Heft II. (Nachr. GGW.)
Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen. Stuttgart 1780 und 1781. (NNV.) (Stuttgarter Landesbibliothek.)
Ökonomische Beyträge zur Beförderung des Wohlstands. Stuttgart 1769.
Petersen: Schillers Persönlichkeit. Weimar 1904—1909.
Schillers Beziehungen. Stuttgart 1859.
Schillers Werke; histor.-krit. Ausgabe von Gödeke. (SS.)
Schlözers Briefwechsel. Göttingen 1781 und 1782.
Strich, Fritz: Schiller. München 1912.
Stuttgarter Merkur 1782. (StM.) (Stuttgarter Landesbibliothek.)
Stuttgardische Privilegirte Zeitung. 1781 und 1782. (StPZ.) (Stuttgarter Landesbibliothek.)
Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte II.
Weltrich: Schiller 1899.

I.

Die Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen.

Einleitung.

Die erste Notiz über die redaktionelle Tätigkeit Schillers an den „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" veröffentlichte unter dem Zeichen -s- der Jugendfreund Schillers, Petersen[1]), im „Freimüthigen" 1805 Nr. 221. Die Stelle dort lautet: „Auch ließ er in J. 1781 auf die glückliche Wiederkunft des Herzogs Karl in die ‚Mäntlerische Zeitung', welche er kurze Zeit redigierte, ein Gedicht einrücken, und gerieth über einige zu starke Ausdrücke mit dem Censor in scharfen Wortwechsel. Die drei letzten Strophen erlaube man mir anzuführen."

Merkwürdigerweise ließ man es, trotz dieser deutlichen Angabe Petersens, bis zum Jahre 1849 anstehen, ehe man diese Tätigkeit Schillers näher untersuchte. Da endlich wurden auf Veranlassung von Boas in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart Nachforschungen angestellt, und es gelang, ein Exemplar der NNV. aufzufinden. Boas gab dann in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1850 in Nr. 127 und 128 zum ersten Mal einen längeren Bericht über seine Wiederentdeckung. Er druckte zur Charakterisierung der kleinen Zeitung einige Anekdoten ab, in denen er Schillers Stil wiederzuerkennen glaubte. Dabei hat er ein gutes Stilempfinden bewiesen, denn die meisten der Anekdoten, die er bringt, sind, wie die Quellenforschung jetzt erwiesen hat, wirklich von Schiller bearbeitet. Des weiteren gibt Boas eine Schilderung der politischen Lage zu der Zeit, da Schiller Redakteur der Zeitung war. Was die redaktionelle Tätigkeit des Dichters anbelangt, beschränkt sich Boas auf Vermutungen und verhält sich überhaupt der „kleinen Gazette", wie er die NNV. nennt, gegenüber ziemlich unkritisch. Minor war der zweite, der sich ausführlich mit Schillers Redaktionstätigkeit an den NNV. beschäftigte. Er gab in seinem Aufsatze „Der junge Schiller als Journalist" in der „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte", Band II, 346 zuerst eine allgemeine Schilderung des Blattes, dann befaßte er sich näher mit der Rubrik „Gelehrte Sachen", von der er annahm, Schiller habe sie neu eingeführt, und druckte sämtliche Artikel ab, die unter dieser Rubrik erschienen sind. Für die Rubrik „Oekonomische Nachrichten" vermutete er die Mitarbeit von Schillers Vater. Um einen Begriff von der Art der Dichtung zu geben, wie sie in den damaligen Blättern gepflegt wurde, druckte er auch alle drei Gedichte des Jahrgangs 1781 ab. Mit zahl-

1) Leitzmann vermutet hinter dem -s- nicht Petersen, sondern Schillers Jugendfreund Massenbach (Euph. 15, 585).

reichen Belegen gab er ferner eine Charakteristik der politischen Berichte. Den größten Teil seiner Untersuchung hat Minor den „Vermischten Neuigkeiten" gewidmet und hat alle Artikel, in denen er die leiseste Spur einer Beziehung zum Dichter und Mediziner Schiller zu entdecken glaubte, zum Abdruck gebracht. Er hat dabei manche von Schiller bearbeitete Artikel herausgefunden. Einige kleine Versehen, die württembergische Zeitungsgeschichte betreffend, sind ihm freilich mit untergelaufen. Die einzige Quellenuntersuchung, die Minor vorgenommen hat, die von Cranz, Gallerie der Teufel, ergab nur eine einzige, ziemlich oberflächliche Parallele; das Buch kann also nicht als Quelle gelten. Zum Schlusse hat Minor den Plan zu einem „Oppositionsjournal" veröffentlicht, der sich im Schillerarchiv des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm befindet. Manchmal geht er in seiner Arbeit, die sich ja nur auf Vermutungen aufbaut, zu weit und nimmt für Schiller in Anspruch, was Allgemeingut der damaligen „Zeitungsschreiber" war. Minors Verdienst liegt vor allem in der Veröffentlichung zahlreicher Artikel, die er so der Forschung zugänglich gemacht hat.

Ferner hat sich Edward Schröder in den NachrGGW. 1904, p. 242 ff. bei einer Untersuchung über die Echtheit der in den NNV. am 6. März 1781 erschienenen „Ode auf die glückliche Wiederkunft unseres gnädigsten Fürsten" mit der Zeitung selbst und mit der redaktionellen Arbeit des jungen Schiller beschäftigt. Er hat vor allem die Frage untersucht, von welchem Zeitpunkte ab und wie lange der Dichter die „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen" redigiert haben mag. Sodann hat er die Vermutung aufgestellt, Petersen, dem er auch die „Ode auf die glückliche Wiederkunft" zuschreibt, habe gelegentlich an den NNV. mitgearbeitet, ohne aber einen Beweis dafür bringen zu können. Festgestellt hat Schröder, daß „Der rothe Wagen, eine universelle Wochenschrift herausgegeben von Sam. Jac. Schroeckh in Frankfurt a/M.", die Hoffmeister voreilig als Quelle für die „Mäntlerische Zeitung" annahm, mit den NNV. nicht zusammenhängt. Am Schlusse der Untersuchung weist Schröder darauf hin, daß Schillers redaktionelle Arbeit, die Art seiner stilistischen Umarbeitung oder Retouche, erst durch eine Quellenuntersuchung festgelegt werden könne. Die Quellenuntersuchung hat Ernst Müller in einem Aufsatz im „Schwäbischen Merkur" vom 9. November 1910 mit einem Vergleich der NNV. und der „Stuttgardischen Privilegirten Zeitung" (StPZ.) begonnen. Er erkannte, daß wohl für beide Zeitungen eine gemeinsame Quelle vorhanden sein müsse, als welche sich in vorliegender Untersuchung das Frankfurter „Journal" (J.) erwiesen hat. Zum Schluß wies er auch darauf hin, daß nur eine Durchforschung der Quellen

ein klares Bild von Schillers journalistischer Tätigkeit verschaffen könne. Einen Überblick über den augenblicklichen Stand der Frage gab Karl Steiff in seinem Aufsatz „Die Presse" in „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit" p. 384. Kurz berührt haben die Frage in ihren Schillerbiographien Hoffmeister-Viehoff, Boas, Minor, Harnack, Berger und Fritz Strich.

Über die bisherigen Untersuchungen ist zusammenfassend zu sagen: Sie konnten, da sie fast ausschließlich auf der Untersuchung der NNV. allein beruhten[2]), keine bestimmt nachgewiesenen Beiträge Schillers herausstellen. Erst die Untersuchung der Quellen, und darauf baut die vorliegende Arbeit, konnte sichere Resultate an den Tag legen. Als Quellen kommen vor allem die von den NNV. erwähnten (teilweise als Quellen angeführten) Zeitungen und Schriften und ferner diesen ähnliche, in den NNV. nicht genannte in Betracht. Freilich mußte eine solche Untersuchung lückenhaft bleiben, da es unmöglich war, für jeden einzelnen Artikel der 104 Nummern der NNV. die Quelle nachzuweisen. Andererseits war dies auch nicht Aufgabe der vorliegenden Untersuchung. Die Aufgabe war vielmehr, an einer Reihe von Beispielen im Vergleich mit den offenbaren Quellen die besondere Art der Redaktionstätigkeit Schillers herauszustellen, um so im großen und ganzen ein Bild der Arbeit des Dichters an dieser Zeitung geben zu können.

Die Quellen.

Als Quellen sind in den „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen" zitiert:

I. Die „Frankfurter Kayserl. Reichs-Oberpostamtszeitung" in Nr. 58 (20. Juli) und in Nr. 79 (2. Oktober). (FOPZ.)

II. Die „Erlanger Realzeitung" in Nr. 43 (29. Mai) und in Nr. 58 (20. Juli). (ER.)

III. Das Frankfurter „Journal" (und zwar Anhang Nr. 136) am 31. August in Nr. 70. (J.)

IV. Die „Leydner Zeitung" in Nr. 93 (20. November).

V. „Der Nord-Holländische Courant" in Nr. 63 (7. August).

VI. „Mercure de France" in Nr. 82 (12. Oktober).

VII. „Schlözers Briefwechsel" (IX. Teil III. Heft) in Nr. 75 (18. September).

VIII. „Büschings wöchentliche Nachrichten" in Nr. 85 (Druckfehler statt Nr. 86) vom 26. Oktober.

IX. „Journal de Physique" 1781 in Nr. 37 (8. Mai).

An nicht zitierten Quellen wurden benützt:

direkt:

I. Die „Stuttgardische Privilegirte Zeitung" (StPZ.)

II. Das Frankfurter Staats-riftretto.

III. Die Augspurgische Ordinari Postzeitung

2) Die von Ernst Müller schöpft in den meisten Fällen nur aus einer sekundären Quelle.

und indirekt:

Sherlocks Briefe 1781.

Eine Durchforschung der zitierten Quellen ergab, daß diese, obwohl nur wenige Male zitiert, dennoch zum Teil regelmäßig und ausgiebig benützt wurden. Das entspricht durchaus dem damaligen journalistischen Gebrauch, wofür ich im Frankfurter „Journal" als Beleg folgenden naiven Vers gefunden habe:

Daß Zeitungsschreiber meistens stehlen
Ist fast unmöglich zu verheelen,
Doch ist der Diebstahl keine Sünd!
Sie nehmen gleich geschäftgen Bienen
Aus 100 Blättern, was darinnen
Zu ihrem Zweck sich tauglich findt.

Hundert Blätter haben die „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen" nun zwar nicht benützt, und selbst von den zitierten kommen als regelmäßige Quellen nicht alle in Betracht. Die zitierten ausländischen Quellen scheinen nicht selbst, sondern durch Vermittlung deutscher Zeitungen benützt worden zu sein, wenigstens ließ sich das beim „Holländischen Courant" und „Sherlocks Briefen" nachweisen. Die Hauptquellen sind die FOPZ., die EN. J., und die StPZ. Sie sind deshalb in einzelnen Abschnitten behandelt.

Die Frankfurter Kayserl. Reichs-Oberpost-Amts-Zeitung erschien viermal wöchentlich, am Montag, Dienstag, Freitag und Samstag. Die Nummer umfaßt gewöhnlich drei Quartseiten Text und eine bis fünf Seiten Avertissements. An erster Stelle bringt sie ohne eine besondere Rubriküberschrift politische Neuigkeiten, die mit Ort und Datum überschrieben sind. Eine zweite Rubrik mit der Überschrift „Kurze vermischte Nachrichten" enthält allerlei kurze Mitteilungen und auch viele Anekdoten. Die viel gelesene und beliebte FOPZ. ist von den NNV. stark ausgeschrieben worden. Vor allem wurde eine Menge politischer Artikel, aber auch viele kurze Nachrichten und Anekdoten teils wörtlich abgedruckt, teils redaktionell bearbeitet hinübergenommen. Die Benützung der FOPZ. war folgende. Um eine deutliche Anschauung von der Art zu geben, wie die NNV. ihre Quellen ausnützten, gebe ich hier als Beispiel die vollständige Zusammenstellung aller gemeinsamen Artikel [3]).

---

3) Die mit * bezeichneten Artikel sind bearbeitet, die nicht besonders gekennzeichneten ohne Bearbeitung wörtlich abgedruckt. Ein g bedeutet nur gekürzt. Von den politischen Nachrichten sind bei den NNV. Ort mit Datum, von den „Vermischten Neuigkeiten" (Verm.) die ersten Worte zitiert.

RNB.		FOPZ.
Nr. 1. 2. Januar		
Nr. 2. 5. Januar		
Petersburg, vom 8. Dezember	. . . .	1. Januar
Rom, vom 16. Dezember	. . . .	1. Januar
Wien, vom 20. Dezember	. . . .	1. Januar
Verm.		
Ein Schiff	. . . .	2. Januar
Zu Jersbeck	. . . .	2. Januar
zusammen 47 Zeilen.		
Nr. 3. 9. Januar		
London, vom 26. Dezember II. Teil	. . . . . .	5. Januar
Antwerpen, vom 29. Dezember	. . . .	5. Januar
Verm.		
Auf der neulichen	. . . .	2. Januar
zusammen 63 Zeilen.		
Nr. 4. 12. Januar		
London, vom 26. Dezember	. . . .	6. Januar
Amsterdam, vom 1. Januar	. . . .	6. Januar
Haag, vom 3. Januar	. . . .	9. Januar
Utrecht, vom 4. Januar	. . . .	9. Januar
Verm.		
In Siebenbürgen	. . . .	8. Januar
* Nach einem Berichte aus München	. . . . . .	8. Januar
zusammen 89 Zeilen.		
Nr. 5. 16. Januar		
London, vom 26. Dezember	. . . .	8. Januar
Verm.		
Ein vornehmer Kaufmann	. . . .	9. Januar
General Arnold	. . . .	9. Januar
Die Königl. Officiers	. . . .	9. Januar
zusammen 65 Zeilen.		
Nr. 6. 19. Januar		
g Wien, vom 6. Januar	. . . .	15. Januar
Paris, vom 9. Januar	. . . .	15. Januar
zusammen 40 Zeilen.		
Nr. 7. 23. Januar		
g Paris, vom 9. Januar	. . . .	16. Januar
Paris, vom 13. Januar	. . . .	19. Januar
Verm.		
* Ein K. K. Beamter	. . . .	19. Januar
Einer der Ungarischen	. . . .	19. Januar
Zwo Privatpersonen	. . . .	20. Januar
zusammen 73 Zeilen.		
Nr. 8. 26. Januar		
g London, vom 9. Januar	. . . .	22. Januar
Haag, vom 15. Januar	. . . .	22. Januar

NNV.	FOPZ.
Verm.	
Am 3ten dieses	20. Januar
zusammen 76 Zeilen.	
Nr. 9. 30. Januar	
Büdingen, vom 21. Januar	26. Januar
Maynz, vom 23. Januar	26. Januar
Verm.	
* Ein junger Mann	27. Januar
zusammen 28 Zeilen	
Nr. 10. 2. Februar	
Paris, vom 11. Januar	29. Januar
Haag, vom 21. Januar	29. Januar
Antwerpen, vom 23. Januar	29. Januar
Verm.	
Anekdote	30. Januar
Das große Loos	26. Januar
zusammen 80 Zeilen.	
Nr. 11. 6. Februar	
Schreiben aus Petersburg vom 9. Januar	2. Februar
Paris, 27. Jänner	3. Februar
Wien, vom 27. Januar	3. Februar
zusammen 58 Zeilen.	
Nr. 12. 9. Februar	
Londen, vom 23. Januar	5. Februar
Ostende, vom 24. Januar	5. Februar
Brüssel, vom 26. Januar	5. Februar
Londen, vom 26. Januar	5. Februar
Bamberg, vom 27. Januar	5. Februar
Utrecht, vom 28. Januar	5. Februar
Paris, vom 28. Januar	5. Februar
Haag, vom 29. Januar	5. Februar
Rotterdam, vom 31. Januar	6. Februar
Verm.	
Unter den vielen	6. Februar
zusammen 119 Zeilen (die ganze Nummer umfaßt 167 Zeilen).	
Nr. 13. 13. Februar	
Londen, vom 30. Januar	9. Februar
Paris, vom 2. Februar	9. Februar
zusammen 40 Zeilen.	
Nr. 14. 16. Februar	
Aus dem Brandenburgischen, vom 3. Februar	13. Februar
27 Zeilen.	
Nr. 15. 20. Februar	
Londen, vom 9. Februar	16. Februar
Preßburg, vom 3. Februar	16. Februar

NRZ.	FOPZ.
Verm.	
Vor einigen Tagen	17. Februar
Der Fürst Erzbischöflich	17. Februar
zusammen 63 Zeilen.	
Nr. 16. 23. Februar	
Straßburg, vom 10. Februar	19. Februar
Straubing, vom 10. Februar	19. Februar
Aus Holland vom 13. Februar	19. Februar
Verm.	
* Am 15ten Februar	19. Februar
Aus Zürich wird berichtet	19. Februar
g Der Müller in Oberzenn	16. Februar
zusammen 78 Zeilen.	
Nr. 17. 27. Februar	
Constantinopel, vom 6. Januar	20. Februar
London, vom 13. Februar	23. Februar
* Braunschweig, vom 19. Februar	26. Februar
zusammen 63 Zeilen.	
Nr. 18. 2. März	
* London, vom 17. Februar	27. Februar
15 Zeilen.	
Nr. 19. 6. März	
London, vom 16. Februar	2. März
London, vom 20. Februar	2. März
Brüssel, vom 22. Februar	3. März
Paris, vom 24. Februar	3. März
zusammen 100 Zeilen.	
Nr. 20. 9. März	
Versailles, vom 25. Februar	5. März
Regensburg, vom 26. Februar	5. März
Verm.	
Es heißt der russische	6. März 4)
Ich eile, mein Freund	2. März
zusammen 56 Zeilen.	
Nr. 21. 13. März	
Paris, vom 2. Mart.	9. März
Aus Holland, vom 6. Mart.	10. März
Verm.	
Zu Neustadt	5. März
zusammen 29 Zeilen.	
Nr. 22. 16. März	
Paris, vom 4. Mart.	12. März
Aus dem Wirzburgischen, vom 8. Mart.	12. März
Verm.	
Am 4ten dieses sind	12. März
zusammen 47 Zeilen.	

4) Hier ist in den NRZ. die FOPZ. vom 6. März Nr. 38 zitiert.

NNV.	FOPZ.
Nr. 23. 20. März	
Amsterdam, vom 8. Mart.	16. März
21 Zeilen.	
Nr. 24. 23. März	
Paris, vom 13. Mart.	19. März
* Wien, vom 18. Mart.	20. März
Allhier ist eine	19. März
Verm.	
Sichern Nachrichten	20. März
zusammen 56 Zeilen.	
Nr. 25. 27. März	
Corolath, vom 3. Mart.	20. März
Verm.	
g Der Tänzer Vestris	23. März
Jüngst hat ein treuer Hund	20. März
zusammen 32 Zeilen.	
Nr. 26. 30. März	
* Aus Ungarn, vom 6. Mart.	26. März
Wien, vom 17. Mart.	26. März
zusammen 34 Zeilen.	
Nr. 27. 3. April	
g Paris, vom 23. Mart.	30. März
Aus Österreich, vom 24. Mart.	31. März
zusammen 44 Zeilen.	
Nr. 28. 6. April	
Petersburg, vom 9. Mart.	2. April
Warschau, vom 16. Mart.	2. April
Verm.	
Se. Kaiserl. Maj. haben	2. April
zusammen 79 Zeilen.	
Nr. 29. 10. April	
Aus Holland, vom 30. Mart.	3. April
Cassel, vom 31. Mart.	7. April
zusammen 25 Zeilen.	
Nr. 30. 13. April / Nr. 31. 17. April } nichts entnommen.	
Nr. 32. 20. April	
Verm.	
Man spricht von einer	17. April
Folgende schöne That verdient	16. April
zusammen 21 Zeilen.	
Nr. 33. 24. April	
Verm.	
Ein reicher Handelsmann	17. April
30 Zeilen.	

NRB.	FOPZ.
Nr. 34. 27. April	
Wien, vom 14. April	23. April
Paris, vom 17. April	23. April
zusammen 60 Zeilen.	
Nr. 35. 1. May	
Hamburg, vom 19. April	27. April
Paris, vom 20. April	27. April
Aus Franken, vom 25. April	27. April
zusammen 49 Zeilen.	
Nr. 36. 4. May	
Warschau, vom 12. April	30. April
Paris, vom 24. April	30. April
zusammen 32 Zeilen.	
Nr. 37. 8. May	
London, vom 24. April	1. May
* Ein anders Paris, vom 26. April	4. May
zusammen 52 Zeilen.	
Nr. 38. 11. May	
Paris, vom 29. April	7. May
Verm.	
In einem 3 Stunden von München	5. May
zusammen 39 Zeilen.	
Nr. 39. 15. May nichts entnommen.	
Nr. 40. 18. May	
Lissabon, vom 17. April	14. May
Aus der Schweitz, vom 15. May	14. May
Paris, vom 6. May	14. May
Verm.	
Ein Quaker sagte	14. May
zusammen 60 Zeilen.	
Nr. 41. 22. May	
Paris, vom 11. May	18. May
17 Zeilen.	
Nr. 42. 25. May	
Wien, vom 12. May	21. May
Aus Franken, vom 4. May	21. May
Frankfurt, vom 19. May	21. May
zusammen 42 Zeilen.	
Nr. 43. 29. May nichts entnommen.	
Nr. 44. 1. Juni	
Paris, vom 21. Mai	28. May
Hamburg, vom 21. May	28. May
Straßburg, vom 22. May	28. May
Frankfurt, vom 28. May	29. May
Mannheim, vom 29. May	1. Juni
zusammen 80 Zeilen	

NNV.	FOPZ.
Nr. 45. 5. Juni	
Wien, vom 22. May	29. May
Londen, vom 22. May	1. Juni
Verm.	
Zu Petersburg	29. May
Es wird aus Wien	29. May
zusammen 48 Zeilen.	
Nr. 46. 8. Juni	
Paris, vom 26. May	2. Juni
Paris, vom 29. May	4. Juni
Londen, vom 29. May	5. Juni
Öhringen, vom 31. May	5. Juni
erm.	
Vor einigen Tagen	4. Juni
zusammen 87 Zeilen.	
Nr. 47. (verdruckt: 45). 12. Juni	
Constantinopel, vom 20. April	8. Juni
12 Zeilen.	
Nr. 48. 15. Juni	
Bayreuth, vom 5. Jun.	11. Juni
8 Zeilen.	
Nr. 49. 19. Juni	
Paris, vom 5. Jun.	12. Juni
Wertheim, vom 8. Jun.	12. Juni
Verm.	
Privatbriefe aus Paris	16. Juni
Zu Mantua	15. Juni
In Florenz	15. Juni
In der Stadt Troyes	15. Juni
zusammen 74 Zeilen.	
Nr. 50. 22. Juni	
Luxemburg, vom 10. Jun.	18. Juni
Paris, vom 12. Jun.	18. Juni
Londen, vom 12. Junii	19. Juni
zusammen 127 Zeilen.	
(Die ganze Nummer umfaßt 156 Zeilen.)	
Nr. 51. 26. Juni	
Brünn, vom 12. Juni	19. Juni
Miltenberg, vom 16. Jun.	22. Juni
Paris, vom 17. Jun.	23. Juni
Verm.	
Am 5ten Jun. ist zu Rom	23. Juni
zusammen 51 Zeilen.	
Nr. 52. 29. Juni	
Cortryck, vom 13. Jun.	25. Juni
Rom, vom 12. Jun.	25. Juni

RNB.		FDPZ.
Verm.		
Se. Majestät der Kaiser		25. Juni
Zu Cagli		25. Juni
zusammen 48 Zeilen.		
Nr. 53. 3. Juli Nr. 54. 6. Juli Nr. 55. 10. Juli	nichts entnommen.	
Nr. 56. 13. Juli		
Verm.		
Der Kaiser (schreibt ein Engländer)		9. Juli
5 Zeilen.		
Nr. 57. 17. Juli Nr. 58. 20. Juli Nr. 59. 24. Juli	nichts entnommen.	
Nr. 60. Fehlt im Bande.		
Nr. 61. 31. Juli		
London, vom 20. Julii		28. Juli
Entdeckungen.		
* Wer gern		17. Juli
* Wer Hanf		17. Juli
* Wer bey		17. Juli
zusammen 63 Zeilen.		
Nr. 62. 3. August		
Verm.		
* In dem Bischöfflichen Dorfe		30. Juli
4 Zeilen.		
Nr. 63. 7. August		
* In dem Nordholländischen Courant		30. Juli
20 Zeilen.		
Nr. 64. 10. August Nr. 65. 14. August	nichts entnommen.	
Nr. 66. 17. August		
Neudietendorf, im Gothaischen, vom 3. August		11. August
38 Zeilen.		
Nr. 67. 21. August		
Ulm, vom 10. August		18. August
8 Zeilen.		
Nr. 68. 24. August Nr. 69. 28. August	nichts entnommen.	
Nr. 70. 31. August		
Verm.		
* Ein fremder Offizier		25. August
* Ein englischer Wundarzt		25. August
* Das berühmte Dresdner		25. August
zusammen 34 Zeilen.		

NNV. FOPZ.

Nr. 71. 4. September
Paris, vom 17. August . . . . 28. August
* Aus Pohlen, vom 25. August . . . . 31. August
Verm.
* Welches gemeiniglich . . . . 28. August
zusammen 53 Zeilen.

Nr. 72. 7. September
Florenz, vom 21. August . . . . 1. September
40 Zeilen.

Nr. 73. 11. September
Londen, vom 1. September . . . . 8. September
23 Zeilen.

Nr. 74. 14. September nichts entnommen.

Nr. 75. 18. September
Verm.
Ein Bayerischer Bauer . . . . 14. September
18 Zeilen.

Nr. 76. 21. September nichts entnommen.

Nr. 77. 25. September
Verm.
Ein Mechanicus in Strasburg . . . . 17. September
15 Zeilen.

Nr. 78. 29. September nichts entnommen.

Nr. 79. 2. Oktober.
* Rom, vom 8. September[5]) . . . . . . 24. und 18. September
Vom mittleren Rheinstrome, vom 16. September . . 21. September
zusammen 84 Zeilen.

Nr. 80. 5. Oktober
Verm.
Zu Görliz ereignete sich . . . . 2. Oktober
10 Zeilen.

Nr. 81. 9. Oktober
Nr. 82. 12. Oktober
Nr. 83. 16. Oktober } nichts entnommen.
Nr. 84. 19. Oktober
Nr. 85. 23. Oktober

Nr. 86 (verdruckt: 85). 26. Oktober
Nachricht von des Kerim-Chan Tode . . . . 20. Oktober[6])

Nr. 87. 30. Oktober
Wien, vom 17. Oktober . . . . 26. Oktober
Verm.
* Herr Linguet . . . . 22. Oktober
zusammen 39 Zeilen.

---

5) In den NNV ist hier die FOPZ. als Quelle angegeben.
6) Erste Quelle „Büschings wöchentliche Nachrichten“ vom 8. Oktober.

RRB.	FOPZ.
Nr. 88. 2. November	
Verm.	
* Schwerlich werden in	29. Oktober
* So schön und gut	29. Oktober
zusammen 14 Zeilen.	
Nr. 89. 6. November	
g Paris, vom 23. Oktober	30. Oktober
24 Zeilen.	
Nr. 90. 9. November nichts entnommen.	
Nr. 91. 12. November	
Rheinstrom, vom 2. November	6. November
32 Zeilen.	
Nr. 92. 16. November	
Berlin, den 3. November	12. und 13. November
49 Zeilen.	
Nr. 93. 20. November nichts entnommen.	
Nr. 94. 23. November	
Barcellona, vom 2. November	20. November
21 Zeilen.	
Nr. 95. 27. November } nichts entnommen.	
Nr. 96. 30. November }	
Nr. 97. 4. Dezember	
London, vom 23. November	1. Dezember
33 Zeilen.	
Nr. 98. 7. Dezember	
* In einem Komödienhauß	3. Dezember
* Ein Reisebeschreiber erzählt	3. Dezember
Ein Hannöverischer Staabsoffizier	4. Dezember
zusammen 11 Zeilen.	
Nr. 99. 11. Dezember	
Wien, vom 28. November	7. Dezember
52 Zeilen.	
Nr. 100. 14. Dezember	
Wien, vom 1. Dezember	10. Dezember
* In Cassel werden	11. Dezember
* Anekdote	10. Dezember [7]
zusammen 87 Zeilen.	
Nr. 101. 18. Dezember nichts entnommen.	
Nr. 102. 21. Dezember	
Wien, vom 8. Dezember	15. Dezember
49 Zeilen.	
Nr. 103. 25. Dezember nichts entnommen.	
Nr. 104. 28. Dezember	
Verm.	
Zu Gyeresch-Szient	22. Dezember
* Der Exminister Pombal	18. Dezember
zusammen 8 Zeilen.	

7) In der FOPZ. steht dabei: Aus Sherlocks Briefen 1781.

Kurz zusammengefaßt stellt sich die Benützung der FOPZ. dar, wie folgt:

Es sind entnommen:

Im Januar	481 Zeilen
Im Februar	528 „
Im März	390 „
Im April	259 „
Im Mai	291 „
Im Juni	535 „

Dabei ist mit Ausnahme zweier Nummern (vom 15. und 29. Mai) in jeder Nummer der NNV. von Januar bis Juni eine Benützung der FOPZ. nachzuweisen.

In den Monaten Juli bis September sinkt die Ziffer der Benutzung sehr stark. Im Juli sind überhaupt nur in zwei Nummern Übereinstimmungen festzustellen, zusammen nur 68 Zeilen. Im August (104 Zeilen) ist in vier, im September (149 Zeilen) in zwei Nummern keine Quellenbenützung des Frankfurter Blattes zu finden. Von Oktober bis Dezember steigt die Benützung, was die Zeilenzahl anbelangt, wieder; die Zahl der Nummern, welche die FOPZ. nicht benützen, hält sich ungefähr auf dem Niveau der Monate August und September.

Oktober	zusammen	206	Zeilen;	5	Nummern	keine Benützung
November	„	140	„	4	„	„ „
Dezember	„	240	„	2	„	„ „

Die Art der Benützung zeigt kurz folgende Zusammenstellung:

	Politische Artikel	Verm. Nachr.	Anekdoten	Bearbeitet
Januar	18	9	4	6
Februar	26	5	3	2
März	18	5	2	4
April	7	2	2	1
Mai	15	1	1	1
Juni	23	6	3	—
Juli	1	3	1	3
August	2	2	3	5
September	4	1	2	2
Oktober	5	2	—	1
November	4	2	—	3
Dezember	3	8	1	5
zusammen	126	46	22	33

Am stärksten benützt sind die politischen Artikel, dann die „Vermischten Nachrichten"; an dritter Stelle kommen die Anekdoten. Die Zahl der Bearbeitungen ist verhältnismäßig sehr gering. Von Juli ab nimmt die Zahl der bearbeiteten Artikel im Verhältnis zur Zahl der überhaupt benützten außerordentlich stark zu. Von Januar bis Juli ist die Quelle von den NNV. ziemlich rücksichtslos, ohne viel Bearbeitung, ausgenützt worden.

Die „Erlanger Realzeitung" erschien im Oktavformat zweimal wöchentlich. Der Jahrgang 1781 beginnt mit einer sehr hübschen Satire auf die Herren Zeitungsschreiber, welche gegen die in anderen Zeitungen üblichen Neujahrsoden angenehm absticht. Auch sonst bietet die ER. mehr als die anderen Quellen der NNV. Sie wurde in manchen Fällen von der FOPZ. als Quelle benützt; sie hat einen ausgeprägten politischen Standpunkt; sie verbindet die einzelnen Nachrichten zu längeren Artikeln, indem sie solche auf ihre Glaubwürdigkeit und auf ihre Bedeutung hin kritisch prüft. Auch die Rubrik „Vermischte Nachrichten" ist sehr abwechslungsreich und bringt zuweilen eigene Originalartikel. Die NNV. haben die ER., wie folgt, benützt:

Im Januar sind fünf Artikel in die Rubrik „Vermischte Neuigkeiten" übernommen, im Februar einer, im März zwei politische und zwei vermischte Artikel, im April nichts, im Mai ein politischer, im Juni ein vermischter. Von allen diesen Artikeln ist kein einziger redaktionell bearbeitet. Erst im Juli, in welchem zwei politische und vier vermischte Artikel entnommen sind, beginnt die redaktionelle Bearbeitung, ja man kann in diesem Falle beinahe sagen Überarbeitung, denn die Artikel sind sehr eingehend bearbeitet (z. B. der über Calliostro, über den ich unten ausführlich handle). Von den sechs übernommenen Artikeln sind fünf bearbeitet. Im August ist ein politischer Artikel gleichfalls bearbeitet; im September sind vier vermischte Artikel, ebenfalls bearbeitet, von der ER. in die NNV. übergegangen. Im Oktober sind es zwei vermischte, im November vier vermischte Artikel, die, auch bearbeitet, dieser Quelle entstammen. Im Monat Dezember wurde die Quelle nicht benützt. Die NNV. haben vorzugsweise Anekdoten aus der ER. übernommen. Daß die ER. sonst wenig benützt wurde, begründet sich durch den besonderen Charakter des Blattes, welcher dem der Mäntlerischen Zeitung wenig entsprach.

Das wöchentlich viermal erscheinende „Journal in Frankfurt a. Main", kurzweg „Journal" genannt, war ebenfalls für die „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen" eine viel benützte Quelle. Das J. war auch wie die anderen damaligen Zeitungen in zwei Hauptrubriken

eingeteilt, die erste, die längere, meist politische Artikel brachte, und die zweite, die kurzgefaßte politische und vermischte Neuigkeiten bot. Von J. sind, wie der Vergleich beider Zeitungen ergeben hat, im Januar 14 längere Artikel in den politischen Teil der NNV. und in die Rubrik „Vermischte Neuigkeiten" 16 Notizen übergegangen. In den folgenden Monaten sind übernommen worden:

	in den Politischen Teil	in die Verm. Neuigkeiten
Im Februar	22	26
Im März	30	30
Im April	26	11
Im Mai	17	17
Im Juni	12	13
Im Juli	2	5
Im August	4	3
Im September	3	2
Im Oktober	3	2
Im November	1	2
Im Dezember	3	1

Alle diese Artikel sind einfach, ohne Bearbeitung, herübergenommen. Auch beim „Journal" hat, wie bei der FOPZ., die Benützung vom Monat Juli ab außerordentlich nachgelassen, und eine andere Quelle muß an seine Stelle getreten sein. Bei einer Reihe von Artikeln ist J. für die NNV. und die StPZ. 1781 gemeinsame Quelle gewesen.

Wenig benützt ist der „Frankfurter Staats-ristretto"; es sind ihm nur zwei kurze Notizen im Mai und ein längerer Artikel im Juni entnommen.

Die „Stuttgardische Privilegirte Zeitung", auch „Hofzeitung" genannt, erschien im Cottaischen Verlage, wo sie der jeweilige Besitzer auch herausgegeben zu haben scheint, wenigstens ist kein besonderer Redakteur bekannt. Man nannte sie auch kurzweg die „Cottaische Zeitung"[8]). Sie erschien dreimal in der Woche, am Dienstag, Donnerstag und Samstag. Die „Cottaische" hat ein ganz ähnliches Gepräge wie die „Mäntlerische Zeitung". Sie umfaßt gewöhnlich vier Quartseiten; erst bringt sie politische Berichte, dann unter der Rubrik „Kurzgefaßte Neuigkeiten" weniger wichtige politische und allerhand vermischte Notizen von kleinem Umfange (2—3 Zeilen). Anekdoten sind selten. Das Annoncenwesen ist in ihr mehr entwickelt als in den NNV., sie bringt in einer

8) Steiff, „Die Presse" in „Herzog Karl Eugen und seine Zeit", hrsg. vom Württemb. Geschichts- und Altertumsverein, Band I.

nicht besonders überschriebenen, den „Avertissements“ der „Mäntlerischen Zeitung“ entsprechenden Rubrik, allerhand Anzeigen und mitunter auch Reklamen im heutigen Sinne. Die „Cottaische Zeitung“ war beim Publikum sehr beliebt, eben im Jahre 1781 ist in den Akten zu lesen, die „Mäntlerische Zeitung“ habe bei weitem nicht den Abgang wie die „Cottaische“ [8]).

Die StPZ. hat mit den NNB. eine große Anzahl politische Artikel gemein, ob sie freilich als Quelle diente, ist nicht in allen Fällen mit Bestimmtheit festzustellen; in vielen Fällen lag eine dritte gemeinsame Quelle [9]) zugrunde, die wohl von beiden Zeitungen benützt wurde. Für vorliegende Untersuchung ist es im Grunde gleichgültig, ob die StPZ. oder ein anderes Blatt Quelle war. Es ist nur von Interesse, für die einzelnen Artikel festzustellen (die StPZ. bringt sie mit sehr wenigen Ausnahmen im Datum früher), ob eine Bearbeitung von Schillers Hand vorliegt oder nicht. Mit Sicherheit sind dann diejenigen Artikel als nicht von Schiller bearbeitet abzulehnen, die, ehe sie in den NNB. kommen, in der StPZ. wörtlich gleich erschienen sind. Im Wortlaut stimmen in beiden Zeitungen ferner die Hofberichte überein, also Berichte über Geburtstagsfeiern des Herzogs, über Feste in der Akademie usw. Bei ihnen ist auch die Möglichkeit anzunehmen, daß sie beiden Zeitungen von dritter Seite, vielleicht von dem Hofmarschallamt, in gleicher Fassung zugesandt wurden.

Das Abhängigkeitsverhältnis der NNB. von der StPZ. bezw. von einer gemeinsamen Quelle ist wie folgt [10]):

Im Januar sind mit Ausnahme von einer Nummer jeder Nummer ein bis zwei Artikel entnommen. Im Februar ist sie etwas stärker benützt. Am 6. Februar sind drei politische Artikel, am 23. vier kleinere Notizen entnommen. Anfang März finden sich wenige, am 20. März dagegen sind nicht weniger als sechs Artikel von der StPZ. in die „Mäntlerische Zeitung“ übergegangen, die 103 Zeilen umfassen, wobei zu bemerken ist, daß die ganze Nummer 174 Zeilen enthält. Am 27. März finden wir ebenfalls fünf Artikel, von 175 Zeilen 60, aus der „Cottaischen Zeitung“ (bezw. aus der dritten gemeinsamen Quelle) in die NNB. übernommen. Im April ist die Benützung gleichfalls ziemlich stark. Vor allem ist in Nr. 29 vom 10. April die „Kurze Beschreibung der drei holländischen Inseln St. Eustach, St. Martin und Saba“ übernommen. Am 24. April sind drei größere Artikel zusammen

9) Als eine dieser Quellen hat sich für eine Reihe von Artikeln J. herausgestellt.

10) Die Daten sind nach den NNB. zitiert.

im Umfange von 45 Zeilen in die NNV. übergegangen. Anfang Mai findet sich wieder wenig Übereinstimmung; dagegen von Mitte Mai ab wird die Benützung stärker. Am 22. Mai sind von 133 Zeilen 83 aus der „Cottaischen Zeitung" geschöpft. Am 29. Mai finden sich ebenfalls fünf übereinstimmende Artikel, von denen einer allerdings auch in der SN. vom 12. Mai steht, also wohl kaum der „Cottaischen Zeitung" entnommen ist. Hier ist also direkt eine gemeinsame Quelle beider Zeitungen festzustellen. Etwa gleich stark ist die Benützung der Quelle Anfang Juni, gegen Mitte Juni läßt sie etwas nach, am 26. dagegen finden sich vier politische Artikel und zwei kurze Notizen, die in der Cottaischen Zeitung in den Nummern vom 20.—23. Juni erschienen waren. Im Monat Juli sind zwar zu Anfang (in Nr. 53 vom 3. Juli) vier Artikel, die über zwei Seiten Raum ausfüllen, der StPZ. vom 30. Juni entnommen, dann ist sie aber fast kaum weiter benützt. Im August findet sich nur ein Artikel, für welchen sich keine andere Quelle finden ließ, nämlich in der Nummer vom 28. August, die Beschreibung der Fahnenweihe des Hessen-Darmstädtischen Regiments zu Nancy, der sicher auch eine gemeinsame Quelle zugrunde liegt. Im September sind ebenfalls nur zwei Artikel gemeinsam, die ich auch beide in der FOPZ. wiedergefunden habe, die in diesem Falle gemeinsame Quelle ist. Im Oktober ist möglicherweise am 9. ein Artikel, eine „Allerhöchste K. K. Verordnung", übernommen, obwohl auch da sich der Gedanke an die zu vermutende gemeinsame Quelle aufdrängt; am 23. findet sich in beiden Blättern eine Anekdote[11]) in verschiedener sprachlicher Fassung, die in den NNV. von Schiller bearbeitet zu sein scheint. Sonst ist nur noch in diesem Monate eine übereinstimmende dreizeilige Notiz (am 30. Oktober) zu finden. Im November ist nur ein Hofbericht über die öffentlichen Prüfungen in der Militärakademie gemeinsam, der wohl, wie schon oben erwähnt, wie alle Hofberichte, von seiten des Hofs der Zeitung zugegangen sein mag. Desgleichen findet man im Dezember zwei Hofberichte aus Wien, von denen der eine gleichzeitig in beiden Blättern, der zweite schon vorher in der FOPZ. erschienen ist. Für beide kommt also die „Cottaische Zeitung" als Quelle nicht in Betracht. Abgesehen von einem Hofbericht vom 21. Dezember, für den das oben Gesagte gilt, ist nur noch eine einzige politische Nachricht aus London vom 18. Dezember da, für welche die StPZ. allenfalls als Quelle anzusehen wäre.

Zusammenfassend ist zu sagen: Die StPZ. bezw. die von beiden Blättern gemeinsam benützte Quelle (zum Teil J.) ist vom Anfang des

11) Diese Anekdote steht in der gleichen Fassung im J. vom 19. Oktober, das also hier gemeinsame Quelle ist.

Jahrs 1781 ab regelmäßig die Monate Januar, Februar, März April, Mai, Juni bis Anfang Juli mehr oder weniger stark benützt worden; dann läßt die Benützung stark nach, im September ist eine Benützung nicht nachzuweisen, von Oktober bis Dezember, wie aus der Art der gemeinsamen Artikel zu schließen ist, sehr unwahrscheinlich.

Die werktäglich erscheinende „Augspurgische Ordinari-Postzeitung von Staats-, gelehrten, historisch. und öconomisch. Neuigkeiten" mit ihren Beiblättern „Augspurgische Extrazeitung" und „Augspurger Extrablatt" wurde dann und wann auch als Quelle benützt. In den allermeisten Fällen bildet sie, wie das „Journal", für die NNB. und die StPZ. eine gemeinsam benützte Quelle. Nur vier Artikel haben die NNB. von der „Augspurgischen Ordinari-Postzeitung", die nicht in der StPZ. aufgenommen sind; einer davon, eine Anekdote, die am 17. Juli in Nr. 57 erschien und überschrieben ist„ Coppenhagen vom 30. Jun.", ist bearbeitet. Im übrigen ist die Benützung, wie folgt:

	Politisches:	Vermischtes:
im Januar	5	2
„ Februar	4	3
„ März	3	1
„ April	—	—
„ Mai	2	1
„ Juni	2	—
„ Juli[12])	1	1

Von allen diesen Artikeln ist sonst keiner bearbeitet.

Im folgenden habe ich nun die Art der redaktionellen Arbeit Schillers dargestellt. Es stellte sich dabei als zweckmäßig heraus, das bunte Material seinem Inhalte nach zu gruppieren und es ergaben sich dabei die Abschnitte: Literarisches — Anekdoten — Medizin und Naturwissenschaften — Politik.

Literarisches in den NNB.

Geringer an Zahl, als sich nach Minors Arbeit vermuten ließ, sind die Artikel, welche Schiller bearbeitet hat, weil sie irgendwie im Zusammenhang mit der Literatur standen, oder seinem damaligen literarischen Geschmacke entsprachen. Nachfolgende Anekdote hat ihn natürlich auch ihres merkwürdigen Inhalts wegen gereizt, sie aufzunehmen; für

12) Die Untersuchung konnte hier nicht weitergeführt werden, da das Exemplar der „Augspurgischen Ordinari Postzeitung" von der Münchner Staatsbibliothek, das mir zur Verfügung stand, nur die Monate Januar bis Juli enthält.

den Dichter Schiller war aber vor allem der letzte Passus interessant, den er seinen eigenen Anschauungen gemäß, der vorliegenden Quelle gerade entgegengesetzt, bearbeitet hat. Die Anekdote, in der auch Boas und Minor Schillers Hand wiedererkannten, steht in den NNV. vom 31. Juli. Die Vorlage war am 20. Juli in der SR., am 23. Juli in der FOPZ., in beiden Blättern wörtlich gleich erschienen.

Schiller:

„Eine neue Religionssecte."

In dem englischen Städtgen Calverton hat sich eine neue Secte zusammengeschlagen, die sich Non-Conformisten nennt. Sie haben besonders ganz eigene Heuraths-gesetze: Z. Ex. wenn ein Mannsbild ein Mädgen, das aber nothwendig aus seiner Art seyn muß, heurathen will, und es denen beederseitigen Eltern recht ist, so muß erst in Beyseyn eines Geistlichen der liebe Gott durchs Loos gefragt werden, ob ihm der Handel angenehm sey oder nicht. Man wirft also in ein Gefäß 2 Zettel, deren der eine weiß, der andere aber mit des Mädgens Nahmen versehen ist, von diesen beeden muß der Liebhaber einen ziehen, zieht er den weißen, so ist die ganze Sache aus, und da mag er sich an den lieben Gott halten; zieht er aber den gezeichneten, so wird nun das Mädgen erst um seine Meinung gefragt, antwortet sie da, wie es einst die Patriarchalische Dame Rebecca machte: Ich will mit diesem Manne ziehen, so geht die Sache ihren Gang. Amour und Cour machen ist ausdruckentlich verbotten. Arme Jugend von Calverton! wie selten werden unter dir die Legionen weiß herum schwermende inspirirte Jungens und Mädgens werden, wie wenig werden sie von Herzens Sturm und Drang, Mond- und Busch-Camerad schaft zusagen wissen, wie selten werden sie Geistes Kraft genug haben zu empfinden; wie Werther und sich das Hirn zu versengen, oder wie Sigwart, und es im Wasser aufzulösen; aber wir werden deßwegen nicht schlimmer daran seyn, ant-

Quelle:

In dem englischen Städtchen Calverton, ohnweit Nottingham, hat sich eine neue Secte zusammengeschlagen, welche sich protestantische Nonkonformisten nennt, von dem Volke aber, vermuthlich von ihrem Stifter, John Roe's Gesellschaft genannt wird, und die sich insbesondere ganz eigene Heiraths-gesetze gemacht hat. Wenn z. E. ein Mannsbild sich verheirathen will, und seinen Gegenstand aus seiner Gemeinde gewählt hat, (denn andere Mädchen dürfen durchaus nicht geheirathet werden) und die beyderseitigen Eltern haben die Wahl gut gefunden, so muß erst, in Beyseyn des Geistlichen, Gott durch Loos gefragt werden, ob ihm der Handel angenehm ist. Man muß nämlich in irgend ein Gefäß zween Zettel den einen weiß, den andern mit des Mädchens Namen beschrieben, einlegen, und einen davon ziehen; Ist's der weiße, so ist's Nulle auf immer, und der Liebhaber mag sich desfalls an den lieben Gott halten; kömmt aber der beschriebene Zettel, so wird die Jungfer jetzt erst zum erstenmahle um ihre Meynung gefragt; und sagt sie dann, wie sich's gebührt, und die patriarchalische Dame Rebecca auch einst in Züchten that: ich will mit diesem Manne ziehen; dann gehts seinen Gang. Ausdrücklich, so sagt die gedruckte Verordnung dieser Gemeinde, ausdrücklich muß das, was man Amourmachen und Cour machen gewöhnlich in der Welt zu nennen pflegt, unter uns vollkommen unbekannt seyn. — Unglückselige Jugend von Calverton! unter dir werden also keine herrliche Jungens und heilige Mädgens, womit wir nun in Teutschland,

Schiller:

wortet ein solcher Holzherzener[13] Einwohner von Calverton.

Quelle:

Gottlob! legionenweise versehen sind, aufstehen; unter dir wird nie gefühlt werden, was Herzens-Sturm und Drang, und Minnegesetz und Mondkameradschaft sagen will, und nie wirst du Geistesmacht genug haben, zu empfindseln mit den Werthern bis dein Gehirn versenge, oder mit den Siegwarten, bis daß es ersäuft sey. — „Werden drum fast nicht schlimmer dran seyn —“ sagt irgend solch ein hölzerner Calvertoner.

Abgesehen von der weit mehr künstlerischen Darstellung Schillers (man vergleiche das shakespearisch anmutende „Mond- und Busch-Cameradschaft“ gegenüber dem „Minne-Gesetz und Mondkameradschaft“ der Quelle) ist an seiner Bearbeitung bemerkenswert, daß er den Spott der ER. über die „herrlichen Jungens und heiligen Mädgens“, die von der Werther- und Sigwartbegeisterung getragen sind, unterdrückt und sich ganz auf die Seite der schwärmenden Jugend stellt, gegen die „vernünftige“ Auffassung seiner Vorlage. Er vermag in Werther und Sigwart keine „Empfindler“ zu erblicken, und der spöttische Ton der Vorlage ist mehrfach abgeschwächt.

Der Lessingnekrolog, der von allen Forschern einmütig abgelehnt wurde, ist in der Tat nicht von Schiller bearbeitet. Er steht wörtlich gleich in der FOPZ. vom 26. Februar 1781 und ist wohl auch von dort in die „Mäntlerische Zeitung“ übernommen worden. Die Geschichte eines jugendlichen Selbstmörders (in der Nummer vom 20. Februar), welche Minor als sicher von Schiller „in den Ton des Werther und in den Sturm- und Drangstil mit den fehlenden Pronomina umgeschrieben“ annahm (Minor erinnert dabei an den Versuch des jugendlichen Schiller, ein dramatisches Seitenstück zum Goetheschen Roman zu schreiben) ist, wie die Quellenuntersuchung ergibt, der FOPZ. vom 17. Februar wörtlich entnommen. Die Geschichte vom Turmverließ (2. November), in der Minor „leise den Verfasser der Räuber sich verraten“ sieht, hat Schiller nicht geschrieben, sondern er hat sie, abgesehen von zwei ganz unbedeutenden redaktionellen Änderungen, wie sie war, aus der ER. vom 26. Oktober herausgenommen.

Als Schillers Produkt hat Minor und alle Forscher, die bisher die NRB. untersucht haben, die Anekdote vom Grafen P. angesehen. Minor vermutete, es liege dieser Anekdote eine Erzählung von Schillers Vater

13) Ein ähnlicher Ausdruck findet sich in der Mannheimer Bühnenbearbeitung der Räuber I, 8: „bockleberne Seele“.

aus seinem Kriegsleben zugrunde. Diese Vermutung wird durch die Tatsache hinfällig, daß die Geschichte schon am 15. Mai im J. stand und von dort wörtlich in die „Mäntlerische Zeitung" überging. In der Quelle ist noch beigefügt: „Aus Sherlock New Lettres by an english Traveller 1780". Die englische Originalfassung und auch die französische „Übersetzung [14]), die damals schon verbreitet war, kannte Schiller offenbar nicht. Also sind auch die Nachlässigkeiten der deutschen Fassung nicht Schillers Schuld, sondern Schuld seiner Quelle, die nicht einmal den anfänglichen Versuch, Namen und Beziehungen zu unterdrücken, in der kleinen Erzählung durchgeführt hat.

Eine andere Anekdote (Nr. 100, 14. Dezember) ist ebenfalls aus Sherlocks Briefen 1781 entnommen, das heißt, Schiller hat sie nicht direkt entnommen; seine Quelle ist J., wo sie am 10. Dezember 1781 erschien. Am 13. Dezember brachte sie in gleicher Fassung die StPZ., und Schiller nahm sie etwas verändert am 14. Dezember auf. Boas und Minor schrieben sie Schiller zu. Er hat sie aber nur bearbeitet. Ich lasse die Anekdote hier folgen und füge die abweichenden Stellen der Quelle in Klammern bei:

Anekdote: Eine Dame sah ihren Gemahl in den Krieg gehen; sie lebte nur in diesem Gemahl. Ihre ganze Seele begleitete ihn. Sie bebte vor seinen Gefahren zur See; sie bebte vor seinen Gefahren zu Lande. Jede emporsteigende Welle hält sie für sein Grab; jede Kugel glaubte sie ziele auf ihn. Eine glänzende Hauptstadt schien ihr eine schreckliche Wüste; ein Mann war ihre Welt, und dieser Mann (dieses Mannes Leben), so sagte ihre ängstliche Furcht, ist in Gefahr. Ihre Tage sind Tage des Kummers und schlaflos sind alle ihre Nächte. Unbeweglich sitzt sie des Morgens mit aller Würde des Schmerzens bekleidet wie Agrippina da; und wenn sie des Nachts Ruhe sucht, so ist Ruhe von ihrem Lager geflohen; stumme Thränen fließen ihre Wangen herab und benetzen ihr Lager; oder wenn etwa die erschöpfte Natur eine Stunde des Schlummers findet, so erblickt ihre Einbildung (Einbildungskraft), krank von ihrer leidenden Seele, in diesem Schlafe den blutigen Geliebten oder seinen zerfleischten Leichnam. Mit jedem Tage wuchs ihr Kummer, bis sie endlich von heißer Liebe verzehrt das Opfer ihrer zu zärtlichen Empfindsamkeit ward und mit Kummer in die Grube sank. Diese Frau ist die Gräfin von Cornwallis. (Quelle: Nein, kalter fühlloser Leser, dies ist kein Gemählde, das meine Einbildungskraft sich schuf. Es ist nicht verschönert, nicht übertrieben, es ist getreulich von der Natur abkopiert. Es ist die wahre Geschichte der Gräfin Cornwallis, die um ihren Gemahl starb.)

Für einen Artikel, der bei den Forschern allgemein als Schillers Gut angesehen wird, ist es mir leider nicht gelungen, eine Quelle zu finden. Es ist der Artikel in den NNV. vom 7. August über La Motte, der in Inhalt, Sprache und Stil auffällig auf Schiller hinweist. Wie mir scheint, hat Schiller die Tatsachen irgendeiner Zeitung entnommen

14) Nouvelles Lettres d'un Voyageur Anglois, Londres et Paris 1780.

und nach seinem Geschmack bearbeitet. Weil es zu dem Wenigen gehört, das in den NRV. sein Eigentum darstellt, bringe ich es hier:

Londen, am 20. Julii. In Ermanglung politischer, das Publicum vielleicht mehr intressirender Nachrichten nehmen wir uns die Freyheit, in unser Blatt nachfolgende Begebenheit von einem, wo nicht auf der besten — doch auf einer sehr sonderbaren Seite sich bekandt gemachten Mann einzurücken. Es ist der wegen verdächtiger Correspondenz eingezogene Herr la Motte, ein geborener Mann von ausgezeichneter Geburt und Erziehung, von einem gesetzten Geist, einer sehr vorteilhaften Leibes-Bildung, und gewiß also ein intressanter Mann. Hätte er nur besseren Gebrauch von seinen Gaben gemacht; Er stunde einst als Obrister bey dem Regiment Soubise, diente mit vielem Ruhm, besaß die Baronin Acumeut, verschwendete aber so viel, daß er sein Vaterland verlassen, und nach England gehen mußte, woselbst Er Bekanntschaft mit einem Deutschen Nahmens Lutterloh und Walter machte, und sich in einen Handel mit Kupferstichen einließ. Er machte sich aber wegen Correspondenz verdächtig, suchte bey seiner Verhaftung die bey sich habende Papiere zu vernichten, welches ihm mißlang, vergrub einen Theil der übrigen in einem Garten, welche entdeckt wurden, und alle diejenigen Personen, die mit ihm eingezogen wurden, zeugeten wider ihn. Sein Verhör geschahe in der Old Baistey. Er wurde des Hochverrats angeklagt, daß er dem König nach dem Leben getrachtet, mit dem Feind einen verrätherischen Briefwechsel geführt, und dergleichen mehr. Sein Urtheil war erschrecklich, und lautete, wie folgt: „Er Franz Heinrich la Motte soll in sein Gefängnis zurückgeführt werden, woher Er gekommen; von dannen auf einer Hürde auf den Richtplatz gebracht, und an den Hals aufgehängt werden, nicht aber biß er todt seye, sondern von da wieder lebendig abgeschnitten, worauf man das Eingeweid ihm außreissen, ihme solches vor seinen Augen verbrennen, Kopf und Körper trennen, den Körper in 4 Theile zergliedern soll; der König wolle alsdann bestimmen, was mit dem Kopf und Körper weiter vorgenommen werden soll. Am Ende heißt es, Gott wolle sich seiner armen Seele erbarmen." Das Verhör selbst dauerte 13 Stunden lang, während welcher Zeit der Gefangene eine Unerschrockenheit des Geists, und eine Gemütsruhe zeigte, die des größten Stoikers würdig gewesen wäre, und immer die Gabe einer Seele seyn sollte, die einen edleren Gebrauch von ihren Talenten zu machen fähig wäre. Sein ganzes Betragen verrieth mehr einen Offizier, der standhaft am Tage der Schlacht vor Eifer brennt, seines Königs und seines Vaterlands sich würdig zu zeigen, auch seine Handlungsart gegen Bediente und andere muß sehr edel gewesen seyn, denn, während seinem Verhör und Publication des Urtheils, da er so gelassen seinen Richtern und Verklägern unter die Augen blickte, vergossen seine Bedienten strohmweiß Thränen, und suchten ihn zu trösten: Er aber zeigte ihnen, daß er keines Trostes bedürffe, tröstete im Gegentheil sie, klagte seine Verkläger selbsten an, und warnete sie mit Nachdruck, auf ihrer Hut zu seyn, indem jeder Tropfe seines unschuldig vergossenen Bluts vest an ihrer Seele kleben, und Rache über die beleidigte Unschuld rufen würde. Entziehe jemand diesem Mann sein Mitleiden, wenn seine Seele nur noch einer menschlichen Empfindung fähig ist, und wer wollte nicht mit mir die Anmerkung machen, daß kleine Umstände im Bildungsalter die Seele eines Brutus zum Catilina erniedrigen, aber auch aus einem Verdorbenen einen Socrates bilden können. Es läßt sich mit Grund vermuthen, daß das große und menschenliebende Herz des britischen Königs[15]) diß harte Urtheil mildern, und der

15) Cfr. p. 58.

Welt einen neuen Beweis geben wird, wie billig zu gleicher Zeit Georg der Dritte ist, auch dann, wann er genöthigt ist, gerecht zu seyn; wo nicht, so müssen andere Umstände vorhanden seyn, die wir nicht kennen, und also, wie billig, unser Urtheil zurückhalten müssen.

Dieser Artikel enthält Gedanken, die sich in der Vorrede zu den Räubern in ganz ähnlicher Fassung wiederfinden. Man vergleiche z. B.: Ein merkwürdiger, wichtiger Mensch, ausgestattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die diese bekömmt, notwendig entweder ein Brutus oder ein Catilina zu werden. Auffallend stimmt auch eine Stelle aus diesem Artikel mit einer Stelle aus den Räubern IV, 5 überein: Rache, Rache, Rache dir! grimmig beleidigter, entheiligter Greis! So zerreiß' ich von nun an auf ewig das brüderliche Band. So verfluch' ich jeden Tropfen brüderlichen Bluts im Antlitz des offenen Himmels! Ein ähnlicher Ausdruck über das britische Herz steht in Kabale und Liebe II, 3: Es ist nicht möglich, daß Sie eine Britin sind, — oder das Herz dieser Britin muß um so viel kleiner sein, als größer und kühner Britanniens Adern schlagen. Ferner finden sich inhaltliche Übereinstimmungen mit den Räubern; La Motte hat manche Züge mit Karl Moor gemein; auch er ist eine Kraftnatur, die an sich selbst zugrunde geht, weil ihre Kraft nicht in richtige Bahnen gelenkt ist. Auch La Motte ist wie Karl gegen Diener und Untergebene leutselig, so daß sie mit aller Ergebenheit an ihm hängen (vergl. auch das Verhalten der Dienerschaft der Lady Milford in Kabale und Liebe IV, 9). Endlich fordert Schiller wie für seinen großen Räuber auch für La Motte das Mitleiden der menschlich empfindenden Seelen.

Den von Boas und Minor angeführten Artikel in Nr. 60 der NNV. mit dem Trostbrief des Grafen Christian von Stolberg möchte ich nicht für Schiller in Anspruch nehmen. Boas selbst gibt zu, daß der Artikel nicht von Schiller stammen könne. Aber auch für die Anmerkung:

„Nun sage mir noch ein deutscher Biedermann, ob der Graf als Mensch nicht den Dichter noch eins übertrifft? Wie wahr ist sein Gedanke, daß das Unglück des Vaters schon vollkommen, sobald sein Sohn Mörder wird; daß das Unglück des Sohnes schon vollkommen, sobald er Mörder eines Menschen wird und dennoch ein empfindliches Herz hat. Dank ihnen allen, bester Graf, für ihr herrliches Beispiel, aber ich fürchte, ich fürchte, es finde so wenig Nachahmung als ihre Gedichte!"

vermute ich eine Quelle und glaube, Schiller würde die philiströse Bemerkung über die Gedichte in diesem Zusammenhang nicht gemacht haben.

Auch in folgendem Artikel (Nr. 96, 30. November) hat Schiller die Bemerkungen hinzugefügt, die tatsächlichen Vorgänge entnahm er J.:

Rabner sagt in einer seiner Satyren: Wer Geld habe, habe auch Verstand. Der Mann mag Grund zu dieser Bemerkung gehabt haben,

oder nachfolgende Bemerkung möchte eine Exceptionem a regula machen. Ein Irrländer, Nahmens Fiz Gerald, richtete eine Art Rebellion gegen seinen reichen Vatter an, weil er ihm zu lang lebte, er wurde nach einer Menge begangener Uebeltaten endlich ergriffen, und ins Gefängnis gesteckt; nach den Gesetzen des Landes solte er den Kopf verlieren, weil er aber eine Frau geheurathet, die 550000 l. im Vermögen hatte, so wurde er vor wahnsinnig erklärt, und zu einer lebenslänglichen Gefängnuß-Strafe verdammt. Allein Rabner schrieb nicht vor Britten.

Dieser tolle Irländer zeigt, wenn auch ganz äußerlich, verwandtschaftliche Züge mit Franz Moor, der auch seine Verbrechen damit begründet, daß ihm sein Vater zu lange lebe.

Was sonst noch in den NNB. Literarisches erschien, ist wohl anderen Zeitungen entnommen. So ist die Notiz, die am 15. Mai unter der Rubrik „Gelehrte Sachen" über Heinses Tassoübersetzung erschien, kaum für Schiller in Anspruch zu nehmen, ebenso die Notiz von der Errichtung eines Denkmals für Hageborn vom 2. Oktober; für das Ausschreiben eines literarischen Unternehmens des Pastor Hermes vom 27. November ist J. vom 24. November wörtlich als Quelle benützt worden. Schröder hat recht: Für Poesie haben die NNB. im allgemeinen wenig Raum und wenig Sinn. Was sich Literarisches in ihnen finden läßt, was Schillers Eigentum ist (abgesehen von dem Gedicht vom 6. März, über das ich unten ausführlich handeln werde), sind nur kleine Spuren, die den Dichter der Räuber kaum verraten. Er hat seinen Quellen entnommen, was sich dort bot, und was seinem Geschmacke einigermaßen entsprach, hat daran stilistisch geändert, da und dort eine Bemerkung hinzugefügt; allein es sind nur literarische Streiflichter, die auf manche Gegenstände fallen. Selbst erfunden oder gedichtet, wie Minor annahm [16]), hat er keine einzige Geschichte. Er wollte, wie Minor sagt, nur das Große, so hat er nie versucht, seine Zeitung als poetisches Sprachrohr zu benützen. Außer der einen Ode vom 6. März hat er kein Gedicht mehr veröffentlicht — mit den beiden ersten des Jahrgangs, der Eingangsode und der Geburtstagsode vom 13. Februar hat er nichts zu tun gehabt. Nur ganz leise Spuren erinnern hie und da an den jugendlichen Schiller, hier ein Wort, dort ein Gedanke, vielleicht in fremder Form, der ihm aber zusagte. Das ist das wenige, was sich für den Dichter Schiller in der „Mäntlerischen Zeitung" finden läßt. Nur ein Gedicht ist nachweislich von ihm. Es ist die

„Ode auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten."

Die Echtheit dieser Ode, der das bestimmte Zeugnis von Petersen im „Freimüthigen" 1805 Nr. 221 bei den meisten Schillerbiographen

16) Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte II, 371.

Anerkennung gesichert hat, wird von Wackernell im Anz. f. deutsch. Alt. XVIII, 274 f., XXV, 186, XXVII, 185, und von Schröder in den Nachr. GGW. 1904 Heft II, 242—53 bestritten. Schröder untersucht zuerst die Erwähnung des Gedichts durch Petersen, welche lautet:

„Auch ließ er im J. 1781 auf die glückliche Wiederkunft des Herzogs Karl in die Mäntlerische Zeitung, welche er kurze Zeit redigierte, ein Gedicht einrücken, und gerieth über einige zu starke Ausdrücke mit dem Censor in scharfen Wortwechsel. Die drei letzten Strophen erlaube man mir anzuführen:"

Diese Stelle will nun Schröder so interpretiert wissen: Der Umstand, daß Schiller als Redakteur wegen dieses von ihm aufgenommenen Gedichts in Konflikt mit dem Zensor kam, macht das Erzeugnis (eines ungenannten Verfassers) interessant genug, um daraus ein paar Strophen mitzuteilen. Diese Auffassung ist durchaus unzulässig, wenn man die Stelle im ganzen Zusammenhang von Petersens Aufsatz betrachtet. Petersen berichtet in dem Aufsatze von einer Anzahl von Jugendarbeiten Schillers. Er beginnt mit der Erwähnung des Gedichts, das Schiller am Tage vor seiner Konfirmation schrieb. Nachdem er weiter über Äußerungen von Mitzöglingen über Schiller, und über des jungen Dichters Lieblingslektüre berichtet hat, erzählt er von dem Versuche Schillers und zweier seiner Freunde, den Ton der von Herder übersetzten altenglischen Balladen zu treffen, dann erwähnt er den „Triumphgesang der Hölle", „die Gruft der Könige", das Vorspiel „der Jahrmarkt", er zitiert eine Stelle aus dem Gedicht „der Abend", aus dem „Eroberer" und gibt eine Probe aus dem „Sturm auf dem Tyrrhener Meer", er erwähnt eine Szene aus den Räubern, in der Karl eine Kirche in ein Bordell umzuschaffen droht, die Schiller auf den Rat seiner Freunde hin unterdrückt hat. Er zitiert Stellen aus dem „Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen". Dann führt er einige Stellen aus der „Elegie auf J. C. Weckherlin" an, und nun folgt die oben erwähnte Stelle, wobei er drei Strophen aus der Ode zitiert. Darnach bringt er den Schluß der Räuberkritik, die Schiller im „Wirtembergischen Repertorium" erscheinen ließ. Er endet seine Notizen mit dem Briefe Schillers an seinen Freund Zumsteeg vom 19. Januar 1781. Man sieht: Petersen zitiert im ganzen Zusammenhange seines Aufsatzes nur Schillerische Produkte. Es ist für den unbefangenen Leser unmöglich in diesem ganzen Zusammenhange die Strophen aus der „Ode auf die glückliche Wiederkunft" als nicht von Schiller verfaßt anzusehen. Zum wenigsten liegt die Gefahr dazu äußerst nahe; und Petersen hätte, — wenn wirklich eine Gefahr vorlag, d. h. wenn das Gedicht von einem anderen Verfasser als von Schiller stammte — das ausdrücklich vermerken müssen. Aus dem

ganzen Zusammenhange des Aufsatzes geht aber hervor: Petersen will Jugendarbeiten Schillers anführen, und es ist ihm hier vor allem um die Mitteilung der Strophen zu tun.

Nebensache an dem ganzen Abschnitte ist ihm die Erwähnung, daß Schiller die „Mäntlerische Zeitung" redigierte und mit dem Censor in Konflikt kam, Hauptsache die Ode. Denn, wenn Petersen der Streit mit dem Zensor das Wichtige an der ganzen Mitteilung gewesen wäre, so hätte er doch selbstverständlich die beanstandete Strophe zitieren müssen (es fand sich, wie Schröder mitteilt, unter seinen Papieren die vollständige sechsstrophige Fassung). Das tut er aber nicht. Wäre Petersen die Redaktionstätigkeit Schillers das Wichtige an der Mitteilung gewesen, so hätte er sich ganz anders ausdrücken müssen. Das Wichtige ist für Petersen die „Ode", und zwar, weil sie von Schiller stammt. Ferner findet Schröder die Wendung, mit der Petersen den Abdruck der drei Strophen einleitet, recht ungeschickt. Er argumentiert so: Im Todesjahre Schillers macht ein Jugendfreund dem wachsenden Kreise seiner Verehrer wertvolle Mitteilungen aus den Anfängen seiner literarischen Tätigkeit — und da soll er um die Erlaubnis bitten, aus einem der frühsten poetischen Produkte des großen Dichters ein paar Strophen anführen zu dürfen? Zugegeben, der Ausdruck Petersens ist wie seine ganze Ausdrucksweise in diesem Aufsatze nicht besonders geschickt; wenn aber Schröders Frage Berechtigung hätte, so müßte man sie konsequent dahin erweitern: Warum druckt Petersen nicht das ganze Gedicht ab? Auf die zwei bezw. drei Strophen (mit der unterdrückten) wäre es im Raum doch wahrhaftig nicht angekommen! Die Frage hat aber keine Berechtigung, Petersen bittet ja gar nicht ernsthaft um Erlaubnis, sondern das „man erlaube mir anzuführen" ist ein Verlegenheitsausdruck, zu dem der ohnehin nicht besonders gewandte Petersen der Abwechslung halber in einem Aufsatze, in dessen Verlauf er achtmal zitierte, gegriffen hat. Wackernell meint, im Anz. f. deutsch. Alt. XVIII, 274, aus dem Ausdrucke „er ließ einrücken" sei zu folgern, daß Schiller die Ode nicht „gedichtet" habe. Schröder gibt zu, daß der erwähnte Ausdruck Schillers Autorschaft nicht ausschließe. Man vergleiche nun damit die anderen Ausdrücke, mit denen Petersen unzweifelhaft echte Schillerische Produkte einführt. Gleich bei der Erwähnung des „Abend" findet sich ein ganz ähnlicher Ausdruck, nämlich: Im Jahr 1776 schickte er heimlich aus dem Akademisch-militairischen Kloster ein Gedicht: „Der Abend" an den Herausgeber des Schwäbischen Magazins von gelehrten Sachen ein. Weiter findet man die Ausdrücke: Eine im Jahre 1776 eben dahin eingesandte Ode der „Eroberer" .... bei dem „Sturm auf dem Tyr-

rhener Meer": Im Jahre 1780 lieferte er in das erwähnte Magazin. . . . . Petersen sucht im Ausdruck zu wechseln (er hat zweimal „dichtete" und zweimal „schrieb" gesagt), und der Ausdruck „ließ einrücken" ist durchaus analog dem „schickte ein" und dem „lieferte in", die doch bei unzweifelhaft echten Arbeiten angewandt sind. Außerdem hat die genaue Durchforschung der „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" ergeben, daß Schiller am 6. März 1781 noch nicht Redakteur gewesen sein kann, also ist der Ausdruck „ließ einrücken" durchaus gegeben und berechtigt, sonst hätte er sagen müssen „er nahm auf".

Was den „Konflikt mit dem Censor" anbelangt, so nimmt Schröder hiebei an, daß Rektor Volz die „Ode" zensiert habe, und findet die Gründe, die Minor I, 482 und Harnack 61 als für die Verwerfung zureichend ansehen, nicht genügend, wenn man die Gepflogenheiten des Zensors Rektor Volz in Betracht zieht. Allein im Jahre 1781 war nicht mehr Rektor Volz, sondern Regierungsrat Kaufmann Zensor der Zeitungen, und zwar hat dieser das Amt vom Jahre 1776 an bekleidet[17]). Er war Jurist, und sein Geschmack muß anders gewesen sein, als der des philologisch gebildeten Rektors Volz, von dessen Korrekturnoten Schröder zu seinen Beweisen einige heranzieht. So behalten auch die Gründe Minors und Harnacks durchaus ihre Berechtigung. Schröder spricht die „Ode auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten" dem Verfasser der Ode vom 11. Februar 1780 in den „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" 1780 zu. Erst durch Vergleich mit diesem und ähnlichen Gedichten in den Stuttgarter Zeitungen dieser Jahre kam ich dazu, die Ode vom 6. März 1781 Schiller zuzusprechen, denn im Ton ist eine absolute Verschiedenheit zu konstatieren. Diese andern Gedichte sind um ein Beträchtliches schwülstiger und phrasenreicher, das Gedicht Schillers nimmt sich ihnen gegenüber geradezu mager und zurückhaltend aus. Zum Vergleiche ziehe ich eben die von Schröder notierte „Ode vom 11. Februar 1780" heran. Dort finden sich Ausdrücke wie:

> Gott! Deine Güte, die du uns erzeigest —
> In deinem Bilde — Carl dein Herze zu uns neigest

oder:

> Wo lebt ein Volk in glücklicherem Stande
> Gibts zwischen Herrn und Land je stärkre Liebesbande?

Die Übereinstimmungen, die Schröder zwischen dem Geburtstagspoem vom Jahre 1780 und der „Ode" vom 6. März 1781 findet, geben mir zu folgender Deutung Anlaß, wie es überhaupt Schiller möglich war, dieses Gedicht zu schreiben. Schiller wurde wohl von Christoph

---

17) Steiff in „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit".

Gottfried Mäntler, bei dem er ja seine Elegie auf Weckherlin im Januar 1780 drucken ließ, der ihn also als „Casualpoeten“ kannte, aufgefordert, für seine Zeitung das Gedicht zu schreiben. Er nahm sich nun die vorliegende Ode des letzten Jahrgangs zum Muster und verfertigte mit Ausmerzung der schlimmsten Auswüchse ein solches Kasualgedicht. Auf diese Weise wäre auch erklärt, wie er überhaupt zu der „Mäntlerischen Zeitung“ in Beziehung trat. Ein Vergleich mit andern Kasualgedichten dieser Zeit zeigt ferner: Die Ode vom 6. März 1781 hat viel mehr freien dichterischen Schwung, die andern Gedichte kleben viel mehr an den realen Zuständen der damaligen Zeit. Statt „Fürst“, wie Schiller in seinem Gedichte sagt, bringen die andern Gedichte meistens den offiziellen Titel „Herzog“. „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen“ 11. Februar 1780: für unseres Herzogs Leben, vom 2. Januar 1781: Besten Herzog, „Stuttgarter Merkur“ vom 11. Februar 1782: unſ'res Herzogs Thron — das Herzogliche Haus.

Weiter ist anzuführen: Die erste Strophe der „Ode auf die glückliche Wiederkunft“ zeigt eine auffallende Übereinstimmung mit der ersten Strophe der „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Ihro Erzellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim“. Die erste Strophe der „Ode“ lautet:

> Dein Fürst ist da! — Laß rundherum erschallen
> Des frohen Jubels lauten Silberton!
> Komm, Württemberg, mit deinen Bürgern allen,
> Laut dankend vor des Wiedergebers Thron!

Die erste Strophe der „Empfindungen der Dankbarkeit“:

> Ein großes Fest! — Laßt, Freunde, laßt erschallen! —
> Ein schönes Fest weckt uns zu edler Lust.
> Laßt himmelan den stolzen Jubel hallen,
> Und Dankgefühl durchwalle jede Brust.

In beiden Strophen ist ganz analog das Thema des ganzen folgenden Gedichts kurz und knapp vorangestellt. Dann kommt die Aufforderung den „frohen“ oder „stolzen“ Jubel erschallen zu lassen, und darauf die Aufforderung zum Danke. Eine ähnliche Bildung wie „Wiedergeber“ findet sich in dem Gedichte „Monument“, das auch im Jahre 1781 entstanden ist; dort heißt Schiller den Räuber Moor „Deines Geschlechts Beginner und Ender“. Den anaphorischen Imperativ mit eingeschobener Anrede, den Schröder für die „Ode“ charakteristisch erklärt und den er „genau so in keinem der Schillerischen Jugendgedichte wiedergefunden hat“:

> Strophe 2 Rufs Erde, rufs zu dem Olymp empor
> Strophe 4 (3) Jauchzt Bürger, jauchzt
> Strophe 6 (5) Sprecht Nachbarn, sprecht

finde ich genau so wieder in eben den „Empfindungen der Dankbarkeit" in der ersten Strophe, Zeile 1:

Laßt, Freunde, laßt erschallen

und ebenso in der vierten Strophe, Zeile 3:

Jauchzt, Freunde, jauchzt mir nach.

Schröder nennt die „Ode auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten" ein „widerwärtiges Gedicht" und ein „unausstehliches Poem". Diese Ode ist aber um nichts unausstehlicher und widerwärtiger als die Reden, welche Schiller in der Akademie gehalten hat, und vollends um nichts widerwärtiger als das Leichencarmen auf den Obersten Rieger, das Weltrich (I, 609) als Geschichtsfälschung und Schlinggewächs der Phrase bezeichnet. Und der Ausdruck Schröders „bombastische Schmeichelei" muß ebenso für diese Elaborate gelten, wenn man ihn überhaupt anwenden will. In seiner Zeitung hat Schiller eine Reihe von Anekdoten über Kaiser Joseph II. veröffentlicht, was sich dieser von seinen Wiener Zeitungsschreibern verbeten hatte. Diese Anekdoten erscheinen uns auch unbedingt geschmacklos. Daß sie durchaus dem damaligen Geschmacke entsprachen, beweist ihre Verbreitung in so vielen Blättern jener Zeit. Genau so verhält es sich mit der „Ode" und ähnlichen Gedichten — was auf uns heute widerwärtig wirkt, fand man damals richtig und in der Ordnung. Wenn man so das Gedicht als Produkt der Zeit und des Milieus auffaßt, in dessen engster Berührung der junge Schiller seine ersten Eindrücke empfing, so wird man ihm aus diesen unbedeutenden Kleinigkeiten kein Verbrechen machen können; es ist unmöglich, ihn deshalb der Charakterlosigkeit zu zeihen.

Anekdoten.

Einen verhältnismäßig großen Raum nehmen in den NNV. die Anekdoten und kurzen Erzählungen ernsten oder heiteren Inhalts ein. Sie waren dem „Vergnügen" der Leser gewidmet, sie mußten in die Einförmigkeit der politischen Berichte, die durchweg sehr trocken gehalten sind, Abwechslung hineinbringen. Diesen Anekdoten hat Schiller seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie vertreten in der Zeitung zwar nicht gerade die Stelle des modernen Feuilletons, aber die der Unterhaltungsbeilage. Schiller hat sehr viele von den aufgenommenen Anekdoten bearbeitet. Eine hübsche Anekdote, die Boas und Minor auch herausgegriffen haben, hat Schiller nach der FOPZ. vom 28. August bearbeitet. Sie erschien in den NNV. Nr. 71, der Anfang und der Schluß sind von Schiller geschrieben.

Schiller:

Welches gemeiniglich die Instruktionen sind, welche Väter ihren Kindern geben, wann sie hohe Schulen oder fremde Länder besuchen, weißt jedermann. Nachfolgende also, welche ein englischer Lord seinem Sohn mit auf den Weg nach Oxford gab, mag manchem sehr paradox und vielleicht mit recht scheinen.

„Zieh hin, junger Wildling, und lerne was die Welt ist. Ein Gelehrter sollst du absolute nicht werden, und wirst dus doch, basta! so falle mein Fluch auf deinen Nacken, denn wisse, solch Zeug ist Zeug! Lern was Gescheutes, das heißt lerne kriechen und recht klein thun, und unwissend scheinen, wies die andern meisten sind, so wirst du Gönner und Freunde finden, und die werden dich unter den Schatten ihrer Flügel aufnehmen. Sieh Bursche! durch solche Künste bin ich schon dreymal Repräsentant meiner Provinz im Parlament geworden, und Adieu! — so wird die Sache geschrieben, ob sie wahr ist? wissen wir nicht. Der Mann war wahrscheinlich bey Hoff und so frey die Englische Nation auch immerhin seyn mag, so hinderte diß doch nicht, daß die gewohnliche Weltkünste auch in Engelland hie und da einem Brod verschaffen.

Quelle:

Einmal eine Historie, die so wunderlich ist, daß man sie mitunter schon anhören kann. Ein englischer Lord aus Neuhamshire soll seinen Herrn Sohn auf die hohe Schule Oxford geschickt und ihm folgende sehr wunderseltsame Exhorte auf die Reise mitgegeben haben.

Von hier ab ist es gleich bis: ob sie wahr ist? wissen wir nicht. Der Zusatz am Ende fehlt.

Eine hübsche Geschichte, die des Dichters Spottlust reizen mußte, erzählte die ER. in der Nummer vom 19. Oktober. Schiller faßte diesen Bericht kurz und witzig in ein paar Zeilen zusammen (NNB. vom 26. Oktober).

Schiller:

In einigen öffentlichen Blättern wurde vor einiger Zeit die Grille von der bevorstehenden Verheurathung der catholischen Weltgeistlichen verbreitet; zwey artige Frauenzimmer zankten sich deswegen miteinander welche von beyden wohl den ehrwürdigen Caplan bekommen sollte. Schont eure Nägel und Haare, sagte der ehrwürdige Pater, dann wann es

Quelle:

Aus der Gegend von P . . . wird uns ein Unheil berichtet, woran die leidige Erlanger Realzeitung unmittelbar Ursache ist. Als letzthin in derselben die Grille von der bevorstehenden Verheirathung der katholischen Weltgeistlichen verbreitet wurde, nahmen zwey artige, gute Kinder die Veränderung ihres Herrn Kaplans so eifrig zu Herzen, daß sie sich darüber ganz grimmig-

Schiller:	Quelle:
ja einmal soweit kommen sollte, so dörfen wir so wie die Priester der griechischen Kirche, nur Jungfern heurathen.	lich in die Haare fielen. Mir hat ers versprochen, sagte Margarethe, mir auch sagte Kleofa. Verschwendet euren Kummer und eure Nägel nicht umsonst, ihr Schönen! Wenns ja noch einmal so weit kommen sollte; und es ist noch lange drauf; so wird wohl bey der Priesterehe die nämliche Verfügung, wie in der griechischen Kirche, getroffen werden, daß nämlich der Priester allein heirathen dürfe eine Jungfer, die Jungfer ist.

Schiller hat den Witz, wie man sieht, weit künstlerischer gefaßt als seine Quelle. Er legt den Spott dem „ehrwürdigen Pater", um welchen die beiden Frauenzimmer sich in den Haaren liegen, selbst in den Mund. Damit hat er eine lebendige, komische Situation geschaffen: man sieht förmlich den Pater behäbig dastehen und zusehen wie die beiden Jungfern sich seinetwillen balgen. Eine andere Geschichte, die wohl in der Kneipgesellschaft im Ochsen auch viel belacht wurde, entnahm er ebenfalls der SR., und zwar der Nummer vom 13. November. In gleicher Fassung stand sie auch im J. vom 19. November. Schiller brachte seine Bearbeitung am 20. November, er hat sie etwas kürzer gefaßt, wodurch sie an Wirkung gewonnen hat.

Schiller:	Quelle:
Ohnlängst begab sich's zu Regenspurg, daß zwei Pursche Bier ladeten, sich selbst dabey aber so wenig vergaßen, daß sie ganz betaumelt in die Stadt zurückkehrten, und mit benebelten Augen den vor ihnen liegenden Stadtgraben und die Mauer nicht einmal bemerkten. Der eine spazierte also gutes Muts etwa 20 Fuß hoch über die Stadtmaur hinunter, richtete den Sprung aber so geschickt ein, daß er nicht einmal die im Maul haltende Tabacpfeife verlohr; wonauß Bruder, fragte er den andern, als dieser ihm im Taumel nachfolgte. Hm antwortete dieser: Dir nach, und auch er manoeuverierte so gut, daß sie beyde, ohne einen Zehen verstaucht zu haben gesund und wohl gehalten in der Stadt wiede-	In Regensburg begab sichs unlängst, daß zween Handwerksbursche, die draußen Bier geladen hatten, und nun der Stadt damit zuwankten, unterwegs auf einmahl soviel Nebel in die Augen kriegten, daß sie die Kleinigkeit, den Stadtgraben, der zwischen ihnen und der Stadt lag, und an welchen sie auf ihrem Kreuzzug zukamen, glücklich übersahen, und deswegen einer hinter dem andern von der Höhe desselben ungefähr einige 20 Fuß tief hinunter stürzten. Keiner von beyden ließ sich aber von diesem Zwischenfall aus seiner Gemüthsruhe bringen; dem erstern, der herunten ankam, war nicht einmahl seine Tabakspfeife aus dem Mund gefallen und er kam seinem aus der Höhe nachkommenden Konfrater in groser Gelassenheit mit der Frage entgegen: „wo sind wir aber denn nun da?" „Im Stadtgraben" sagte der andere, der ein besserer Topograph war, und beyde

Schiller:	Quelle:
rum ankamen. Wer wollte da nicht die herrliche Würkung eines illuminirten Kopfs bey einer solchen Gelegenheit bewundern?	wandelten nun dem Thore zu, wo sie riefen, und im besten Wohlseyn, nur etwas nüchterner als kurz vorher eingelassen wurden. Aus welcher Historie sich der Weise die Regel abziehen mag, daß es immer besser ist, wenn man ja in den Stadtgraben fallen muß, mit Illumination hineinzufallen.

Ein kleiner Irrtum ist Schiller freilich bei der Bearbeitung mituntergelaufen. Er nahm den Ausdruck „die draußen Bier geladen hatten" wörtlich und meinte, die beiden hätten etwa Bierfässer verladen, das zeigt sein hinzugefügter Satz „sich selbst dabey aber so wenig vergaßen". Der Ausdruck in der EN. ist aber zweifellos übertragen zu nehmen, als „sie genossen all zu reichlich Bier". Sonst ist das Geschichtlein mit mehr Humor für die „herrliche Würkung eines illuminirten Kopfs" erzählt als in der Vorlage.

Eine andere Geschichte (Nr. 92, 16. November), bei der er einer sarkastischen Ironie unverhohlen Ausdruck gab, entnahm Schiller ebenfalls der EN. vom 9. November, sie findet sich auch im J. vom 12. November.

Schiller:	Quelle:
Zu Regensburg kam den 21. Sept. ein vierzehnjähriges Waisenmädchen ohne Beyhülfe einer Hebamme ins Wochenbett. Man examinirte anfänglich das Mädgen, und das unschuldige Ding, das aller Wahrscheinlichkeit nach, wieder besser Wissen und Gewissen in diesen Zustand gerathen war, äußerte sich endlich, daß, wenn je irgend ein physicalisches Wesen zu dieser Erscheinung Anlaß gegeben hätte, so müßte es nur der liebe Herr Schulmeister seyn; an dessen practischen Bemühungen umsoweniger zu zweiflen, weil er bereits, vielleicht aus Mißtrauen auf seine Kunst, sich auf freyen Fuß gemacht, und anderwärts sich um eine Informationsstelle umsieht.	Am 21sten September kam zu Regensburg ein Waisenmädgen von etwa 14 Jahren plötzlich ohne Hebammenhülfe, und ohne daß man das geringste vorher gewahr worden wäre, ins Wochenbette. Die Obrigkeit examinirte das Mädgen, das in der Bestürzung über die neue Geburt und deren Ursache anfänglich gar nicht zu sagen wußte, wie sie zu dem Unfalle gekommen sey. Endlich aber äußerte sie doch, wenn je ein äußerliches irdisches Wesen zu dieser Erscheinung Anlaß gegeben haben könnte, so müßte das der liebe Herr Präzeptor seyn, an dessen praktischen Bemühungen auch hierinnen umsoweniger zu zweifeln steht, als derselbe aus Furcht, seine freye Kunst, im Fall daß er da bliebe, lediglich auf Regensburg einschränken zu müssen, die Stadt plötzlich verlassen hat, und sich nun anderwärts um Informationsstellen umsieht.

Derselben Nummer der EN. ist auch eine Nachricht entnommen, an der sich Schillers Vorliebe für kräftige Ausdrücke zeigt. Sie steht ebenfalls in den NNB. vom 16. November.

Schiller:	Quelle:
Bei dem lezten Orkan in den westindischen Inseln kamen 15 alte Weiber ums Leben; die nach der genauesten Addition ihrer Lebensjahre zusammen 1340 hatten, wovon die Älteste 115, eine andere 108, noch eine andere 104, und die vierte 101 Jahr zählten. Man sage nur noch was von der Ungesundheit der westindischen Inseln vor das Frauenzimmer!	Als am 10ten Okt. des vorigen Jahres der entsetzliche Orkan in den westindischen Inseln wüthete, so kamen in den Verwüstungen desselben blos auf der Insel Barbados 15 alte Damen mit um, die zusammen 1340 Jahre zusammen brachten. Sie sind alle einzeln in den englischen Zeitungen genannt; die älteste Mistris Touchit hatte 115 Jahre, und hatte noch 3 von 108, 104 und 101 Jahren bey sich; und nun spreche man ferner von der Ungesundheit der Westindischen Inseln.

Eine andere drastische Bemerkung hat Schiller einer Notiz angefügt, die er der FOPZ. vom 3. Dezember entnahm. Die Stelle in den NNV. Nr. 98 heißt:

Ein Reisebeschreiber erzählt: Daß in Madrid jährlich 50000 Hämmel, 12000 Ochsen und 600 Millionen Zwiebel verzehrt werden. Der lezte Artikel möchte wahrscheinlich Ursach seyn, warum die Spanier ihr Frauenzimmer nicht gern auf den Mund küssen.

Auch von Schiller bearbeitet ist die unter den „Vermischten Neuigkeiten" stehende Notiz der Nummer 88 vom 2. November, deren Vorlage in der ER. vom 26. Oktober und in der FOPZ. vom 29. Oktober steht.

Schiller:	Quelle:
So schön und gut gemeint die Verordnung gegen den überhandnehmenden Luxus in Florenz war, die wir in eines unserer letzten Blätter einrückten, so wenig muß sie doch Eindruck auf das italiänische Frauenzimmer gemacht haben; dann die Polizey wurde seitdem genöthigt, den Kopfputz einiger dieser Schönen abzureißen. — Daß ihre Galle darüber ein wenig überlief, läßt sich vermuthen, es wird aber hoffentlich nicht viel zu bedeuten haben, — Heinrich der Vierte in Frankreich kannte die Frauenzimmer seiner Zeit noch besser — sie trugen gar viel Brabanter Spitzen in ihren Coeffüren, er verbot dieß also — allein es half nichts — dann befahl er, daß eine gewisse Art Frauenzimmer solche tragen sollten — und dann wollte keine die für ehrlicher gehalten seyn wollte, mehr Brabanter Spizen auf dem Kopf tragen	Zu Florenz hat die Polizeyobrigkeit verschiedenen Frauenzimmern, die zu stolz waren, um auf das mit väterlicher Güte den Landeskindern übertriebenen Putz abratende Großherzogliche Mandat zu hören, und die also in ihrem Staat keck fortparadierten, harte Verweise gegeben und einigen sogar die künstlichen Blumen und andern Schnickschnack, womit sie ihre werthen Köpfe überbauten, herunterreißen lassen. Die Pariser Modekrämer sollen über dies Verfahren sehr ungehalten seyn, es wird aber hoffentlich nichts zu bedeuten haben.

In dieses Gebiet gehört auch eine Bemerkung, die unzweifelhaft Schiller zuzuschreiben ist, in Nr. 91 der „Mäntlerischen Zeitung". Die Quelle J. faßte sich viel kürzer.

Schiller:

In Paris hat ein Franzos die Kunst erfunden, Spiegelstücke so zusammenzufügen, daß man es nicht merkt, so, daß auf diese Art so große Spiegel verfertigt werden können, daß ein Frauenzimmer selbst, wann sie a la d'Estaing coeffirt ist, das ist, wenn sie ein Linienschiff von 80 Canonen auf dem Kopfe trägt, sich ganz darinn bewundern kann.

Quelle:

Zu Paris hat einer das große Geheimnis erfunden, zwo Spiegelplatten zusammenzuschmelzen, daß man von der Zusammenschmelzung nicht die geringste Spur mehr findet.

Man sieht: Schiller läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, einen kräftigen Witz über die Modetorheiten seiner Zeit zu machen. Auch in Kabale und Liebe (I, 6) macht er sich über die Modefrisur des Hofmarschalls von Kalb, der à la Hérisson frisiert ist, lustig. Ebenfalls bearbeitet ist eine Geschichte, die am 19. Oktober in den NNB. erschien. Die Vorlage bildet eine Erzählung im J. vom 15. Oktober.

Schiller:

Zu Paris verheurathete sich vor 15 Jahren ein Kaufmann, mußte aber bald darauf banquerut machen, er hatte im Sinn außer Lands zu gehen, und um diß unbeschrieen thun zu können, kaufte er sich einen Leichnam ohngefähr von seiner Postur, schleppte ihn des Nachts heimlich in sein Haus, legte ihn in sein Bett, jagte ihm ein baar Kuglen durch den Kopf, und gieng aller Wege. Jedermann glaubte nun, der Kaufmann hätte sich aus Desperation getödtet, und seine Wittwe, eine Frau, welche noch in ihrem besten Thun und Wesen war, tröstete sich bald über seinen übernatürlichen Abschied, heurathete à la mode wieder einen andern, und erzeugte mit ihm 3 Kinder. Seit dieser Zeit lebte sie in ihrer zweyten Ehe sehr vergnügt; vor einiger Zeit gieng sie über Port Royal, und begegnete ihrem ersten Mann, dessen Glücksum-

Quelle:

Eine Pariserin heyrathete vor 15 Jahren einen Kaufmann. Nach einiger Zeit befand sich dieser in der traurigen Notwendigkeit Bankerott zu machen. Er kaufte sich in diesen Umständen einen todten Leichnam, brachte ihn heimlich in sein Haus legte ihn ins Bett, jagte ihm zwo Kugeln durch den Kopf und entwich. Man fand den also verunstalteten und unkenntlich gewordenen Leichnam, und niemand zweifelte daran, daß er der Kaufmann wäre, der sich getödtet hätte. Die Frau tröstete sich einige Zeit hernach über diesen Verlust und schritt wie gewöhnlich zur zweyten Ehe. Sie hat drey Kinder mit ihrem zweyten Manne gezeugt und lebte glücklich mit ihm. Vor einigen Wochen aber, an einem Sonntage, gieng sie über Port Royal, begegnete ihrem ersten Manne, erkannte ihn und erzählte ihm alles, was geschehen war. Der Mann antwortete keine Sylbe, umarmte seyne Frau und ging fort. Die Frau ist außer sich, und sucht nun Rath bey allen

Schiller:	Quelle:
stände sich unterdessen gebessert hatten; erstaunte ihn von den Todten auferstanden zu sehen, erzählte ihm ihren seitherigen Lebenslauff, und er ihr den seinigen. Nun laufft sie bey allen Advocaten herum, um sich zu erkundigen, was sie mit zwey Männern anfangen solle. Wie wenn sichs da viel zu erkundigen brauchte?	Advokaten, was sie mit ihren beyden Männern anfangen soll. Die Zeit wird es uns lehren.

Die ganze burschikose und karikaturenhafte Darstellung ist Schillers Arbeit, er übertrifft darin seine Quelle bei weitem, besonders in der letzten bissigen Bemerkung. Ebenfalls bearbeitet ist die auch von Minor abgedruckte Notiz (NNV. vom 24. Juli). Quelle war die ER. vom 17. Juli.

Schiller:	Quelle:
Chartam, am 6. Julii. Ein Beispiel wollte Gott für wenige. Ohnlängst fiel es einigen besoffenen Matrosen ein, miteinander zu wetten, welcher von beeden am tüchtigsten fluchen könnte. Der eine Abrameleck kozte nacheinander die schröcklichsten Flüche heraus, und als er eben im Begriff war, seinen Satanischen Monologen mit einer seiner ganz werthen Verwünschung zu crönen, fiel er todt zur Erde, vermuthlich erwürgte ihn der Satan aus Neid. Sein Körper wurde andern zum Beyspiel zur Warnung ausgesetzt. Da zweifle noch jemand an der Vorsehung — da fluche noch jemand ohne Schauer!	Zu Chatam wetteten ohnlängst zween Soldaten miteinander, wer am tüchtigsten fluchen könnte, und der eine, der größere Held, kozte nacheinander die erschrecklichste Verwünschungen heraus, hielt auf einmahl ein wenig innen, und sagte: Nun müßte er nur noch einen, und mit dem wolle er den krönenden Beschluß machen. Er hielt aber sein Wort nicht, indem er sogleich sprachlos ward, und nach drey Stunden würklich den Geist aufgab. Ohne Zweifel mußte ihm der Teufel unsichtbar, wie er in diesen letzten Zeiten zu bleiben gezwungen ist, die Fluchkehle zugekneipt haben. Sein Körper ward auf Befehl der Offiziere dem Volke und den Soldaten zur Warnung öffentlich ausgesetzt.

Der Fehler Chartam statt Chatam in den NNV. ist wohl ein Druckfehler, und nicht auf Schillers Rechnung zu setzen. Schillers Fassung ist weit lebendiger und anschaulicher, in eine höhere künstlerische Realität gerückt. Auch das „Abrameleck" statt „der größere Held" ist weitaus kräftiger. Den Ausdruck „Abrameleck" hat Schiller außerdem in der Vorrede zu den Räubern gebraucht.

Eine Seeräubergeschichte, die Minor nicht erwähnt, hat Schiller mit Überschrift und Einleitung versehen, sonst ist keine Änderung vorgenommen. Er entnahm sie der „Augspurger Ordinari-Postzeitung" vom 13. Juli. In den NNV. erschien sie in Nr. 57 am 17. Juli. Sie lautet:

Schrecklicher Bericht zur Geschichte der Menschheit. Coppenhagen, vom 30. Jun. Abermal ein Beytrag zur Geschichte der Menschheit! aber ein schrecklicher, ein Beytrag, um welchen ein S... die Thäter beneiden wird, aber das machte die Liebe zum Geld, und zweifle mir noch jemand, daß Geld der bösartige Heffel ist, der die ganze Welt in eine solche schreckliche Gehrung bringt, aber sie auch darinn erhält. Hier Leser ist die Geschichte, bey deren nicht Durchlesung du dich vielleicht besser befinden wirst. Der Dänische Schiffer Hans Sonderbye gieng im November 1780 mit dem Schiffer,[18]) St. Johannes von Cadix nach Palermo mit einer Summe Geldes, um Korn daselbst zu holen. Ein Italiener folgte zugleich mit als Supercarga. Auf der Höhe von Carthagena faßten 4 Matrosen, nemlich ein Americaner, ein Däne, ein Franzos und ein Holländer, den Vorsatz, den Schiffer, den Supercarga und das übrige Schiffsvolk zu ermorden, und das Geld zu rauben. Dieser abscheuliche Vorsatz wurde des Nachts vollführt. Der Americaner tödtete den Schiffer mit einem Beil, der Holländer stach einen Dänischen Matrosen auf der Decke durch, und der Däne brachte den in der Cajüte schlafenden Supercarga um. Zwey Schiffsjungen wurden in der Cajüte eingesperret, und die Lucken des Schiffsraumes zugemacht, wo die übrigen 5 Matrosen sich befanden, die am folgenden Morgen einer nach dem andern zu den Jungen in der Cajüte gebracht würden[19]). Kurz darauf erblickten die Mörder eine Fregatte, bey deren Anblick sie alle Segel zusetzten, um selbiger zu entgehen, und des Abends, als die Fregatte nicht mehr zu sehen war, bohrten sie das Schiff in Grund, und begaben sich darauf in ein Boot, und nahmen so viel Beutel mit Geld mit sich, als ohne Gefahr geräumet werden konnte, wie auch einen Schiffsjungen, der beym Rudern Hülfe leisten mußte, die übrigen 6 Schiffsleute aber sanken mit dem Schiffe. Nach Verlauf von 2 Tagen, als sie sich dem Lande näherten, banden sie dem Schiffsjungen einen Beutel mit Geld um den Hals, und warfen ihn aus in die See, von dem übrigen Gelde nahmen sie so viel als möglich mit sich, warfen das noch übrige über Bord, und stiegen ans Land unweit Carthagena. Nahe an dieser Stadt begegneten sie einem Spanischen Schreiber, bey dem sie nach einer mit ihm getroffenen Vereinbarung, daß er das Geld in die Stadt bringen sollte, übernachteten. Des folgenden Tages hielten sie bey dem Gouverneur an, daß ihnen ein Paß ertheilet werden möchte, und gaben vor, daß sie von einem Amerikanischen Schiffe, welches ein Englischer Kaper aufgenommen hatte, mit dem Boot geflüchtet wären. Hierauf wurden sie mit Arrest belegt, woraus jedoch der Franzos mit seinem Antheil des geraubten Geldes zu entweichen Gelegenheit fand. Auch kamen die 3 andern nach 5 Wochen wieder auf freyen Fuß, und giengen an Bord eines Schwedischen Schiffes, Sophia Albertina, geführt von dem Schiffer Ohmann, und bestimmt nach Almeria. Hier heirathete der Holländer ein Englisches Frauenzimmer, und begab sich, nebst seinen beyden Gefährten, nach Verlauf von 2 Monaten wieder auf gedachtes Schwedisches Schiff, welches nun nach Ostende gehen sollte. Unterwegens machten diese 3 gottlose Menschen den Versuch, den Schiffer mit Gift hinzurichten, in der Hoffnung, den Steuermann auf ihre Seite zu bringen, und sich dann des Schiffes, wenn sie zuvörderst einen alten Holländischen Zimmermann, der auf dem Schiffe war, umgebracht hätten, zu bemächtigen. Der Schiffer aber wurde von dem Steuermann hievon unterrichtet, suchte ans Land zu kommen, und ankerte bey Almunecar, wo der Americaner und der Däne

18) Druckfehler statt Schiffe.

19) Druckfehler statt wurden.

in Verhaft genommen, aber wieder losgelassen wurden, weil kein hinlänglicher Beweis wider sie vorhanden war. Hierauf reisten diese 3 Missethäter wiederum im April nach Mallaga, wo das Schiff St. Johannes im Oktober 1780 gelegen hatte, und waren vermessen genug den Schiffer anzuklagen, daß er sie ans Land geführt, um das Geld, das ihm von dem Holländer in Verwahrung gegeben worden, zu behalten. Die Sache wurde von dem Commandanten auf der Schwedischen Kriegsfregatte Jllerim, die auf der dortigen Rhede lag, und den in der Nähe kreuzenden Schiffer Ohmann holen ließ untersucht. Nach dieser Untersuchung wurde Ohmann gänzlich frey erkannt, und da nun der größte Verdacht auf die drey Verbrecher fiel, geriethen diese in solche Furcht, daß zuerst der Holländer und hernach die beyden andern in Gegenwart des Dänischen, Holländischen und Schwedischen Consuls alles bekannten, und demnächst dem Spanischen General in Mallaga, als der Obrigkeit des Orts überliefert wurden.

Von den von Minor herausgegriffenen Anekdoten ist außerdem noch folgende von Schiller bearbeitet. Sie stand in den NNV. vom 23. Oktober. In der Quelle (J. vom 19. Oktober) lautet die Erzählung etwas anders.

Schiller:

Ein Kaufmann zu Frankfurt an der Oder hatte sich durch viele Mühe und Kummer und das auf die ehrlichste Art ein ansehenliches Vermögen erworben, um eine ansehenliche Familie von einer Frau und 16 Kindern fortzubringen, allein der Schiffbruch von 3 seiner Schiffe, und die Wegnahme von 5 andern brachten ihn an Rand des Verderbens; sein grauer Kopf aber und seine durch Alter gelähmten Glieder hinderten ihn nicht das möglichste zu thun, um seine Familie mit Ehren durchzubringen zu helfen, aber es wollte alles nicht zulangen. Verzweiflung nun, die seinige in einem hohen Alter, und nach einem so sorgvoll geführten Leben noch darben zu sehen, brachten den guten Vater zum Entschluß, auf einen Handel zu denken der wahrscheinlich eben weil er durch die Geseze scharf verbotten ware, dem Entreprenneur einen desto sichern Profit versprach. Bald aber wurde er von der Aufmerksamen Polizey entdeckt, und in Fesseln geschlagen, aus denen ihn bloß ein schimpflicher Tod durch Hänkers Hand befreyen konnte. Der Tod an und vor sich hatte vor den Vater wenig bitteres,

Quelle:

Ein Kaufmann von Frankfurt an der Oder hatte durch Fleiß und Geschicklichkeit sich ein schönes Vermögen erworben, das er zur Erziehung seiner zahlreichen Familie anwandte. Sechzehn Kinder machten es für ihn notwendig, seinen Handel mehr auszubreiten, aber das Glück kehrte ihm den Rücken. Drey Schiffbrüche und die Wegnahme von fünf andern Schiffen brachten ihn vorigen Winter in dir gröste Dürftigkeit. Schon gebückt gehend durch sein hohes Alter, verdoppelte er doch seine Arbeit und Sorgen; aber die schwachen Bemühungen des alten Mannes waren nicht zureichend, so vielen Kindern das nothdürftigste zu verschaffen. Verzweiflung und Liebe zu den Seinigen brachten ihn auf einen Handel, der durch Geseze scharf verbotten ist. Durch die Wachsamkeit der Aufseher ward er auf seiner Uebertrettung ergriffen, und in Fessel geschlagen, aus welchen ihn nur der Tod durch Henkers Hand befreien konnte. Bei dem Anblick der Strafe erbebte der gute Vater weniger in Absicht seiner Person als in Betracht des Zustandes seiner Kinder. Die väterliche Sorge brachte ihn auf einen Anschlag, um wenigstens das königl. Mitleiden gegen so viele unschuldige Schlachtopfer rege zu machen. In der Dunkelheit seines Gefängnisseß sezte er eine Bittschrift

Schiller:	Quelle:
weil er gar oft einem wahrhaftig unglücklichen die größte Wohltat ist. Aber erschröcklich mußte der Gedanke dem guten Vaterherzen seyn, 16 arme und verwaißte Kinder zu hinterlassen, denen zu Lieb er umsonst seine Ehre und sein Leben sacrificirt hatte. Sein erster Gedanke im Gefängniß wiese ihn an, seine Zuflucht zu dem großen und menschenliebenden Herzen seines Königs zu nehmen; In der Dunkelheit seines Gefängniß schrieb er also einen sehr rührenden Brief an Se. Majestet; gab ihn einen seiner Söhne, einen 13jährigen muntern und recht artigen Knaben; dieser brachte ihn an einem Gallatage unmittelbar vor den König, und führte auf eine solche annehmliche und rührende Art das Wort vor seinen Vater, daß der gute Monarch ihm das Leben schenkte, dem jungen Menschen einen Jahrgehalt von 1000 Reichsthaler und jedem seiner Brüeinen von 500 aussetzte. Ich weiß nicht, ob die Großmuth des Monarchen, oder die Standhaftigkeit des unglücklichen Vaters in diesem Fall die meiste Bewunderung verdient, soviel aber weiß ich, daß das eine Handlung ist, um die ein König den andern beneiden dürfte.	auf, welche seine Familie an einem Galatage vor den Thron bringen mußte. Einer seiner Söhne, ein dreizehnjähriger munterer und einnehmender Knabe, führte das Wort. Der Monarch, durch die rührende Ansprache dieses Kindes bewogen, pardonirte würklich den Vater, und der junge Redner, wurde zur Belohnung, demjenigen das Leben erhalten zu haben, dem er das seinige verdankt, mit einem Jahrgehalt von 1000 Rthlr. und jeder seiner Brüder mit der Hälfte davon beschenkt. Der Vater, dessen guter Name durch diesen Zufall wenig gelitten, ist zum allgemeinen Vergnügen mit einer Bedienstigung bei Pachtwesen begnadigt.

Derselbe Ausdruck wie im obigen Artikel findet sich auch in dem Berichte von dem Prozesse la Mottes („das große und menschenliebende Herz seines Königs" cf. p. 24), durch welche Übereinstimmung die Bearbeitung des letzteren Artikels durch Schiller sichergestellt wird. Der Gedanke, daß der Tod für einen wahrhaft Unglücklichen die größte Wohltat ist, findet sich auch sonst des öfteren bei Schiller. Für den kurzen Artikel vom 30. November habe ich keine Quelle gefunden. Trotzdem möchte ich mit Minor annehmen, daß Schiller ihn bearbeitet hat. Er lautet:

In London starb ohnlängst ein Herr, dem auf dieser Welt nichts lieber war, als sein Jagdhund und Reitpferd. Er verordnete in seinem Testament, daß man seinen Hund lebendig zu seinen Füßen begraben, und sein Pferd, wenn es ihm einst durch einen natürlichen Sturz nachfolgen sollte, ihm zu Seiten legen solle. Ob sich der Mann an jenem Tage wohl nicht recht schämen wird, auch unter denen Auferstandenen als ein wahrer Fuchsjäger zu erscheinen?

Außer den schon erwähnten Kriminalgeschichten hat er noch andere mit ganz geringen, unwesentlichen Veränderungen aus seinen Quellen

übernommen. So die Geschichte, welche auch Minor in seinem Aufsatze veröffentlicht hat, von dem erhängten Bauernsohn (in der Nummer vom 23. Oktober) nach der ER. vom 12. Oktober. Ferner am 23. November eine Geschichte, wie ein Mensch durch ein Schnupftuch vom Galgen gerettet wird; nach derselben Quelle vom 13. November. Die ER. leitet es nur mit dem Satze ein: „Wie fein ist doch der Faden, mit welchem die Schicksale der Menschen aneinander gereiht sind," — diesen Satz hat Schiller gestrichen und sonst im Text drei kleine Veränderungen getroffen. Die Geschichte des jungen Franzosen in Warschau (am 15. Mai) ist dem J. vom 8. Mai wörtlich entnommen. Die Geschichte von dem jungen Walfisch, der die Themse hinaufschwamm, die am 27. September erschien, möchte ich Schiller nicht zuschreiben. Ich kann in der Sprache und im Stil des Artikels nichts von Schiller finden, die Sprache scheint mir auf eine norddeutsche Quelle hinzuweisen. Die steht auch in der ER. vom 21. September, doch ist in diesem Falle eine Benützung der ER. als Quelle ausgeschlossen, da die NNV. genauere Angaben über Einzelheiten haben, als die ER. Was Minor sonst noch an Anekdoten abgedruckt hat, ist alles wörtlich übernommen. In den ersten vier Monaten des Jahrgangs war es möglich, für jede einzelne von ihnen den Quellennachweis zu führen. Außer diesen kommen noch drei Anekdoten in Betracht. Eine vom 14. September vom „Afrikanischen Menschenfreund", wie sie Minor nennt, stand am 8. September im J.; und zwei, die am 4. September mit der Bezeichnung „Paris, vom 17. August" veröffentlicht wurden, haben zur Quelle die FOPZ. vom 28. August. Eine besondere Stellung nehmen die Anekdoten über Kaiser Josef ein. Über sie werde ich im politischen Teil der Arbeit handeln.

Zusammenfassend ist über die Art Schillers Anekdoten redaktionell zu bearbeiten zu sagen: Die längeren Anekdoten veränderte er nach Gutdünken in ihrem Stil, immer zu ihren Gunsten; seine Darstellung ist durchweg lebhafter, anschaulicher, witziger, mit einem Worte: künstlerischer. Schiller hat diesen Erzählungen und Anekdoten gegenüber eine gewisse Vorliebe gezeigt. Er behandelt sie mit weit mehr Interesse, als seine Quellen es tun. Die StPZ. hat gegenüber der Quelle den Text fast in keinem Falle geändert, während Schiller es mit einer gewissen Freude am Stofflichen, an der reinen Erzählung, mit reger Anteilnahme am Allgemein-Menschlichen tut. Das gibt manchen Nummern der NNV. einen frischen Ton, der in dem Einerlei der politischen Berichte angenehm zu hören ist. Bei kurzen Notizen, die nur einen sachlichen Bericht enthalten, hat er die Gelegenheit mit Freude ergriffen, drastische und mitunter auch bissige Randglossen zu machen. An diesen Be-

merkungen war schon bei flüchtiger Lektüre der „Mäntlerischen Zeitung" da und dort Schillers Hand zu erkennen. Dadurch, daß der Text der Quellen der Fassung in den NNB. gegenübergestellt wurde, ließ sich nun genau feststellen, was Schillers Eigentum ist.

Medizin und Naturwissenschaften in den NNB.

Der Gedanke liegt nahe, daß die medizinischen und naturwissenschaftlichen Artikel, welche sich in der „Mäntlerischen Zeitung" finden, mit Schiller in Beziehung zu bringen sind. Dafür spricht auch der Umstand, daß sich solche Artikel erst vom Mai ab finden, wo auch andere Zeichen auf den Beginn der redaktionellen Tätigkeit des Dichters hinweisen. Minor hat alle Artikel, ohne sie erst zu sichten, abgedruckt. Ich habe sie hier im einzelnen auf ihre Bearbeitung hin untersucht. Ich mache den Anfang mit einem Artikel über Elektrizität in der Medizin; die Vorlage dazu bildete ein Artikel in der FDPZ. vom 25. August. Die Notiz Schillers, die vor Minor auch schon Boas als solche angesehen hat, steht in der Nummer vom 31. August.

Schiller:

Ein englischer Wundarzt Rahmens Ware hat ein Frauenzimmer, das durch Zahnwehe und Geschwulsten den blauen[20]) Staar an beeden Augen bekommen, durch Hülfe elektrischer Funken und Streiche, welche zu zerschiedenen malen ihr am Kopfe und den Augen beygebracht wurden wieder sehend gemacht.

Ueberhaupt verdient diß in der Medizin eine genaue Untersuchung, welche Art von Schäden dann durch Elektricität gehoben, und welche nicht gehoben werden können. Die Regeln davon können freylich erst durch eine Menge Beobachtungen, so wie alle Principien in der Medizin, abstrahiert werden, und zuverlässig würde alsdann die elektrische Materie eine von den grösten Wohltaten vor die Menschheit auch in gewissen Krankheiten seyn.

Quelle:

Ein englischer Wundarzt, Namens Ware hat vor kurzem eine Wirkung der Elektrizität bekannt gemacht, die sehr merkwürdig ist, und daher eingerückt zu werden verdient. Susanna Worby, 17 Jahre alt, war im Januar 1780 nach einem Zahnweh und davon entstandener Geschwulst im Gesichte, plötzlich von dem grauen Staar befallen, wobei die Augenlieder sich fest zusammenschlossen. Am 7. Februar wurde mit Einwilligung des Herrn Wathen das linke Auge elektrisiert und zwar anfänglich bloß mittelst Durchführung des elektrischen Stroms, nachher aber durch Funken aus den benachbarten Teilen. Des Abends war noch keine Änderung zu bemerken; aber am folgenden Morgen konnte sie dieses Auge ohne Beschwerde öfnen und alle Gegenstände damit deutlich unterscheiden. An dem rechten Auge zeigte sich noch nichts von diesem gutem Erfolge hierauf wurde also auch dieses auf gleiche Art behandelt. Die Folge davon war, daß die Patientin am nächsten Morgen auch dieses Auge

20) Versehen statt „grauen".

Schiller:	Quelle:
	öfnen und große Gegenstände, wiewohl nicht mit der Deutlichkeit, wie mit dem linken, erkennen konnte. Die Nacht darauf klagte sie über die Schwere des Kopfs. Den 9. Februar wurde abermals der elektrische Strom durch dieses Auge geleitet, Funken aus den benachbarten Theilen gezogen, und schwache Schläge in verschiedenen Richtungen durch den Kopf gegeben. Sie empfand dabey mehr Beschwerde als vorher; ob sich gleich bald darauf alles aufs beste endigte; den folgenden Tags öffnete sie beyde Augen, und sah nunmehr mit beyden vollkommen deutlich. Was für Wunder haben wir nicht noch von der elektrischen Materie zu erwarten!

Man sieht, Schiller hat die Krankheitsgeschichte des einzelnen Falles, die in der Vorlage 34 Zeilen umfaßt, auf wenige Zeilen zusammengezogen; ihn interessiert an dem Falle das Allgemeine, die Verwendbarkeit der Elektrizität im Dienste der Medizin, ja er berührt sogar kurz ein Prinzip seiner Wissenschaft durch „eine Menge von Beobachtungen die Regeln zu abstrahieren“, während die Quelle, die einen medizinisch nicht gebildeten Verfasser zu haben scheint, sich mit dem kurzen Ausblick auf die von der elektrischen Materie zu erwartenden Wunder begnügt. Daß auch in der Akademie, wie in der Mitte des 18. Jahrhunderts in allen Schichten der gebildeten Welt, hervorgerufen durch Mesmer, Gassner und vor allem Cagliostro, ein lebhaftes Interesse für Elektrizität bestanden habe, erzählt Moll[21]).

So berief Herzog Karl, allerdings erst im Jahre 1784, an die Akademie einen eigenen Professor, Johann Friedrich Groß, der ausschließlich diese Materie zu dozieren hatte und dem zu seinen Experimenten ein ganzer Saal eingeräumt wurde. Eine ganz analoge Bemerkung, wie die über die Elektrizität, findet sich in Nr. 69. Ich habe für sie allerdings keine Vorlage gefunden, doch stammt sie zweifellos von Schillers Hand. Der Übergang vom Einzelnen aufs Allgemeine ist mit genau denselben Worten „Überhaupt verdiente“ eingeleitet, wie beim letzten Beispiel auch. Die Stelle lautet:

Von Hildesheim aus hat man eine große Anzahl Hebammen nach Cassel geschickt, um daselbst von dem berühmten Professor Stein[22]) unterrichtet zu werden. Über-

21) Albert Moll, Die medizinische Fakultät der Carlsakademie in Stuttgart, p. 15.
22) Georg Wilhelm Stein 1737 bis 1803 Professor in Kassel und Marburg —

haupt verdiente dieser Gegenstand mehr Aufmerksamkeit, an Vorschriften fehlt es zwar nirgends, welche die Eigenschaften enthalten, welche eine solche Frau haben solle, wohl aber an Anstalten zu diesem Endzweck.[23])

Für folgenden Artikel über den Grafen Calliostro, in dem auch Boas und Minor Schillers Hand wiedererkannt haben, ist es mir jetzt gelungen, die Quelle zu finden. Er steht in den NRB. am 10. Juli. Die Quelle ist ein Bericht der ER. vom 3. Juli.

Schiller:

Calliostro — viel Lärmen um nichts.

Straßburg, vom 3. Jul.[24]) Weil wir mit Grund vermuthen, daß einige unserer geneigten Leser bald diesen bald jenen Artikel für mehr oder weniger interessant halten, so wagen wir es dißmal einen Theil unseres Blattes mit Beyträgen zu der Geschichte eines Manns zu füllen, der durch die Sonderbarkeit seines Caracters, und also seiner ganzen Aufführung vielleicht manchem unserer Leser wichtig ist. Es ist der längst bekannte Graf Calliostro, den man, eben weil seine Geburt und Herkommen ohnbekannt, das eine mal zu einem Araber — das andere mal zu einem Gasconier — dann zu einem ausgetrettenen Francißkaner und Gott weißt zu was noch macht. Er seye

Quelle:

„Calliostro".

Von den Anbetern dieses Ebentheurers sind uns über das, was wir von demselben und seinem Kurwesen verschiedentlich mitgetheilt haben, weitläufige widerlegende Zurechtweisungen zugekommen, die uns aber nicht sonderlich erbauet und bekehret haben, zumal da die Beweise von einem solchen Schlage waren, z. E. man dürfe von ihm nicht sagen, daß er ein Entsprungener Franziskaner gewesen sey — denn er habe seine Herkunft und seinen Stand noch niemand entdeckt; (hat man denn nicht schon oft eine Maske auch ohne deren eigenes Geständnis erkannt?) Er könne auch durchaus kein Franziskaner gewesen seyn — denn er trage sein eigenes Haar und sogar einen Zopf; (wächst denn den Franziskanern das Haar nicht mehr?) es finde sich keiner, der ihn in Frankreich marktschreyeriren ge-

sein Verdienst war die Einführung besserer Operationsmethoden in die deutsche Geburtshilfe. (Häser, Geschichte der Medizin II, 729.)

23) Was den ganzen Artikel betrifft, vergleiche man damit, was Weigelin in dem Abschnitte „Das Medizinalwesen" des vom Württ. Geschichts- und Altertumsverein herausgegebenen Sammelwerks „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit", sagt (Bd. II, 269): Daß die Ausbildung der Hebammen noch manches zu wünschen übrig ließ, zeigt ein Gutachten des Collegium archiatrale vom 1. Dezember 1775 betreffend die von dem praktischen Arzt Ofterdinger in Balingen gemachten Vorschläge zur Verbesserung des Medizinalwesens. Dieser schreibt: „Ich bin zu Gebärerinnen geholt worden, welche man vorhero auf den Kopf gestellt hatte, um der Hebammen Meinung nach das Kind in die rechte Lage zu bringen, zu anderen, denen man um den Leib herum eine Handzwehle mit aller Macht zusammengeschnürt hatte, daß sie fast nicht mehr atmen konnten, in der tollen Absicht, das Kind dadurch aus Mutterleib hinauszudrücken! — Das Kollegium bezeichnete übrigens diese Schilderungen als übertrieben.

24) Als Datum scheint Schiller das Tagesdatum der „Erlanger Realzeitung" benützt zu haben.

Schiller:

nun was er wolle, so ist, wann[25]) alles bisher gesagte zusammennimmt, das zuverlässig, daß er bey weitem der apostolische Mann nicht ist, der blinde sehend, lahme gehend, buttonierte rein, und halbverfaulte wieder lebendig machen kan, sondern vielmehr ein Geschöpf, das wenig besonders vor allen unseren Aerzten hienieden[26]); der Ruhm von seinen gelungenen Curen aber wie Weyrauch in die Höhe steigt. Und man müßte ganz aus Straßburger Augen sehen, wenn man dieses nicht längst schon bemerkt hätte. Falls man seinen Namen nicht ehender kennen soll, biß er seine Herkunft erst selbst entdeckt haben würde; ist er würklich ein Araber, nun warum gesteht ers nicht selbsten, dann der Araber würde ihm unter den übrigen Christen Menschen keine Schande machen. Ist er ein Franziscaner, oder Gaskonier, nun da mag er seine Ursache haben, warum er nicht erkannt sein will. — Freylich trägt er eigene Haare, und sogar einen Zopf, aber wachsen dann den Herren Franziskanern nicht auch Haare? Wir sollen nicht über ihn urtheilen, weil er von den Großen gelitten ist, wie wann die Große allein das Talent hätten, in das Innere zu sehen. Der General Campis wurde von der ganzen medizenischen Facultät von Paris vor ohnheilbar gehalten, Calliostro lachte über dieses Urtheil, und brachte ihn durch seine Wunder-Cur soweit, daß er nun freylich weder Latwerge noch Purgir-tissanne mehr bedarf, weil, soviel wir wissen, ein Geist weder Fleisch noch Knochen hat, freylich machte er Meisterstücke an einer stummgewordenen Aebtissinn, und 2 schweren Gebährerinnen, allein d'Ailhaud füllte mit ähnlichen Curen 2 ganze Bände, ohne daß man deswegen

Quelle:

sehen (seine Gegner sagen ja just, es fänden sich welche!) Er geniese noch immer der Gunst der Großen; (großer Beweis von den Verdiensten eines Mannes, als wenn nicht auch Große irren könnten!) Von dem Tod des Gen. Cambise sollte man ja nichts melden, denn dem habe die ganze medizinische Fakultät von Paris nicht helfen können; (richtig, und als sie den Fall unheilbar fand, sagte sie es dem Kranken und brach den Stab, Calliostro aber höhnte darüber, versicherte alle Heilung, und opferte den Herrn nur schmerzlicher und schneller, als seine Uebel es mit ihm vorhatten, dem Tode!) — der Herr Stadtapotheker H... von welchem des Grafen Arkana verfertigt würden, sey der rechtschaffenste Mann, bey dem die Arzneyen blos nach der Strasburger Apothekertaxe z. E. die Purgirtisane für 30 Sols und nicht für 3 Livres ꝛc. weggegeben würden, also keine interessierte Theilung mit dem Empirikus statt fände (daß Hr. H... der würdigste Mann ist, wissen wir von zuverlässiger Hand so gut als ganz Straßburg es weiß; wir wissen selbst, daß derselbe sich anfänglich ein Bedenken machte, des Grafen Recept zu verfertigen, und solche nur erst auf Anrathen aus dem dasigen Collegium medicum zu verfertigen übernahm; allein wer sprach denn von Hrn. H...!? Man sprach von Calliostros bey sich habendem Apotheker und Chirurg, dem die Arzneyen, sowie seine Schnitte so unsinnig theuer bezahlt werden mußten; und hieß diese Pharmaceutichirurgische Person nicht Ballazuc? war der nicht aus Gaskonien, und mußte denn der Graf selbigen nicht endlich, da es zu grob ward, als wäre alles hinter ihm geschehen, der Form wegen, wegschaffen?) — Wie konnte man erwarten, daß wir eine Widerlegung unserer eigenen Nachrichten, wenn sie sich auf solche Krücken stützte, von den beleidigenden Aus-

25) Es fehlt offenbar „man".

26) Zu ergänzen: ist.

Schiller:

schuldig gewesen wäre, ihme Credit zu geben. Nun auch individuelle Züge von ihm. Jedermann weißt, daß die französische Nation als gute Psychologen in ihren Beobachtungen besonders kleine andern Beobachtern unwürdige Umstände sehr oft als die wichtigste aufbewahrt, so ist es zum Exempel den Herren Strasburgern sehr merkwürdig, daß Calliostro in keinem Bett, sondern in einem Lehnstuhl schlafe, wie wanns nicht andere weniger Geschrey in dieser Welt machende Menschenkinder auch so machten! Er nähre sich mit Macaroni nud Käsen, haben dann diese nicht genug Substantiales in sich, einen solchen Philosophen zu nähren; Er esse des Tages nur einmal. Nun, das könnte freylich den Hrn. Strasburger sonderbar vorkommen, die den Tag unter dejeunès, dinnés, goutées und souppées trefflich zu theilen wissen, und wenn er gar seine Dosis auch darnach einrichtet? Er soll die wahre Chymie und Medicin der alten Egyptier mit herüber gebracht haben, wir wollen sehen ob Börhave, Krieger, Vogel, Margraff Macquer durch diesen neuen Paracelsus ohnnötig werden; Er soll bereits 200 Jahre alt seyn, nun das wäre freylich ein Umstand, der ihn zu einer etwas größeren Dosis von Weißheit berechtigte aber in dem zur universal-Stupidität herabgesunkenen Arabien hat er solche wahrhaftig nicht gelernt. Sein Portrait solle im Serail des Großsultans glänzen da selbst das Portrait von keinem Türkischen Monarchen daselbst aufgehängt ist. Und jetzt genug von Calliostro, und so lange genug von ihm, bis sich seine Wunderkraft auf anderen Seiten thätiger zeigen wird.

Quelle:

drücken der Schreibart gar nichts zu erwähnen, unseren Blättern, wie man doch verlangen durfte, einrücken sollten? — Die mitberichteten drey Hauptkuren an einer stummgewordenen Aebtissin, und 2 schweren Gebährerinnen wollens noch nicht ausmachen; d'Ailhaud, der ein ähnlicher Wohltäter seyn wollte, und noch ein größerer, weil er alle Gebrechen der Menschheit mit einem einzigen Laxirpulver in die Flucht schlug, ließ von seinen Siegen gar 8 dicke Bände vollgedrückt in aller Welt losposaunen, und dennoch wars just nicht nöthig, daß jeder Vernünftige darauf Kredit gab. Wir wollen unterdessen es doch einmahl versuchen, den Calliostorianern gefällig zu schreiben, und Einiges von demjenigen nachsagen, was die Eifrigsten von ihrem Götzen verbreiten. — Dieses wunderbare Wesen schläft nie anders als in einem Lehnstuhl (passirt! wirds eben sich zuträglich finden,) speißt nur einmal des Tags und dann blos Macaroni mit Käse (passiert! guten Appetit dazu!) ist schon mehr als volle 200 Jahre alt (halt! nun kommts einwenig arg); schmeißt alle europäische so lange schon ganz gute Dienste geleistete Medicin und Chimie über den Haufen, und hat aus Egypten die wahre Chimie und Medizin der alten Egypter herübergebracht, (nun wirds recht schlimm!) will auch ein egyptisches Hospital zu Bildung seiner Zöglinge stiften, und dazu so etwa ein 50 000 Laubthaler wegwerfen, zu welcher kleiner Ausgabe er einen oder ein Paar von seinen Diamanten zu verwenden gedenkt, die ihm ohnedem nichts kosten, da er sie selber macht (ach Gott! jetzt steigst aufs höchste!) und ist überhaupt im Orient seit den paar hundert Jahren so sehr allgemein bekannt und beliebt, daß man sein wohlgetroffenes Portrait in orientalischer Tracht heute noch, so oft man will, zu Medina sowohl als auch in den Gemächern des Großsultans selbst aufgehangen erblicken kann.

(Es folgen noch 28 Zeilen über die Unverschämtheit der letzten Lüge, da im

Schiller:	Quelle:
	Serail nicht einmal die Bilder türkischer Monarchen aufgehängt werden dürften.)

Der Schillerische Artikel ist kürzer und deshalb auch schärfer gefaßt; er läßt die ganze ziemlich nebensächliche Affäre des Apothekers, den Calliostro in seiner Begleitung hatte, weg, und wendet sich mit allem Nachdruck gegen den Schwindler selbst. Seine Ironie ist freilich etwas schwerfälliger als die knappen Bemerkungen der Vorlage. Den einfältigen „Herren Straßburger", die so kritiklos das Gerede über das private Leben Calliostros als Beweis für seine unbegrenzte Wundermacht ansehen, weiß er nur die Namen medizinischer und chemischer Autoritäten entgegenzuhalten, um die „egyptische Medizin" des sauberen Grafen zu übertrumpfen. Zuerst nennt er Boerhave, der ihm von seinen medizinischen Studien in der Karlsakademie her ganz vertraut ist, denn die Lehrer der medizinischen Fakultät, waren wie Moll[27]) schreibt, „alle insgesamt Anhänger des damals herrschenden Boerhaveschen Systems. Daß die Schüler auf die Worte der Lehrer schwuren, ist begreiflich und daher auch erklärlich, wenn viele Akademiker zum System der Humoralpathologen hielten". Auch im „Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" ist Boerhave von Schiller zweimal erwähnt worden und einmal im „Hypochondrischen Pluto". Krieger, den er an zweiter Stelle nennt, ist wohl der Krüger, den Weltrich I, 267 zitiert, sonst habe ich den Namen nirgends finden können. Vogel[28]), war Professor in Göttingen und erwarb sich vor allem Verdienste in der Arzneiwissenschaft. Margraff war ein bedeutender Chemiker. Der zweite Artikel über Calliostro in Nr. 44 der NNV. vom 1. Juni ist der FOPZ. vom 28. Mai entnommen und, nur um einen Satz gekürzt, wörtlich wiedergegeben worden. Eine längere Anmerkung der Quelle, die den Calliostro als Betrüger bezeichnet, ist unterdrückt worden.

Einen medizinisch interessanten Fall von Choreomanie (in der Nummer vom 4. Mai) hat Schiller dem J. vom 27. April entnommen. Auch der Artikel über Mannekins für die Lehrer der Hebammenkunst vom 25. September, den Minor abgedruckt hat, ist der FOPZ. vom 17. September entnommen. Im gleichen Zusammenhange bringt Minor auch den kurzen Artikel über „das berühmte Dresdener Gespenst". Er steht in den NNV. vom 31. August. Schillers verbessernde Hand ist unschwer zu erkennen, wenn man die Vorlage, die FOPZ. vom 25. August dagegen hält.

27) Dr. Albert Moll, Die medizinische Fakultät der Karlsakademie.
Häser, Geschichte der Medizin II, p. 614.

Schiller:	Quelle:
Das berühmte Dresdner — Gespenst war würklich so fürchterlich nicht, als es gewisse Personen im Anfang ausgaben, dann es war nur ein Frauenzimmer, das um ein gewisses Haus um so wohlfeiler zu bekommen, allerhand Spiegelfechtereien darinn machte. Weil nun das Gespensterspielen keine Rolle vor das Frauenzimmer ist, so hat man diesen Geist einstweilen ohne weitere Furcht seiner unterirdischen Künste in gefängliche Verhaft gebracht, und vielleicht lernt man sie in einer öffentlichen Arbeitsanstalt einige oberirdische Künste.	Zu Dresden war ein großer Theil der dasigen Einwohner in Furcht gesetzt worden, als stände dieser Stadt ein großes Unglück bevor. Das Gespenst in der Vorstadt ist nun entdeckt. Es war Betrug von der Frau eines Haarkräuslers, welche Absichten auf das von sichern Erben feilgebotene Haus gehabt und, um solches sehr wohlfeil zu bekommen durch dergleichen Spiegelfechterey verdächtig zu machen gesucht hat. Sie ist ins Gefängnis gebracht worden.

In diesem Zusammenhang bringt Minor auch die Berichte von Erfindungen, die Schiller in den NNB. veröffentlichte. Folgender Artikel ist als bearbeitet sicher nachzuweisen. Er steht in der „Mäntlerischen Zeitung" vom 25. September. Quelle war die ER. vom 14. September.

Schiller:	Quelle:
In Paris kündigt ein bekannter Künstler eine neue Erfindung an, ein Fahrzeug nemlich, auf welchem man ebenso leicht die Luft auf und niederwärts fahren kann, als eine Taube. Es kommt nur auf die Probe an, wir wünschen, daß selbige besser gerathen möchte, als es vor 9 Jahren dem Canonicus Deforges mit seiner Windkutsche gerieth, mit welcher er in 24 Stunden um das Erdbällgen herum eine Spazierfahrt machen wollte, das erste mal aber, da er dem Publico damit angefahren kam, richtig auf seine Nase hinfiel.	In Paris kündigt ein bekannter Künstler (so wird er wenigstens genannt) an, daß er nunmehr nach 12jähriger Bearbeitung ein kleines Fahrzeug zu Stande gebracht habe, womit man mit äußerster Schnelligkeit ebensoleicht wie auf dem Wasser durch die Luft nach Belieben hoch und nieder fahren kann. Der Mann sagt, es sey ihm damit schon zum 6ten mahle die Privatprobe gelungen. Wird doch wohl das Windgenie Kanonikus Deforges nicht seyn, der vor 9 Jahren mit einer kostbaren Windkutsche, womit man ohngefähr in 24 Stunden um die Erde herumjagen konnte, und welche nur 1000 Louisdore kosten sollte ins Publikum angefahren kam, aber bey der ersten Probe auf seine Nase richtig herunterfiel?

Der FOPZ. entnommen ist ein Artikel in der Nummer vom 31. August von einem neunjährigen schwangern Mädchen in Paris. Ebenso scheint mir der Artikel, der dem ebengenannten vorausgeht (er handelt von einer Erfindung, die es ermöglicht, sich ohne Schaden dem Feuer aussetzen zu können), nicht von Schiller bearbeitet, wiewohl ich keine Quelle finden konnte. Er ist gesucht witzig angefangen und wird auf einmal banal.

In diesen Abschnitt gehören auch noch drei von den unter der Rubrik „Gelehrte Sachen" erschienenen Artikeln. Daß die Rubrik ihre Wiedereinführung Schiller zu verdanken habe, ist weiter unten ausgeführt. Zwei Artikel sind offenbar gelehrten Zeitschriften entnommen, eine Quelle, das „Journal de Physique" Paris 1781 ist zitiert. Minor hat alle drei Artikel in seinem Aufsatze veröffentlicht. Der erste davon, eine skeptische Besprechung eines kleinen Werks von Sage über die Kunst Gold zu machen in Nr. 36 vom 4. Mai, stammt wohl von Schiller. Ich setze ihn deshalb hierher:

Das große Geheimniß, Gold zu machen ist entdeckt, und zwar von einem der größten Männer, dem Herrn Sage, entdeckt, der gefällig genug ist, das ganze Verfahren der Welt in einem kleinen Werkchen vor Augen zu legen, dessen vollständigen Titel wir denen, die da reich werden wollen, nicht vorenthalten können. Hier ist er: L'art d'essayer l'or et l'argent, tableau composé de la coupellation des substances metalliques, par le moyen du plomb et du bismuth; et procédés pour obtenir l'or plus pur que par la voie du depart, avec figures par Msr. Sage. A Paris, de l'Imprimerie de Monsieur in 8, 1780. Prix 2 Liv. 8 sous. Chez Didot le jeune, quai les Augustains. Der Prozeß wird jedesmal in 24 Stunden geendigt, der Aufwand ist 578 Liv. und der reine Profit alle 24 Stunden, 23 866 Liv. 8 S. 11 D. Da der Prozeß 100 mal zum wenigsten in einem Jahre gemacht werden kan, so beträgt der reine Gewinn am Ende des Jahres 2,386644 Liv. 11 S. 8 D. ein Capital, womit man hoffentlich für das erste zufrieden seyn wird.

Daß dieser kleine Artikel geschrieben und nicht abgedruckt wurde, dafür spricht auch das irrtümlicherweise wiederholte „entdeckt" im ersten Satze, was bei einem Nachdruck wohl unterblieben wäre. Minor schreibt ihn auch Schiller zu und gibt als Grund „die Abneigung des Mediziners gegen die Wundermacher" und „die Freude an dem mathematischen Calcul" an. Der erstere Grund ist etwas allgemeiner Art und kann nicht unbedingt überzeugen, für den zweiten aber, die Freude am mathematischen Kalkul, haben wir in der „Mäntlerischen Zeitung" selbst einen Beleg in der Nummer vom 7. September, wo er die Stärke der kriegführenden Armeen berechnet, und einen zweiten in Nr. 74, in der er eine Tabelle der Einkünfte der englischen Staatsmänner veröffentlichte. Zum zweiten Artikel, der unter der Rubrik „Gelehrte Sachen" (in Nr. 37 vom 8. Mai) erschien, ist als Quelle das in Paris herauskommende „Journal de Physique" angeführt. Die NNV. haben ihren Artikel, da der Bericht des „Journal de Physique" für ihren Raum viel zu lang war, in ziemlich genauer Übertragung übernommen. Doch ist auch hier wie bei den andern aus ausländischen Quellen stammenden Artikeln anzunehmen, daß sie nicht direkt, sondern durch Vermittlung einer deutschen Zeitung in die NNV. übergingen.

Relation interéssante d'une éruption du Mont Vésuve, arrivée en août 1779. Extraite d'une lettre du chevalier William Hamilton, envoyé extraordinaire d'Angleterre à Nâples, membre de la société royale etc., à M. Joseph Banks, président de la société royale.

..... Vers neuf heures, il y eut une grande explosion qui secoua si terriblement les maisons du Portici et du voisinage que les Habitants effrayés se répandirent dans les rues. J'y ai vu depuis beaucoup de fenêtres brisées et des murs fendus par la secousse qu' avoit imprimée à l'arc cette explosion, qui ne fut pourtant entendue que faiblement à Nâples. Au même instant, un jet de feu transparent et liquide commença à s'élever; et, augmentant par degrés, il parvint à une si singulière hauteur, que tous les spectateurs furent frappés du plus terrible étonnement. Peut-être aurez-vous, Monsieur, de la peine à me croire, si je vous assure qu' autant que j'en ai pu juger, la hauteur de cette admirable colonne de feu n'étoit certainement pas moindre que trois fois la hauteur perpenduculaire du Vésuve lui-même, qui, comme vous le savez, est de 3700 pieds au dessus du niveau de la mer.

(Es folgt eine eingehende Schilderung des Lavastromes und der Panik unter der Bevölkerung von Neapel)

In einer Fußnote steht der letzte Satz, den die N.N.B. übernommen haben.

La lumière que repantoit cette immense colonne de feu étoit si forte, qu'à la distance de dix milles, et même plus, autour de la montagne, l'on distinguait clairement les plus petits objets. Mr. Morris, Gentilhomme Anglois, me dit qu' à Sorrento, qui est à douze milles du Vésuve, il avait lu le titre d' un livre à la seule-lueur de cette lumière volcanique.

Der dritte Artikel (in Nr. 38 vom 11. Mai) ist allem Anschein nach ebenfalls einer gelehrten Zeitung entnommen. Er macht den Eindruck eines Exzerpts. Schiller hat im großen und ganzen bei seiner Tätigkeit an dieser Zeitung der Medizin und den Naturwissenschaften, welche früher in dem Blatte nicht wohl gelitten waren, viel Aufmerksamkeit gewidmet. Ein Vergleich mit der StPZ. in dieser Hinsicht zeigt, daß diese, außer einem ähnlichen Artikel über Calliostro (was damals eben aktuell war und was jede Zeitung bringen mußte) auf naturwissenschaftlichem Gebiete nichts gebracht hat. Selbst geschrieben hat Schiller nichts, — außer dem Artikel vom 4. Mai der Ankündigung des Buchs von Sage über die Kunst Gold zu machen, und dies ist mehr von allgemeinem Interesse. Er hat nur bearbeitet. Bei seinen Bearbeitungen treten zwei Elemente hervor, das fachmännische und das stilistische. Das erstere Moment überwiegt bei dem Artikel über Elektrizität in der Medizin, und bei dem Artikel über die Ausbildung von Hebammen; das letztere bei dem Artikel über Calliostro, beim Dresdener Gespenst und bei der Erfindung eines Flugzeugs. Fachmännische Kenntnisse im einzelnen hat Schiller nicht verwertet, was auch weder nötig noch angebracht war. Er äußert sich zu den Einzelfragen nur prinzipiell, doch so, daß zu

merken ist, hier redet ein Fachmann, dem auch genaue Kenntnisse des einzelnen zu Gebote stehen.

Auf kurze Zeit (vom 20. Juli bis zum 10. August) taucht in den NNV. eine Rubrik auf, welche

„Oeconomische Nachrichten"

überschrieben ist. Sie enthält in mehreren Fortsetzungen eine Abhandlung über „Anpflanzung und Benuzung der Erdäpfel". Minor wollte in diesem Aufsatze einen Beitrag von Schillers Vater erkennen. Die Einleitung weist auf Schillers Hand hin, sie beginnt mit ganz ähnlichen Wendungen wie die Einleitung der Artikel über la Motte [29]) und Calliostro [30]), nämlich:

Wir wissen zwar nicht, wie es das Publicum aufnehmen wird, wenn wir hie und da einige gemeinnüzige oeconomische Nachrichten zum Nuzen in unser Blatt einrücken, allein wir wagen es doch, in der Hoffnung, daß es hie und da einem unserer geneigten Leser angenehm seyn werde. Wir machen den Anfang mit einem Unterricht von der Anpflanzung und Benuzung der Erdäpfel zum Besten des lieben Landmanns. Diese merkwürdige Frucht, welche heut zu Tag sogar mit auf die Tafeln der Großen gesezt wird, ist ursprünglich ein americanisches Gewächs aus der Landschaft Quito in Peru. Franz Drake brachte sie A. 1586 von da nach England, und wir sind überzeugt, daß er dadurch ein größeres Verdienst gemacht, als Cordez und Pizarro.

Von da ab ändert sich der Stil und der eigentliche Aufsatz beginnt. Minor führt an, Johann Kaspar Schiller habe den Rat, der im Verlauf der Abhandlung gegeben wird, die Erdäpfel vor den Halmfrüchten zu kultivieren, schon 20 Jahre früher in seinen „Oekonomischen Beyträgen" gegeben. Diese kleine sachliche Übereinstimmung ist kein ausreichender Beweis dafür, daß Schillers Vater auch die „Oeconomischen Nachrichten" für die „Mäntlerische Zeitung" geliefert habe. Ein Vergleich mit seinen „Oeconomischen Beiträgen" [31]) hat sonst gar keine Berührungspunkte ergeben. Sprache und Orthographie sind verschieden; der Stil des alten Schiller ist weit getragener und breiter, und es ist mir unmöglich, ihm einen Satz zuzuschreiben, wie er in Nr. 61 steht:

„Und wenn man den Maaßstab nach einem experimentierten Fresser machen will, so hat man immer unrecht. Man sage mir aber eine Frucht, in welcher ein solcher Bachant seinen Magen wohlfeiler stopfen könnte, als mit dieser, wenn er je gestopft sein soll?"

Einen ähnlichen Gedanken (eine übrigens damals allgemein verbreitete Ansicht) äußerte zwar einmal Schillers Vater in einem Briefe an seinen Sohn vom 23. Oktober 1795. [32]) Er schreibt dort:

---

29) Siehe p. 24.

30) Siehe p. 44.

31) Anonym erschienen bei Cotta 1769. Oekonomische Beyträge zur Beförderung des Wohlstands.

32) Schillers Beziehungen p. 186.

„Es ist ungemein viel daran gelegen, daß ein Mensch schon in der ersten Jugend an allerlei Witterung und allerlei Speise und Trank, an viel Bewegung, aber auch daran gewöhnt wird, sich niemals zu übereſſen, niemal soviel Speise zu sich zu nehmen als er Lust zu essen hat. Ich habe mich angewöhnt, über meinen Tisch, wenn ich nicht zu Gast esse, da der Zuspruch anders will, vom Essen aufzuhören, wenn ich auch Appetit habe, den ganzen Rest aufzuzehren."

Schon diese kurze Gegenüberstellung zeigt, daß Schillers Vater mit dem Verfasser des Aufsatzes über Kartoffelkultur nicht identisch sein kann. Auch an einer zweiten Stelle, in Nr. 66 der NNB. (17. August), in dem „Neudietendorf, im Gothaischen vom 3. August" überschriebenen Artikel glaubt Minor „die feierliche Stimme und das biblische Pathos des alten Schiller zu vernehmen": hier habe ich den direkten Gegenbeweis; der ganze Artikel steht wörtlich in der FOPZ. vom 11. August und ist wohl eben von da in die NNB. hinübergenommen worden.

Politisches in den NNB.

Die NNB. waren ein „Politisches Wochenblatt", das heißt der größte Teil ihres Raums war mit politischen Nachrichten ausgefüllt, welche andern Zeitungen entnommen waren. Außer einer gewissen Sympathie für das um seine Freiheit fechtende Amerika (als Beispiel dafür hat Minor eine hübsche Anekdote aus Nr. 78 vom 29. September veröffentlicht) ist in der „Mäntlerischen Zeitung" ein politischer Standpunkt nicht zu finden, und erwähnte Sympathie hat sie mit ihren Quellen gemein. Die Betrachtungsweise des Blattes gegenüber sämtlichen Höfen Europas erinnert auffallend an die des Hofmarschalls von Kalb in „Kabale und Liebe" I, 6 (Präsident: Und wissen mir also ohne Zweifel eine wichtige Neuigkeit? — Hofmarschall [ernsthaft nach einigem Stillschweigen]: Seine Durchleucht haben heute einen Merde d'Oye-Biber an), es bringt nämlich Hofberichte von der devotesten Art. Kaiser Josephs II. Bedeutung wird in Anekdoten erschöpft, die seine persönliche Güte und Leutseligkeit in übertriebener Weise verhimmeln, was sich Joseph II. in Wien von seinen Zeitungen verbeten hatte[33]). Schiller war wenigstens so geschmackvoll, keine einzige dieser Anekdoten zu bearbeiten, sie sind alle in den Quellen wörtlich gleich nachzuweisen[34]).

33) Hermann Gnau, Die Zensur unter Joseph II., p. 64: „Joseph II. wies die Lobeshymnen der Wiener Journalisten zurück und verlangte, die Zeitungen sollen sich auf die „lediglich Ankündigung öffentlicher Verordnungen und Anstalten einschränken".

34) Es sind die Anekdoten vom 22. Mai (entnommen dem Z. vom 15. Mai). Die andern sind sämtlich aus der FOPZ. entnommen: die vom 2. Februar aus der vom 30. Januar, vom 5. Juni aus der vom 29. Mai, vom 22. und 29. Juni aus den Nummern vom 18. und 25. Juni, und endlich vom 17. Juli aus der FOPZ. vom 9. Juli.

Eine große Freude hatte das Blatt an den Kriegsberichten, an den Kämpfen der französischen und englischen Admirale, die gewissermaßen als persönliches Turnier oder Duell dargestellt werden. Ein Niederschlag davon findet sich noch in „Kabale und Liebe" I, 1, wo der alte Miller sagt: „da geht ihm ein Licht auf, wie meinem Rodney, wenn er die Witterung eines Franzosen kriegt und nun müssen alle Segel dran und drauf los." Rodney, ein englischer Admiral, ist in den NNV. oft der Held des Tags. Schiller hat über ihn auch einmal (in Nr. 84, 19. Oktober) eine spöttische Bemerkung gemacht. Es heißt dort:

Admiral Rodney hat zur Überschrift auf seinen Wagen die Worte: Aquilae non generant columbas. Adler zeugen keine Tauben. Bey uns gibt es ein ähnliches Sprüchwort: Es zeugt kein Raab einen Distelvogel. Vielleicht möchte es in diesem Fall eher passen.

In den Quellen findet sich letzterer Zusatz nicht. Die Länder- und Völkergeschichte wird in den NNV. als Hofgeschichte behandelt. Von allen den unerhörten Geschehnissen im Herzogtum Württemberg, vernehmen wir zu unserem Erstaunen keine Silbe. Man hört nur durch die Hofberichte, daß Durchlaucht „sich im erwünschten Wohlseyn finden" und sieht an den Geburtstagsfeiern der Großen „die Dankaltäre der Armen rauchen". Freilich ist andererseits wieder zu bedenken, daß die Zensur sehr strenge war und Dinge, welche dem Herzog unangenehm sein mußten, einfach unterdrückte. Gerade die NNV. hatten darin schon manches erfahren. So hatte der reformierte Pfarrer Sauerbrunn (derselbe, der an der Karlsschule den reformierten Eleven Religionsunterricht erteilte, außer Schiller der einzige bekannte Redakteur der „Mäntlerischen Zeitung") in den Jahren 1774—76 mit dem damaligen Zeitungszensor, Professor Balthasar Haug, mehrfach Differenzen. Weil aber immer wieder etwas in der Zeitung stand, was dem Herzog mißfiel, so setzte dieser im Jahre 1776 Haug ab und übertrug dem Regierungsrat Kaufmann die Zensur der Zeitungen [35]). Die politische Intelligenz des Blattes war in ihrem Horizont sehr beschränkt. So ist es weiter kein Wunder, wenn Schiller diesen, den größten und wichtigsten Teil der Zeitung, recht nebensächlich behandelt hat und an dieser Art von Politik absolut keinen Geschmack gefunden zu haben scheint. Wohl mag er, wie Minor meint, aus seiner redaktionellen Tätigkeit für seinen „Fiesco" gelernt haben, den ganzen politischen, militärischen und nautischen Apparat in Bewegung zu setzen; aber daß er, wie Boas schreibt, sich dabei „eine Fülle politischer Anschauungen angeeignet habe, woraus für seine nächsten Dramen reicher Gewinn erwachsen mußte", ist

---

35) Siehe bei Steiff, Die Presse in „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit", herausgegeben vom Württ. Geschichts- und Altertumsverein I, p. 392.

weniger wahrscheinlich. Auch war Schillers Hauptinteresse der Poesie, und nicht der Politik zugewandt, so erinnert sich Petersen: Um diese Zeit (1776 ff.) waren beinahe alle besseren Köpfe der Akademie in Parteien getheilt: Einige wahre Anhänger der Engländer, die meisten dagegen Freunde der Amerikaner. Schiller kümmerte sich um diese Völkersache im geringsten nicht, er las gar keine Zeitung[36]).

Auch im politischen Teil sind die allermeisten Artikel entnommen, Leitartikel pflegen die NNZ. nicht zu veröffentlichen, so mußte sich des Redakteurs Arbeit auf einzelne übernommene Artikel beschränken. Schiller hat es sich auch hier leicht gemacht und wie die Beispiele, die ich in der Folge bringe, zeigen, hat er die politischen Artikel nur stilistisch und redaktionell (abgekürzt oder exzerpiert) bearbeitet. Politisch-kritisch hat er an ihnen nichts geändert, eigene politische Ansichten oder Besprechungen hat er den Artikeln nicht beigefügt. Zum Vergleich bringe ich zwei politische Artikel. Die erste Fassung stand in der ER. vom 13. Juli. Schiller brachte den Artikel am 20. Juli.

Schiller:

Holland, vom 8. Jul. Ein Bündnis zwischen Oesterreich und England scheint nunmehro außer dem Zweifel zu seyn, und Se. Majestät der Kaiser werden also schwerlich nach Paris reisen. Man versichert, die Engländer tretten dem Kaiser auf der Küste von Coromandel ein Stück Landes ab, damit die Einrichtung der Oesterreichisch-Ostindischen Companie zu Ostende um so schleuniger gehe. Auch die Wiederaufrichtung der Handlung von Antwerpen, und die völlige Wiederherstellung der Schiffarth auf der Schelde, welche Se. Maj. der Kaiser gegen alle Ein- und Widerreden zu schützen willens sind, ist außer Zweifel, und so wäre, nunmehro der Holländischen Handlung das Schwerdt an die Kehle gesetzt. S. Erlang. Real-Zeit. Es ist wahrscheinlich, daß bey einer vorzunehmenden Mediation der kriegführenden Mächte die Niederlande vielleicht auch ihre Barriere-Plätze Namur, Tournay, Menie, Fürneß, Warneron, Ypern, und das Fort Knock an Oesterreich abtretten, weil sie Ihnen ohnehin zur

Quelle:

Holland, 8. Juli.

Es ist gegenwärtig, da an einem Bündniß zwischen Oesterreich und Engelland wohl nicht mehr zu zweifeln ist, am allerwenigsten eine Reise des Kaisers nach Paris zu vermuthen. Man versichert, Engelland trette dem Kaiser auf der Küste von Koromandel einen Strich Lands ab, damit die Einrichtung einer Oesterreichischen Ostindischen Kompanie zu Ostende desto schleuniger zu Stande gebracht werden könnte. An der Wiederaufrichtung der Handlung in Antwerpen, und überhaupt an der völligen Wiedereröffnung der freyen Schifffahrt der Schelde für die oesterreichischen Niederlande ist ebenfalls nicht mehr zu zweifeln, und schon hat des Kaisers Majestät erklärt, Er werde die Eröffnung und Freyheit dieser Schifffahrt wieder alle Ein und Widerrede beschützen. Die beredten holländischen Streitschriften, die dagegen erscheinen, werden wohl nicht hinreichen, selbige zu stopfen.

Da hiemit der holländischen Handlung ohnedem das Schwerd an die kehle gesetzt wird, so wird Oesterreich bey der gegenwärtig aufhabenden Mediation wohl nichts

36) Petersen: Schillers Persönlichkeit II, p. 25.

Schiller:	Quelle:
Last, und wenig nüze sind; dafür aber, und weil der gegenwärtige Krieg, so kurz er auch ist, für sie so verderblich war, wird der Billigkeit halber gesorgt werden, daß die Engländer Ihnen das abgenommene wieder zurückgeben, vielleicht erhalten sie auch eine bessere Staatsverfassung. Die übrige Kriegsführende Mächte geben einander ihre wechselseitige Eroberungen wieder zurück, und wahrscheinlich wird England, wie billig, einen Theil der Zeche bezahlen, und den Spaniern ihr sehnlich erwünschtes Gibraltar und Pinsala wieder einräumen, dahingegen Granada gegen St. Lucia von den Franzosen wieder zuruck erhalten. Zur Dankbarkeit gegen diese Grosmuth der Britten wird sich alsdann keine der feindlichen Mächte mehr in die americanische Händel mischen, solang man kein Monopolium aus ihrem Handel machen will, die Americaner werden alsdann wiederum unter dem Schatten des Mutterlands sich erlaben, und der wohlthätige Friede wird neues Leben in alle Gewerbe verbreiten. Und diß wäre das Männichen, das schon in manchen Köpfgen herumgestrichen seyn mag, die Zeit aber wird lehren, welche Buchstaben aus diesem Alphabeth ausgestrichen oder welche hinzugethan werden. S. Erlang. Real-Zeit.	mehr noch der Republik abverlangen, es sey denn etwa noch die Räumung der sogenannten Barriereplätze (Namur, Tournay, Menin, Furnes, Warneron, Ypern und Fort Knock), weil die Holländer solche mit Ersparung des auf die Festungswercke zu verwendenden Geldes ohnedem lieber ganz verfallen lassen, und also selbst für sich unnütz gemacht haben. Dafür, und weil der gegenwärtige Krieg, so kurz er ist, doch der Republik Wohlstand außerordentlich heruntergebracht hat, wird der Billigkeit nach gesorgt werden, daß sie alle ihr von den Engländern abgenommene Besitzungen wieder zurückerhält, und vielleicht erhält sie auch ohne ihr Bitten eine ganz veränderte Staatsverfassung noch obendrein. Die übrigen kriegsführenden Partheien geben hernach gegen einander ihre Eroberungen wieder heraus, es sey denn, Engelland doch der Formalität wegen etwas für die Musikanten bezahlen sollte, und also den Spaniern ihr sehnlich gewünschtes und hart schon umschlungenes Gibraltar und Pensacola einnehmen und behalten ließe. Den Franzosen aber St. Lucia wieder auslieferte, Granada aber dagegen nicht zurückverlangte; welche kleine Staatsopfer leicht zu verschmerzen wären, da die bourbonischen Häuser dagegen von aller Einmischung in Großbritaniens Streit mit seinen Kolonien, der sich dann alsobald legen würde, abtreten müßten. Und so wäre sonach ja der liebe süße Friede glücklich fertig! Dem französischen Gesandten zu Wien soll der Kaiser schon im May erklärt haben: er würde es nicht gerne sehen, daß die bourbonischen Mächte auf die Unabhängigkeit der englischen Kolonien bestünden; und seitdem vernimmt man besonders das Spanien ohnedem schon sanfter gestimmt worden ist, daß die bourbonischen Höfe nur mehr von der Freyheit der Handlung nach Nordamerika, als von der Freyheit von Nordamerika selbst sprechen. Sardinien soll auch eine glückliche Vermittlerrolle übernehmen wollen, und das ist wenigstens von guter Vorbedeutung; dieser

Schiller:

Quelle:

Hof war auch schon bey dem letzten Frieden eine Haupttriebfeder.

Der Inhalt ist etwas gekürzt, aber meist mit den gleichen Ausdrücken wiedergegeben worden. Die letzte Bemerkung, obwohl nicht besonders geschickt, ist doch offenbar Schiller zuzuschreiben. Seine Vorliebe für den Kalkul zeigt folgender in den NNB. vom 7. September veröffentlichter Artikel. Ein diesem ähnlicher Artikel stand in der ER. vom 31. August.

Schiller:

Nachfolgendes ist die Anzahl der Kriegsschiffe vom ersten Rang bis auf 50 Canonen herab, welche die verschiedene Kriegführende Mächte in allen Theilen der Welt haben: Es ist so zuverlässig als es einem Zeitungsschreiber zu geben zuzumuthen ist. In Ostindien haben: die Engländer 10 Schiffe von der Linie, die Franzosen 15, die Holländer 4. In Westindien die Engländer 25, die Franzosen 28, die Spanier 9, die Holländer 3. In Nordamerika die Engländer 11, die Franzosen 9. In Europa endlich die Engländer 62, die Franzosen 40, die Spanier 41, die Holländer 19. Doch sind nicht alle diese Schiffe würklich im Dienst. Diesem nach haben also die Engländer 108, die Franzosen 92, die Spanier 50, die Holländer 26. Dies macht also eine Summe von 276 Schiffe von der Linie, auf welchen ohngefähr 140000 Seeleute Dienste thun, welche große Anzahl Menschen besonders England, und seinen Manufakturen und Fabriquen äußerst nachtheilhaft sein muß. Aber wenn nur die Seemacht allein wäre. Gegenwärtig unterhält England 290000 See- und Landtruppen, Oesterreich[37]) 240000, Rußland 210000[38]), Preußen 200000[39]), Frankreich 160000. Das übrige Deutschland zusammen 140000, Schweden 100000[40]), Sardinien 100000, Spanien 95000. Das übrige Italien zusammen 70000, Däne-

Quelle:

Noch ein Anhang zum Kriegsartikel.

Zusammenhaltung der gesamten Seestärke, welche von den kriegenden Mächten gegenwärtig an Kriegsschiffen vom ersten Rang bis auf die 50 Kanonen herab, (die geringer haltigen heißen Fregatten) in allen Theilen der Welt unterhalten wird, nach einem aufgenommenen Verzeichniß, welches für so richtig angegeben wird, als öffentliche Blätter je liefern können. In Ostindien haben die Engelländer 3 Schiffe von 74, 1 von 70, 3 von 64 und 3 von 50 Kanonen; die Franzosen 3 von 74, 10 von 64, 1 von 60 und 1 von 54 Kanonen und die Holländer 1 von 70, 2 von 60 und 1 von 50 Kan.; In Westindien sind die Engelländer mit 2 von 98, 1 von 90, 1 von 80 16 von 74, 4 von 64, und 1 von 60 Kan.; die Franzosen mit 1 von 104, 3 von 80, 17 von 74, 6 von 64 und 1 von 50 Kan.; die Spanier mit 2 von 80, 3 von 70 und 4 von 60 Kan.; und die Holländer mit 1 von 68 Kan und 2 von 56 Kan; In Nordamerika halten die Engelländer 1 von 98, 3 von 74, 3 von 64, und 4 von 50 Kan, und die Franzosen 2 von 84, 1 von 74 5 von 64, und 1 von 50 Kan. In Europa endlich ziehen die Engelländer auf mit 2 von 104, 1 von 100, 4 von 98, 2 von 90, 1 von 84, 1 von 80, 23 von 74, 2 von 70, 17 von 64, 3 von 60, und 8 von

37) einige wollen 280000

38) einige nur 190000

39) einige 210000

40) einige nur 80000

Schiller:

mark 56000[41]), Holland 50000, Polen 26000, Schweiz Miliz 50000, welche aber nicht hieher gerechnet werden können. Europäische Türkey 60000, ohne die asiatische Truppen, welches also salvo errore calculi, der zwar einem Zeitungsschreiber zu verzeihen ist, eine Anzahl von 1,847,000 Mann ausmacht, so, daß also in Europa, dessen Bevölkerung auf 130 Millionen anzugeben wäre, ohngefehr der 70te Mann ein Krieger, in Teutschland aber der 46ste es ist. Um alle diese Krieger zu unterhalten, werden zu Friedenszeiten jährlich 270 Millionen Gulden — zu Kriegszeiten aber 450 Millionen erfordert. Alle Europäische Mächte aber zusammen haben ohngefehr jährlich 800 Millionen Gulden Einkünfte, wovon Frankreich 190 Millionen, England 160, Spanien 90, Rußland 60, Oesterreich 60, Preußen 50, Portugall 40, Schweden 35, Dänemark 32, Sardinien 15, und Neapel 6 Millionen Gulden Einkommen haben, nebst einigen andern kleinen Mächten nicht gerechnet, sodaß also mehr als die Helfte aller Einkünften von Europa zu Kriegszeiten auf das Militair verwendet werden muß. — Mit Grund wird man mehrere gegründete Anmerkungen über diß Verzeichnis machen können, aber diß hindert nicht, daß, wenn auch die Helfte davon übertrieben wäre, es dennoch dem Staatsbürger einen richtigen Aufschluß von dem Erhöhungssystem der Abgaben in Europa in dem neuesten Seculo geben muß. Unter Ludwig XIV nahm diß Militairregiment seinen Anfang, durch seine Uebermacht wegen Errichtung so starker stehender Armeen, an welche die Europäische Mächte zu damaligen Zeiten noch nicht so sehr gewohnt waren, zwang er seine Nachbar die Holländer, die Marggrafen von Brandenburg, das Haus Oesterreich auf einer Seite, und Spanien auf der an-

Quelle:

50 Kan; die Franzosen mit 5 von 110, 1 von 80, 18 von 74, 1 von 70, 12 von 64, und 4 von 50 Kan; die Spanier mit 1 von 114, 1 von 90, 5 von 89, 29 von 70, 4 von 60 und 1 von 54 Kan; und die Holländer mit 3 von 74, 2 von 68, 2 von 64, 3 von 60, 3 von 56, 3 von 54 und 5 von 50 Kanonen. Doch soll nach der Bemerkung des Sammlers in der Klasse der in Europa dienenden Schiffe alles, was bey den Engelländern über 26, bey den Franzosen über 19, bey den Spaniern über 33 Kriegsschiffe wäre, nach aller Wahrscheinlichkeit nicht würklich im Dienste seyn. (Folgt eine Notiz über Aktions- und Manöverierungsfähigkeit der einzelnen Schiffsklassen.) Zur Zugabe aus einem englischen Berechner die Anzahl der gegenwärtig in Europa allenthalben unter den Waffen stehenden Krieger. England hält 290000, Oesterreich 240000, Rußland 210000, Preußen 200000, Frankreich 160000, das übrige Teutschland zusammen 140000, Schweden 100000, Sardinien 100000, Spanien 95000, das übrige Italien zusammen 70000, Dänemark 56000 und Holland 50000. Das wären also (salvo errore calculi, welche Ausflucht hie und da wohl nöthig sein dürfte) in allem 1 Million 711000 Soldatemenschen. Nimmt man also von ganz Europa nach den neueren Berechnungen eine Volksmenge von 135 Millionen, (wovon die nicht mit in Anschlag gebrachte Staaten: Polen, Schweiz und europäische Türkey mit 19 Millionen noch abzuziehen,) und die von Teutschland insbesondere von 28 Millionen Menschen an, so ist in Europa ohngefähr der 68ste und in Teutschland für sich vollends der 48. Mensch ein stehender rüstiger Krieger. Um alles diese Kämpfervolk zu unterhalten, werden nach englischem Gelde, (wer da will mag sich das Pf.St. mit 6 Rthlr. 8 gr. zu teutschem Geld machen) in Friedenszeit 27, und in der Zeit des Krieges 40

41) andere nur 40000.

Schiller:

dern ebenfalls auf stehende Heere zu denken, um sich gegen seine Uebermacht zu schützen, und so formirte sich nach und nach das berühmte System des Gleichgewichts unter den Europäischen Mächten, das so viele Allianzen und Gegenallianzen veranlaßte, dessen Aufrechterhaltung bis auf die heutige Stunde so vieles Menschen-Blut vergießen machte, das wahrscheinlich seine Absicht, einen allgemeinen Frieden dauerhaft zu unterhalten, schwerlich erreichen wird, und dem Menschen-Freund und Welt-Bürger also wenig Hoffnung auf die Zukunft übrig läßt, diß System ähnlicht einer Wage, bey der ein Sonnenstaub dieser oder jener Schaale einen Ausschlag geben kan. Aber genug hiervon, wer mit der neuen Geschichte bekannt ist, weißt dieß alles.

Quelle:

Millionen Pf.Sterl. erfordert, und die Einkünfte überhaupt aller europäischen Kriegsmächte betragen 72 Mill. 700000 Pf.St. (denn Frankreich hat 18 Mill., Großbritanien 15, Spanien 8, Rußland 6, Oesterreich 6, Preußen 5 Mill. 200000, Portugal (dieser Staat kam aber unter der Soldatenberechnung nicht mit vor?) 4 Mill. 500000, Schweden 3 Mill. 800000, Dänemark 3 Mill., Sardinien 1800000, und Neapel 1400000 Pf.St.). So nach kostete dem kriegerischen Europa die Erhaltung seiner Kriegsheere, dann, wenn sie nur bloß müßig auf Gelegenheit wartend erhalten werden, immer das Drittheil, und dann, wann sie zum Todtschlagen unter einander thätig gebraucht würden, mehr als die Hälfte aller Staatseinkünfte; Mit allen Ausstellungen, welche gegen diese Berechnungen gemacht werden möchten, und gewiß auch, wird doch der allgemeine Ueberblick nicht ganz verfehlt seyn, und das bleybt allezeit ein trauriger höchst trauriger Ausblick für den Menschenfreund und den Weltbürger. Vorüber mit den Gedanken vor meiner Seele! er macht mir die Aussicht so schwarz!

So wie die beiden Berichte hier nebeneinander stehen, scheint ihnen eine gemeinsame Quelle vorgelegen zu haben. Schiller hat die Kanonenzahl der Kriegsschiffe gestrichen und die Schiffe addiert, er hat dabei nicht mit Unrecht sein salvo errore calculi hinzugefügt, denn nach der ER. betragen die europäischen Schiffe der Engländer 64, der Franzosen 41; Schiller nennt 62 und 40. Bei der letzten Bemerkung scheint die ER. ihrer Quelle gefolgt zu sein, und die abweichende Stelle, der kleine historische Rückblick auf die allmähliche Entwicklung stehender Heere unter Ludwig XIV., ist Schillers Werk. Er stand aber wohl schon angedeutet in der gemeinsamen Vorlage. Einen ähnlichen historischen Rückblick gibt ein kirchenpolitischer Artikel in Nr. 79. Er zitiert selbst seine Vorlage, die FOPZ.; für den ersten Teil des Artikels war ein Artikel des Frankfurter Blattes Vorlage, der am 24. September erschien, für den zweiten Teil ein Bericht vom 18. September.

Schiller:

Rom, vom 8. Sept. Seit 150 Jahren befand sich der Heil. Vatter in

Quelle:

Rom, vom 8. Sept. Der Cardinal Herzan hatte ohnlängst Audienz bey Sr.

Schiller:

keiner solch bedenklichen Crisis als würklich. Die unaufhörlichen Strittigkeiten des Römischen Stuhls mit Neapel und Venedig, die Aufhebung der Jesuiten auf Zudringen der bourbonischen Höfe, die Einziehung so vieler Bißthümer und Klöster in beynahe allen Catholischen Staaten muß einmal Se. Heiligkeit sehr aufmerksam machen, theils wegen der Verminderung des Einflusses von Rom auf der gleichen Staaten durch Verminderung der Geistlichkeit, theils aber auch wegen der daraus folgenden Verminderung seiner Einkünften. Erst kürzlich hatte der Cardinal Herzan eine Audienz bey Sr. Heiligkeit, in welcher er um die Päbstliche Gutheisung der im Monat April in Ansehung der Ordens-Geistlichen ergangenen Kaiserl. Edikten nachsuchte, und zugleich verlangte, daß die Ordens-Geistliche von dem Gelübde des Gehorsams gegen ihre Generale möchten losgezehlt werden. Da die Sache von der grösten Wichtigkeit vor den Wiener Hof ist, so gab sich Se. Eminenz alle mögliche Mühe, den Heil. Vatter zu einer willfährigen Entschließung zu bewegen; aber für den Römischen Hof ist sie nicht weniger wichtig, dann weil die Ordensgenerale mehr oder weniger dem Päpstlichen Stuhl selbst unterworffen sind, so sind es auch die Ordens Geistliche in andern Ländern, und durch dieses Mittel behauptete auch der Römische Stuhl von je her seinen Einfluß auf die Geistlichkeit anderer Länder, und bey einer Gehorsams Loßzehlung würde er also immerdar verlieren. Billig ist man dahero sehr begierig auf die Entschließung Sr. Heiligkeit in einer solch küzlichen Sache, dann es kommt hier auf Menagirung des kaiserl. Hofs und Römischen Interesse an, welche beede Punkte in diesem Fall äußerst schwehr zu vereinigen seyn werden. So eben verbreitet sich noch ferner die Nachricht,

Quelle:

Heiligkeit, in welcher er, wie man vernimmt, im Namen des Kaisers, um die päpstliche Gutheißung derer im Monat April in Ansehung der Ordensgeistlichen ergangenen kaiserl. Edicten nachsuchte, und zugleich verlangte, daß die Ordensgeistliche von dem Gelübde des Gehorsams gegen ihre Generäle möchten losgezählet werden. Da diese Sache für den Wiener Hof von der größten Wichtigkeit ist; so gab sich ersagter Cardinal alle Mühe, Se. Heiligkeit zu einer willfährigen Entschließung zu bewegen; allein für den römischen Hof ist sie nicht weniger wichtig; denn wenn die Ordensgeistliche in auswärtigen Herrschaften ihren Generälen in Rom unterworfen sind, so hängen sie auch gewissermaßen von dem Heil. Stuhl selbst ab, derselbe verlieret also immer viel dabey, wenn er sie von diesem Gehorsam loszählet. Man wird daher sehen, was Se. Heil. in dieser kützlichen Sache für eine Entschließung fassen werden. Es wird Ueberlegung und eine große Klugheit erfordert, hier einen Schluß zu fassen, der weder den Kaiser beleidigt, noch dem Interesse des Heil. Stuhls schädlich ist. — (Der nächste Teil von „So eben" bis zu „erfüllen" ist in beiden Blättern, abgesehen von geringen Änderungen im Wortlaut gleich.)

Rom, vom 1. Sept. Der Heil. Vater hat in der verwichenen Woche die Antwort des Großherzogs von Toscana, auf das Ihm zugeschickte Breve erhalten. Sie ist in den verbindlichsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefasset, und gereicht daher zur vollkommensten Zufriedenheit Sr. Heiligkeit. Se. königl. Hoheit erklären darinn, daß sie für den Heil. Stuhl die größte Achtung hegten, und dieselbe bey jeder Gelegenheit an den Tag legen würden. Mit diesem Hof wäre derselbe also wieder ausgesöhnet. Man vernimmt inzwischen noch nicht, daß ersagtes Päbstl. Breve in dem Toscanischen öffentlich bekannt gemacht worden. Die Mönche sollen sich alle Mühe geben, um solches annoch

Schiller:	Quelle:
Se. Maj. der Kaiser hätten Se. Heiligkeit darum ersucht, Sie möchten den General-Erzbischof zu Wien Migazzi vermögen, eins von den beeden Bißthümern abzugeben. Da man weißt, wie sehr sich dieser Cardinal dem H. Vatter bey dem letzten Conclave dadurch verbindlich gemacht, daß er sich der Ausschließung zum Pabstthum, welche der Cardinal Corsini zu Stand zu bringen suchte, so herzhaft widersetzt, so kan man leicht denken, wieviel Ueberwindung es Se. Heiligkeit kosten werde, die Wünsche des Kaisers zu erfüllen. Mit dem Toscanischen Hof hat sich Se. Heiligkeit verglichen, und auf das lezte an denselbigen ergangenen Breve ein sehr verbindliches Antwort-Schreiben zuruck behalten; dem Neapolitanischen Hof aber scheint es gar nicht Ernst zu seyn, man spricht sogar von der bevorstehenden Abreise des Neapolitanischen Ministers von Rom. In Neapel selbsten sind kürzlich zerschiedene in die geistliche Gerichtsbarkeit einschlagende, und die Kloster-zucht betreffende königl. Edikte bekannt gemacht worden, welche vorzüglich die Franciskaner und Bettelmönche zum Vorstand haben; es wird darinn den Bischöffen und Ordinarienn eines jeden Orts, wo sich Klöster befinden, aufgegeben auf den Lebenswandel dieser Mönche und besonders ihrer Superioren genau acht zu geben, ob sie sich nemlich ihrem Institut gemäß aufführen, und diejenige, welche denselben zuwider handeln, zu gehöriger Straffe zu ziehen. (s. Frankf. Reichs-Postamts Zeit.)	hinterstellig zu machen, welches ihnen aber wohl schwerlich gelingen dürfte. — Mit dem Neapolitanischen Hof haben sich neue Mißhelligkeiten hervorgethan. Man hat nemlich von Seiten der Päbstlichen Regierung dem Neapolitanischen Minister von Cimitile, den verlangten Titel Excellenz, der auch in der Tat keinem Minister von dem zweyten Rang gebühret, verweigert. Dieses hat den Neapolitanischen Hof so sehr verdrossen, daß nicht nur alle Unterhandlung wider abgebrochen worden, sondern als der Auditor der dasigen Nuntiatur dem Staats-Secretair, Marquis von Sambucca deßwegen von Seiten des Römischen Hofs ein Memoir überreichte, wollte er dasselbe nicht annehmen, und erklärte dabey: Der König, sein Herr, wäre über die seinem Minister erzeigte Verachtung sehr unzufrieden. Ueberhaupt scheint diesem Hofe eine Aussöhnung mit dem hiesigen kein rechter Ernst zu seyn. Man glaubt daher, daß ersagter Minister Rom bald wieder verlassen werde. Zu Neapolis sind kürzlich wieder verschiedene in die geistliche Gerichtsbarkeit einschlagende und die Klosterzucht betreffende königliche Edikte bekannt gemacht worden. Eins davon hat die Franziscaner und andere Bettelmönche zum Gegenstand. Es wird darinn den Bischöffen und Ordinarien eines jeden Orts, wo sich dergleichen Klöster befinden, aufgegeben, auf den Lebenswandel dieser Mönche und besonders ihrer Superioren genau acht zu geben, ob sie sich nemlich ihrem Institut gemäß aufführen und diejenige, welche demselben zuwiderhandeln, zu Straffe zu ziehen.

Der Anfang dieses Artikels, der kurze historische Rückblick, ist wohl Schillers Werk, wobei die Vermutung nahe liegt, daß ihm dazu noch eine andere Vorlage, die schon die sachlichen Gründe für seine Behauptungen enthielt, zur Verfügung stand. Doch sind solche Bearbeitungen, wo Schiller die augenblickliche politische Lage in einen geschichtlichen Zusammenhang einzuordnen versuchte, selten. Daß er aber immerhin solche geschichtlichen Exkurse liebte, zeigt dieses sowie das vorhergehende Beispiel. Daß er selten solche Bemerkungen einfließen ließ, erklärt sich

aus der rein sachlichen Berichterstattung, wie sie seine Quellen zu geben pflegten.

Schillers redaktionelle Tätigkeit.

Schiller scheint, wie auch Schröder annimmt, die Redaktion der NNV. im Mai 1781 übernommen zu haben. Die Artikel, welche Minor aus den ersten vier Monaten des Jahrgangs in seinem Aufsatze als Schillers Eigentum zum Abdruck gebracht hat, sind alle bis auf einen in den Quellen wiederzufinden. Im Januar: Der Artikel, der beginnt „Ein junger Mann zu Lodove in Nieder-Languedoc" (in der Nummer vom 30. Januar) erschien in der FOPZ. vom 27. Januar. Im Februar: Anekdote von Kaiser Josef und einem gemeinen Soldaten (2. Februar) in der FOPZ. vom 30. Januar, die Erzählung vom Selbstmorde eines jungen Menschen in Wien (20. Februar) am 17. Februar. Im März: Einschiffung anspachischer Truppen nach Amerika (16. März) erschien in der gleichen Quelle am 12. März; und endlich im April: Der Bericht aus Hamburg über den holländischen Admiral Crull (10. April) steht im J. vom 6. April, die Erzählung von der schönen Tat eines Schlächtermeisters (20. April) ist in der FOPZ. schon am 16. April erschienen. Von allen diesen Artikeln, die Minor Schiller zuschrieb, ist absolut keine redaktionelle Bearbeitung nachzuweisen. Zur Gegeninstanz reicht der eine Artikel, den Minor außerdem anführt und für welchen ich keinen Quellennachweis führen konnte, nicht aus. Es ist eine Notiz vom 6. Februar über Preßgänge in England. Wenn man aber bedenkt, daß am 27. Februar die Nachricht vom Tode Lessings erschien, mit der Schiller nachgewiesenermaßen nicht in Verbindung gebracht werden kann, wird diese Tatsache allein genügen, um von einer redaktionellen Tätigkeit des Dichters am 6. Februar abzusehen. Soweit der negative Beweis, nun der positive. Mit dem Monat Mai setzen die Anzeichen der redaktionellen Arbeit Schillers ein. Es finden sich von diesem Monat ab überarbeitete Artikel und Anekdoten. In der zweiten Mainummer beginnt für diesen Jahrgang neu die Rubrik „Gelehrte Sachen". Schröder will zwar für die Einführung dieser Rubrik Schiller nicht heranziehen, mit der Begründung, daß die Rubrik in früheren Jahren schon bestanden habe, und daß außerdem die Bücher und gelehrten Zeitschriften, auf die im Jahrgang 1781 in dieser Rubrik Bezug genommen ist, keineswegs so ohne weiteres zugänglich gewesen seien. Ich möchte die Wiedereinführung der Rubrik doch Schiller zuschreiben. Einmal handelt nur ein Abschnitt der ganzen Rubrik während des ganzen Jahrganges von einem Buche, nämlich von dem Buch von Sage, über die Kunst Gold zu machen, das den Eindruck großer Seltenheit nicht erweckt; zum andern beziehen sich die übrigen

Artikel der Rubrik, wie schon oben ausgeführt, offenbar auf gelehrte Zeitschriften. Gelehrte Zeitschriften scheinen aber Schiller sehr leicht zugänglich gewesen zu sein. Im „Schwäbischen Merkur" vom Jahre 1791 findet sich ein Verzeichnis von allen Zeitschriften und Zeitungen, die auf den Postämtern zu Stuttgart und Cannstatt zu haben waren. Es werden da nicht weniger als 70 nichtwürttembergische in deutscher, 41 in französischer, 17 in englischer, 8 in holländischer und 13 in italienischer Sprache erscheinende Zeitungen, Zeitschriften, gelehrte Journale usw. genannt; unter ihnen auch das „Journal de Physique", das die „Gelehrten Sachen" vom 8. Mai 1781 zitieren. Und wenn auch im Jahre 1781 vielleicht noch keine so reiche Auswahl vorhanden war, so dürfen wir sie auch nicht unterschätzen, und es ist anzunehmen, daß der Redaktion der NNB. eine gewisse Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften zur Verfügung stand. Als noch weniger stichhaltig erweist sich Schröders andere Begründung. Schiller wird wohl, da er sonst im Ton und in der Anlage des Blattes nichts ändern konnte oder wollte (ich werde auf diesen Punkt später noch zurückkommen), auf dem Gebiete, das damals für die Tageszeitungen eben erst erschlossen wurde und das ihm am nächsten lag, dem Feuilleton von heute, den „Gelehrten Sachen" von damals, etwas Eigenes zu geben versucht haben. Ich denke an solche Pläne, wie er sie später in seinem Repertorium verwirklichte. So wurde die alte Rubrik wieder neu aufgenommen. Sonst aber ist er für das Wochenblatt kein Reformator geworden. Und wenn er je zu reformieren dachte oder es gar versuchte, so müssen ihn die Zusammenstöße mit dem Zensor, von denen berichtet wird, und auch die Erkenntnis, daß er zu gut war, für den Tag zu wirken, davon abgebracht haben. Auch die Rubrik von den „Gelehrten Sachen" ließ er bald wieder fallen. So hat er seine ganze Redaktionsarbeit als Nebensache und, wie wir an manchen Beispielen zeigten, ziemlich flüchtig behandelt. Viel Arbeitszeit kann er auch nicht aufgewandt haben. Seine Honorare werden der Arbeitszeit entsprochen haben; der Verleger konnte an dem Blättchen, das 1 fl. 4 kr. halbjährlich pränumerando kostete, und auch wohl keine allzu große Auflage hatte, auch nicht viel Seide spinnen und der Redakteur kommt bekanntlich lange nach dem Verleger.

Boas meint, der junge Schiller habe nach dem Abgang von der hohen Karlsschule, die neue Freiheit benützt, um „das vielgestaltige Leben nach allen Seiten hin zu erforschen" und habe deshalb gerne die Redaktion der NNB. übernommen. Eine solche Beschränktheit mag ich dem jungen Schiller doch nicht zutrauen, daß er nämlich geglaubt habe, das Leben kennen zu lernen, wenn er zwei Stunden in der Woche auf seinem

Redaktionsstuhle saß und aus fremden Zeitungen seine Nummer zusammenstellte. Und selbst wenn er es einen Augenblick lang geglaubt hätte, so hätte er nach acht Tagen für gewiß einsehen müssen, daß er auf diese Weise „das vielgestaltige Leben" nimmer erforschen könne. Und wäre dann nicht so lange auf seinem Redaktionsstuhle sitzen geblieben. Ich sehe ein anderes Bild, unter das ich schreiben möchte: „Pegasus im Joche". Schröder und andere meinen, er habe diese Tätigkeit ausgeübt, „um ein paar Zechgroschen zu verdienen". Hierher paßt auch, was Scharffenstein in seinen Erinnerungen[42]) allerdings nicht in bezug auf die NNV. sagt: „. . . . noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös seines Magazins überraschen und erfreuen konnte. Da war die Welt unser." So wird wohl „das liebe Geld" ihn dort festgehalten haben und er hat das Blättchen schlecht und recht redigiert und hat es bei seinen stilistischen Bearbeitungen bewenden lassen. Daß er selber über seine Tätigkeit sich später nie geäußert hat, beweist, daß er sie nie ernst genommen hat. Die redaktionelle Arbeit Schillers ist über das ganze Jahr, von Mai ab, zu verfolgen. In der letzten Nummer (vom 28. Dezember) muß die Bemerkung bei der Todesnachricht des spanischen Dichters Aanzo Chignez, „ein lebhaftes Genie kan also auch alt werden", für Schiller in Anspruch genommen werden. In den Quellen, welche die Todesnachricht bringen, findet sich diese Bemerkung nicht, und sie war, wie Boas schreibt, ganz in des Dichters damaligem Geschmacke. Mit dieser Nummer stellten die NNV. ihr Erscheinen ein, um am 1. Januar des nächsten Jahres als „Stuttgarter Merkur" wieder hervorzutreten. Über die Frage, ob Schiller mit dem Aufhören des Erscheinens der NNV. auch seine journalistische Tätigkeit aufgegeben habe, werde ich im Anhange, allerdings vermutungsweise, handeln.

II.

Anhang.

Der Stuttgarter Merkur 1782.

In der Schillerbiographie von Hoffmeister-Viehoff liest man im I. Bande p. 114: „Bei Gelegenheit dieser literarischen Arbeiten bemerkt Petersen noch, daß Schiller im Jahre 1781 auch eine Unterhaltungszeitung, den Merkur, herausgab, was, wie der gelehrte Bibliothekar beifügt, Lessing, Gerstenberg und Benjamin Franklin auch getan hatten. Schiller bekam nur ein äußerst geringes Honorar, das Blatt enthielt aber beinahe nichts als Schwänke und Schnurren, die er großenteils aus

42) Hartmann, Schillers Jugendfreunde, p. 153.

einer Frankfurter Flugschrift (der rothen Wage)[43]) und aus Cranzens ‚Gallerie der Teufel', einem seiner Lieblingsbücher, nahm. Gedichte, sogar das auf des Herzogs Wiederkehr am 6. März 1781, ließ der Zensor nicht durch, und da derselbe auch sonst aus den grillenhaftesten Bedenklichkeiten die Druckbewilligung verweigerte, so ging Schiller einmal zum Zensor ins Haus, und stellte ihn heftig aufgebracht zur Rede. Der Streit endigte damit, daß Schillern die Thüre gewiesen, und ihm gedroht wurde, man werde ihn zur Treppe hinunterwerfen, wenn er nicht gehe."

Schröder hat sich über diese Angabe Petersens und seine andere im „Freimüthigen" 1805 in seinem Aufsatz „Vom jungen Schiller" p. 274[44]) eingehend geäußert. Er nimmt die bei Hoffmeister-Viehoff als die ältere, aus dem Gedächtnis niedergeschriebene an und meint, daher komme der „falsche Titel". Ich bin nun auch der Ansicht, daß die erwähnte Notiz die ältere ist; allein der dabei verwendete Titel „Merkur" weist auf eine bisher verborgene Fährte. Die unmittelbare Fortsetzung der NNB. bildete nämlich der „Stuttgarter Merkur" (StM.) 1782. So liegt die Vermutung nahe, Schiller habe nach dem Aufhören der „Mäntlerischen Zeitung", die er bis zur letzten Nummer redigiert hat, seine Tätigkeit nicht aufgegeben (ein Grund dafür läßt sich auch nicht finden), sondern habe im Anfang des Jahrs 1782 die Redaktion des StM. angetreten. Ich lege mir nun das Verhältnis beider Notizen so zurecht: Die bei Hoffmeister-Viehoff ist, wie Schröder annimmt, die ältere, aus dem Gedächtnis niedergeschriebene. Die heillose Verwirrung, die in ihr herrscht, ist darauf zurückzuführen, daß Petersen Schillers Tätigkeit an den NNB. und am StM. durcheinander brachte. Von ersterer nahm er das ihm wichtigste und am leichtesten im Gedächtnis haftende Vorkommnis, die Streitigkeit mit dem Zensor um die Ode vom 6. März; von letzterer den Namen, der ihm, weil er von der letzten Redaktionstätigkeit des Dichters stammte, fester im Gedächtnis haftete. Als Petersen dann im Jahre 1805 für den „Freimüthigen" seinen Aufsatz schrieb, erinnerte er sich natürlich zuerst des Vorgangs, der sich am festesten in sein Gedächtnis eingeprägt haben mußte, des Streites mit dem Zensor, der „Ode", und kam so zu den NNB., auf die ihn die „Ode" ja allein hinführen mußte. Er beschäftigte sich nun mit der Ode und mit dem Streit mit dem Zensor, ohne sich um seine früheren Notizen zu bekümmern; und der StM. war vergessen. Diese Erklärung der bei Hoffmeister-Viehoff veröffentlichten Notiz Petersens löst alle Widersprüche in ihr vollkommen befriedigend.

---

43) Gemeint ist „Der rothe Wagen", den Schröckh in Frankfurt a. M. herausgab.
44) Nachr. G.G.W. 1904.

Cranzens „Gallerie der Teufel" und „Der rothe Wagen" kommen allerdings auch für den StM. so wenig wie für die NNV. in Betracht. Die paar Anekdoten im StM. finden sich im J. wieder.

Die Quellen.

Die Quellen des StM. 1782 sind im wesentlichen die gleichen, wie die der NNV. Es sind:

I. Die „Frankfurter Kayserliche Reichs-Oberpost-Amts-Zeitung" 1782. Sie wurde etwas weniger stark als in den NNV. benützt. Das Verhältnis der Übernahme politischer und vermischter Nachrichten ist ungefähr dasselbe.

II. Die „Erlanger Realzeitung" 1782. Ihr sind, wie auch im vorhergehenden Jahre von der „Mäntlerischen Zeitung", vor allem Originalartikel entnommen, von denen manche bearbeitet sind. Als Quelle ist sie vom StM. in der Nummer vom 25. Februar zitiert.

III. Das Frankfurter „Journal" ist im Gegensatz zu den NNV., welche es sehr stark benützten, fast gar nicht herangezogen worden. An seine Stelle ist für den StM.

IV. der „Frankfurter Staatsristretto" getreten. Dieses Blatt wurde sehr ausgiebig geplündert und nimmt zum StM. und zu seinem Verhältnis zur StPZ. dieselbe Stellung ein wie das J. zu den NNV. und zur StPZ., das heißt: Der Frankfurter Staatsristretto ist gemeinsame Quelle für beide Zeitungen.

V. Die „Augspurgische Ordinari Postzeitung" 1782 mit ihren beiden Beiblättern ist, wie im Jahre 1781 von der „Mäntlerischen Zeitung", auch vom StM. nur sehr wenig benützt worden.

VI. Der „Altonaer Reichs-Post-Reuter" war wohl schwerlich Quelle des StM.; es fanden sich nur drei übereinstimmende Artikel.

Für die Untersuchung des StM. war nun natürlich die gleiche Methode anzuwenden, wie für die NNV.: die Quellenuntersuchung. Diese ergab nach obiger Darstellung, daß, abgesehen von einer Verschiebung, der Benützung des „Frankfurter Staatsristrettos" an Stelle des J., der StM. die gleichen Quellen benützte wie die „Mäntlerische Zeitung.

All ein diese Quellen sind lange nicht so häufig wie im Jahre 1781 von den NNV. benützt. Die Hauptquelle zu finden, ist mir leider nicht gelungen. So muß ich mich auf Vermutungen beschränken.

Als weitere Gründe für Schillers Tätigkeit am StM. möchte ich anführen: Einmal, wie schon gesagt, ist er die unmittelbare Fortsetzung der NNV. gewesen. Dies zeigt sich schon rein äußerlich. In seiner

ersten Nummer hat der StM. noch die gleichen Typen wie die NNV., mitten in der zweiten Nummer hören diese dann auf und mit einem neuen Artikel beginnen neue, größere Typen, welche dann den ganzen Jahrgang hindurch bleiben. Die Rubriküberschrift „Vermischte Neuigkeiten" wird, obwohl sie typographisch zu dem neuen Satze nicht mehr paßt, bis zum 7. Januar beibehalten. Diese Rubrik hat genau dieselben Typen wie die gleiche Rubrik in der „Mäntlerischen Zeitung" vom Jahre 1781. Statt ihrer kommt dann im StM. vom 9. Januar ab auf einmal typographisch richtig und passend die Rubriküberschrift „Vermischte Nachrichten". Auch der „Kopf" des StM. hat in der ersten Nummer wie die NNV. das Datum A. 1782, erst in der zweiten Nummer zeigt sich hier ein Wechsel, und das A. 1782 wird ausgeschrieben Anno 1782. Dann ist der Charakter und die Art der „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen" in dem „Stuttgarter Merkur" durchaus gewahrt. Ein Grund, weshalb Schiller plötzlich seine redaktionelle Tätigkeit, die er so lange neben seinen anderen Arbeiten betrieb, aufgegeben haben sollte, ist nicht zu finden. Im Gegenteil, da er, wie ich oben ausführte, hauptsächlich des Verdienstes wegen diese Nebenarbeit tat, so ist sehr wahrscheinlich, daß er sie weiter getan hat, da seine pekuniären Verhältnisse sich in dieser Zeit keineswegs gebessert hatten.

Schiller scheint aber den StM. nur kurze Zeit redigiert zu haben. Mit Sicherheit steht natürlich fest, daß er ihn vom Tage seiner Flucht nach Mannheim ab (also vom 22. September ab) nicht mehr redigierte. Im Mai ist der StM. mit den ersten Monaten des Jahrs verglichen, ungewöhnlich trocken und unbelebt, auch ist im Druck eine kleine Änderung getroffen, die den Eintritt eines neuen Redakteurs wahrscheinlich macht. Vieles ist, um Raum zu sparen, „Petit" gedruckt. Man merkt, der neue Redakteur wollte möglichst viel Stoff bringen und suchte sich auf diese Art zu helfen.

Es ist zu bedauern, daß Schiller selbst, der einmal den Plan faßte, alle Dokumente seiner Entwicklung zu registrieren, sich über seine journalistische Tätigkeit niemals geäußert hat. So sind wir, wenigstens beim StM., auf Vermutungen angewiesen. Daß Schiller über Journalistenarbeit gering dachte, ist bei seiner geistigen Struktur und beim damaligen Stand der Presse natürlich, und so hat er sich geäußert: in dem Gedichte „Die Journalisten und Minos".

Die beiden romanischen Münster in Hirsau und verwandte Kirchenbauten in Württemberg.

Von A. Mettler.

St. Aurelius in Hirsau.
1059—1071 [1]).

Das romanische Aureliusmünster steht auf der Stelle einer älteren Kirche. Reste ihrer Langhausmauern, die im Lichten 11,10 m voneinander abstehen, und ihres Estrichs, der eine Zusammensetzung zeigt, wie sie in karolingischer Zeit üblich war, sind innerhalb des romanischen Baus nachgewiesen [2]). Die Überlieferung, daß das Aureliuskloster im 9. Jahrhundert gegründet wurde und eine geräumige, aber einschiffige [3]) Kirche hatte, durch deren Abbruch für den Neubau von 1059 Raum geschaffen wurde, halte ich für glaubwürdig [4]). Die aufgefundenen Reste gehören zweifellos zu jener ersten Aureliuskirche; mehr wissen wir von ihr noch nicht [5]).

Vorbemerkung. Die Abbildungen, außer Nr. 2 und 10—13, sind mit freundlicher Genehmigung von Paul Neffs Verlag in Eßlingen den „Kunst- und Altertumsdenkmalen in Württemberg" entnommen. Der Druckstock zu Abb. 2 stammt aus dem „Bilderatlas zur Württembergischen Geschichte" desselben Verlags.

1) Codex Hirsaug. fol. 3 a: anno MLIX incepta est edificari ecclesia S. Aurelii, anno vero MLXXI consummata est.

2) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892 Nr. 252, Beilagenummer 212.

3) spaciosa, sed in modum veterum ecclesiarum sine columnarum sustentaculo constructa (Cod. Hirs. fol. 3 a). Die Spannweite von 11,10 m spricht nicht gegen Einschiffigkeit. Die aus dem 8. Jahrhundert stammende einschiffige Klosterkirche von Münster in Graubünden ist im Lichten 12,80 m breit. Das Mittelschiff von St. Alban in Mainz hatte eine Breite von 12 m.

4) Vgl. Weizsäcker, Urgeschichte des Klosters Hirsau, in diesen Heften 1914 S. 229 ff. Hier ist auch die Örtlichkeit genau beschrieben.

5) Ihre genaue Erforschung durch Wiederaufnahme der Ausgrabungen ist ein dringendes Bedürfnis der Wissenschaft. Wenn der verdiente Klaiber im Jahr 1891 an der Stelle des abgetragenen romanischen Querschiffs und Chors vergeblich nach den karolingischen Grundmauern schürfte, so ist damit die Aussichtslosigkeit weiterer Untersuchungen keineswegs erwiesen, denn die Kunst des Ausgrabens hat seither außerordentliche Fortschritte gemacht.

Der Grundriß

des romanischen Münsters (Abb. 1) zeigt eine Basilika in der Form des lateinischen Kreuzes mit einer Apsis am Ostarm und je einer Nebenapsis an den beiden Kreuzflügeln. Dem kurzen Schiff sind zwei Westtürme vorgelegt, die eine nach innen geöffnete Vorhalle einschließen.

Abb. 1. St. Aurelius in Hirsau.

Die Osthälfte des Gebäudes ist entworfen im quadratischen Netz, d. h. die Vierung bildet ein Quadrat, dem die beiden Kreuzflügel und der Ostarm gleich sind. Das Vierungsquadrat hat 5,76 m = 20 Fuß Seitenlänge. Wenn der Plan die Breiten der Kreuzflügel und des Ostarms auf nur 5,41 m angibt, so beruht dies darauf, daß die Maße an den Grundmauern genommen sind. Übrigens sind kleine (auch größere) Fehler im Abstecken der Grundlinien bei mittelalterlichen Bauten etwas ganz Gewöhnliches. Die leichte Streckung des Ostarms fällt nicht ins Gewicht; sie ist nicht etwa ein altertümlicher Zug, sondern, wie sich unten ergeben wird, die Folge der Anlage einer Gruft.

Im Langhaus setzt sich scheinbar die Herrschaft des Vierungsquadrats nicht fort. Zwar ist die Breite des Mittelschiffs der der Ostseite gleich, aber seine Länge von 15,27 m ist durch das Maß der Vierung (5,76) nicht in ganzen Zahlen oder in einem einfachen Bruch teilbar. Die Breite der Seitenschiffe ist weder gleich der halben Mittelschiffbreite noch gleich der Achsenweite. Die Langhausjoche im Lichten bilden in allen drei Schiffen nicht Quadrate, sondern Rechtecke[6]).

6) Auffallend ist diese oblonge Teilung in den Seitenschiffen, weil sie von Kreuzgewölben überspannt waren. Das normale romanische Kreuzgewölbe erfordert quadratische

Sieht man aber näher zu, so spielt auch im Langhaus das Quadrat seine Rolle, und zwar in doppelter Weise. Erstens ist die Gesamtbreite der drei Schiffe einschließlich der Umfassungsmauern genau gleich ihrer Länge; das Langhaus hat daher als Ganzes genommen quadratische Form. Zweitens ergibt sich auch im Innern für das Mittelschiff eine Längsteilung nach Quadraten, sobald man nicht seine lichte Breite, sondern die Breite samt der Stärke der Arkadenstützen, bezw. der Hochmauern, zugrunde legt. In Zahlen ausgedrückt: lichte Mittelschiffbreite von 5,76 m + 2mal die Arkadenstärke zu 0,93 m gibt 7,62 m; das ist die Hälfte der Schiffslänge von 15,27 m. Das Mittelschiff setzt sich also aus zwei Quadraten zusammen, in welche die beiderseitige Arkadenstärke einbegriffen ist. Das Vierungsmaß ist also doch, wenngleich nur mittelbar, auch für das Langhaus und seine Achsenteilung bestimmend.

Der Aufbau.

St. Aurelius ist längst Ruine[7]; erhalten haben sich vom Langhaus die Umfassungswände mit ihren Vorlagen und die Arkaden bis zum Gurtgesims, außerdem Teile des Querschiffs und des Turmpaars, also doch so viel, daß die Rekonstruktion zum größten Teil gesichert ist.

Der Aufbau des Langhauses ist abhängig von dem eben entwickelten Prinzip der Achsenteilung, das eine weite Aufstellung der Stützen ergab, und besonders von der Wölbung der Seitenschiffe. Die Beweise für diese Gewölbe gibt das Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler III S. 192. Die Besorgnis vor dem Gewölbedruck hat den Baumeister bestimmt, die Arkadensäulen möglichst kurz und kräftig zu halten (Abb. 2). So ergaben sich niedrige und breite Verhältnisse. Der Abstand der Säulenmitten (in der Längsrichtung) beträgt 3,82, die Säulenhöhe 3,61 m. Der Zwischenraum zwischen zwei benachbarten Säulen, vom Boden bis zur Kapitelldeckplatte gemessen, ist also nicht einmal quadratisch, geschweige denn wie sonst hochrechteckig.

Übrigens ist die Proportionierung dieser plumpen, grotesk schwerköpfigen Säulen (Abb. 2 und 3) nicht etwa willkürlich gegriffen, sondern genau überlegt. Höhe des Sockels + der Basis = der Höhe des Kapitells = dem unteren Schaftdurchmesser. Höhe des Kapitells + der Deck-

---

Grundfläche. Aber die Abweichung vom reinen Quadrat ist hier nicht so groß, daß erhebliche technische Schwierigkeiten für die Einwölbung entstanden wären.

7) Im Jahr 1585 abgetragen. Über die späteren Schicksale des Baus vgl. Klaiber, Das Kloster Hirsau, S. 76 ff. Neuerdings vom Staat erworben.

platte = 1/2 Höhe des Schaftes! Durchmesser des unteren Pfühls der Basis = Länge der Kapitelldeckplatte.

Abb. 2. St. Aurelius in Hirsau, Innenansicht.

Das Arkadengesims läuft ungewöhnlich nahe über dem Bogenscheitel, wieder ein Zeichen, daß der Baumeister nicht zur Höhe strebt, sondern die Verhältnisse drückt. Diese Tendenz ist bei der Ergänzung des Obergadens zu berücksichtigen; auch läßt die außerordentliche Kleinheit der Fenster in den Seitenschiffen auf kleine Oberfenster schließen. In Klein=

komburg, das wir als eine Nachahmung von St. Aurelius kennen lernen werden, hat das Obergeschoß genau die Höhe der Arkadensäulen, wodurch eine sehr geringe Neigung der Seitenschiffdächer bedingt ist. Auf St. Aurelius übertragen, ergibt dieses Maßverhältnis eine Mittelschiffhöhe von 9,40 m. Also Mittelschiffbreite: Höhe = 1:1,66. Über 1:1,7 dürfen wir schwerlich hinausgehen. Im Atlas der Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg[8]) ist die Höhe mit 10,60 m (= 1:1,84) zweifellos zu hoch bemessen.

Der Ostarm der Kirche war vielleicht gewölbt, wenigstens ist in den beiden Abkömmlingen von St. Aurelius, Kleinkomburg und Neckartailfingen, dieser Teil von einem Tonnengewölbe überspannt.

Abb. 3. Säule von St. Aurelius in Hirsau.

Die geschichtliche Stellung von St. Aurelius.

Der künstlerisch keineswegs hoch zu bewertende Bau ist geschichtlich von nicht gewöhnlichem Interesse und verdient unter diesem Gesichtspunkt eine gründlichere Behandlung, als er bisher erfahren hat.

Für die richtige historische Beurteilung von St. Aurelius ist die Bahn freigemacht durch die Ausgrabung des Jahrs 1891, die ergab, daß die Abseiten des Ostquadrats eine spätere Zutat sind. Vor dieser Entdeckung wurde eben wegen dieser Abseiten, die mit Recht als Kennzeichen des altkluniazensischen Schemas gelten, St. Aurelius für ein fremdes, burgundisches Gewächs gehalten. Noch im Jahr 1887 wies Dehio (kirchl. Baukunst I S. 272) hin auf die Ähnlichkeit von St. Aurelius mit der unter kluniazensischem Einfluß entstandenen Klosterkirche in Bernay bei Rouen (s. unten Abb. 12) und hob (S. 210) hervor, daß nicht erst Abt Wilhelm von Hirsau mit seiner 1082 begonnenen Peterskirche den kluniazensischen Kirchentypus nach Deutschland verpflanzt habe, sondern daß schon 20 Jahre vorher eine Welle der burgundischen Reformbewegung über den Rhein bis in den Schwarzwald vorgedrungen sei. Diese Annahme schien um so begründeter, als auch die doppeltürmige Westfassade als burgundisch galt. Inzwischen sind aber der scharfsinnigen

8) Nach Rekonstruktion von J. v. Egle.

Kombination die Stützen entzogen worden. Die Seitenräume des Ostarms von St. Aurelius wurden zwar in Abhängigkeit von Kluni, aber erst nachträglich von Abt Wilhelm hinzugefügt, und die zweitürmige Form des Westbaus ist nicht aus Burgund zu uns gekommen, sondern aus einheimischer Wurzel auf deutschem Boden erwachsen[9]).

Seit durch genauere Erforschung und wissenschaftliche Inventarisierung der Denkmäler unsere Anschauungen von der deutschen Frühromanik berichtigt und erweitert sind, ist kein Zweifel mehr möglich, daß St. Aurelius ein durch und durch deutsches Werk ist[10]). Die Aufgabe des Historikers besteht jetzt darin, es in die deutschromanische Entwicklung an richtiger Stelle einzureihen.

Hirsau liegt hart an der fränkisch-schwäbischen Grenze, die hier zugleich die Bistümer Speier und Konstanz scheidet, und zwar noch nördlich derselben in Franken und im Bistum Speier. Graf Adalbert von Calw, der um die Mitte des 11. Jahrhunderts das zerfallene karolingische Kloster erneuert hat, stammte aus einem Geschlecht, das in dem Grenzgebiet beamtet und begütert war.

In modernen Darstellungen der Kunstgeschichte wird die Hirsauer Bauschule ohne weiteres auch die schwäbische genannt. Wenn das heißen soll, daß ihr Ursprungsort in Schwaben lag, so ist die Bezeichnung unrichtig oder zum mindesten ungenau. Ist sie aber so verstanden, daß die Werke dieser Schule, zumal ihre Schöpfungsbauten St. Aurelius und St. Peter, in stilistischer Hinsicht schwäbisches Gepräge trügen, so ist das ebensowenig zutreffend.

Als die hervorstechenden Merkmale der schwäbischen Romanik gelten: das Fehlen des Querschiffs, die entweder isolierte oder östliche Turmstellung, die flache Decke und die Bevorzugung der Säule vor dem Pfeiler. Von alledem — mit Ausnahme des letzten Punktes — zeigt St. Aurelius das Gegenteil. Freilich ist jene Kennzeichnung des schwäbischen Provinzialismus aus einem Denkmälerbestand geschöpft, der größtenteils jünger ist als die Hirsauer Kirchen und von diesen mannigfache Beeinflussung erlitten hat. Was um die Mitte des 11. Jahrhunderts schwäbischer Baugebrauch war, entzieht sich unserer genaueren Kenntnis. Erhalten ist aus der karolingischen, ottonischen und salischen Periode nur wenig: etwa die zwei Klosterkirchen auf der Reichenau, Ober- und Mittelzell[11]), das Westwerk von Brenz, Teile von den Domen zu Augsburg

9) Vgl. meine Abhandlung: „Zum Ursprung der doppeltürmigen Westfassade der mittelalterlichen Basilika" in Zeitschr. für Geschichte der Architektur VI, S. 145 ff.

10) So jetzt auch Dehio im „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler" III.

11) Unterzell ist nach meiner Ansicht jünger als St. Aurelius.

und Konstanz; dazu kommen Nachrichten über Petershausen und St. Blasien. Das Münster in Mittelzell gehört zu jenen besonders reichen Anlagen, die mit dem Chor auch das Querschiff verdoppeln. Die Ostpartie ist gotisch umgebaut, so daß die Frage, ob ein Ostquadrat mit Turmpaar vorhanden war, offen bleiben muß. Im Langhaus vermutet man als ursprüngliche Stützen Säulen statt der jetzigen Pfeiler. Oberzell war allem nach zuerst eine Dreikonchenkirche, um die Mitte des 11. Jahrhunderts aber bereits zu einer doppelchörigen, dreischiffigen und querschifflosen Basilika umgebaut. Das Münster in Petershausen scheint ein Säulenbau mit westlichem Querschiff gewesen zu sein. Der Dom in Augsburg war eine doppelchörige Pfeilerbasilika mit westlichem Querhaus und zwei Osttürmen seitlich neben den Enden der Seitenschiffe. Die Baugeschichte des Doms in Konstanz ist noch sehr wenig geklärt. Eine vereinzelte Erscheinung auf schwäbischem Boden ist das Westwerk der Kirche zu Brenz[12]), das in einem von zwei runden Treppentürmchen flankierten Westturm einen Westchor enthielt (vgl. Aachen, Paderborn). Das alte Münster in St. Blasien war, soviel wir wissen, eine dreischiffige Basilika ohne Querhaus und ohne Türme.

Zusammengenommen geben diese ältesten Bauten kein einheitliches Bild; sie zeigen ein buntes Nebeneinander der verschiedensten Typen, unter denen nur gerade der Typus, zu dem die Hirsauer Kirche gehört, fehlt. St. Aurelius hat mit ihnen nichts gemein außer den am Bodensee[13]) die Regel bildenden Säulen, aber gerade diese Übereinstimmung will nicht viel bedeuten, da auch im Fränkischen der Säulenbau damals nichts Selteres war[14]). Was das Querschiff anlangt, so haben die besprochenen Denkmäler bald ein doppeltes, bald nur ein westliches, bald gar keines, nicht aber das einfache Ostquerschiff wie St. Aurelius. Auch

12) E. Gradmann im Inventar III. Oberamt Heidenheim S. 83 ff.

13) Daß die Verwendung der Säule damals zu den Baugewohnheiten der Bodenseegegend gehörte, dafür gibt es auch ein indirektes Zeugnis: Unter der Bauleitung des Schwaben Benno, der auf der Reichenau studiert hatte, — er starb als Bischof von Osnabrück im Jahr 1088 — entstanden in Norddeutschland in Gegenden, welche die Säule nicht oder nur in rhythmischem Wechsel mit dem Pfeiler kennen, reine Säulenbasiliken, so die im Jahr 1068 begonnene Stiftskirche St. Moritz in Hildesheim, wo Benno damals Dompropst war, und wahrscheinlich auch St. Georg in Köln (1059), wo Benno die Stelle eines Vizedominus bekleidete. (Im Dom zu Goslar, an dessen Erbauung Benno auch beteiligt war, gibt sich ein achtseitiges Kapitell durch seine Verwandtschaft mit denen im Dom zu Konstanz als Einführung aus dem Süden zu erkennen.)

14) Z. B. in Limburg a. d. H., Heiligenberg bei Heidelberg, Hersfeld; Stützenwechsel in St. Burkard in Würzburg.

für dessen Westtürme und Seitenschiffgewölbe sucht man vergebens nach einem altschwäbischen Beispiel.

Daß St. Aurelius sonst aus Schwaben, von untergegangenen oder verschollenen Bauten, maßgebende Einflüsse erfahren hätte, ist nicht wahrscheinlich. Die frühromanischen Kirchen der übrigen Klöster und die Pfarrkirchen hat man sich recht einfach und bescheiden vorzustellen; und von den etwa vorhanden gewesenen entwickelteren Anlagen konnten die bezeichnendsten Züge des Aureliusmünsters, der quadratische Schematismus der Ostteile und das westliche Turmpaar, gewiß nicht entlehnt werden. Die Regelmäßigkeit, mit der in Schwaben im 12. und in den folgenden Jahrhunderten das Querschiff fehlt, die Einmütigkeit, mit der das von Hirsau aus verbreitete lateinische Kreuz des Grundrisses abgelehnt wird, weist auf eine tiefer eingewurzelte Gewohnheit. Ist doch in dem schwäbischen Material, soweit es nicht unmittelbar oder mittelbar zum hirsauischen oder zisterziensischen Kreis gehört, kein einziges Querschiff zu finden. Schwaben stimmt hierin ganz mit Bayern überein. Ja selbst ein Bau wie Neckartailfingen, der in wesentlichen Stücken hirsauisch ist, wirft das Querhaus ab. Diese Geschmacksrichtung kann nicht erst in dem Zeitraum von der Mitte des 11. bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts entstanden sein. Ähnlich verhält es sich mit der schwäbischen Turmstellung im Osten der Kirche. Der seit dem 12. Jahrhundert allenthalben begegnende Typus mit dem Turm über dem Ostquadrat oder mit Turmpaar zu beiden Seiten des Chors muß seine Wurzeln in einer älteren Periode haben. Wenn selbst an einem hirsauischen Münster auf schwäbischem Boden wie Alpirsbach, entgegen dem Muster, die Türme ihren Platz am Ostende der Kirche erhalten, so offenbart sich darin der übermächtige Einfluß eines alten landschaftlichen Herkommens. Hätte ein Schwabe die Aureliuskirche gebaut, sie würde ganz anders aussehen.

Nicht nach Süden und Osten weisen ihre charakteristischen Züge, sondern nordwärts, in das Fränkische, in der Richtung nach der Metropole Speier. Das Nazariuskirchlein, das in Hirsau schon vor der Gründung des ersten Klosters bestand [15]), deutet durch seinen Titelheiligen Nazarius auf einen Zusammenhang mit dem fränkischen Lorsch. Im Rheintal und Odenwald hatte sich in karolingischer Zeit eine größere Bautätigkeit entfaltet, von der bedeutende Reste auf uns gekommen sind. Sie lehren, daß das östliche Querschiff im 9. Jahrhundert hier eingebürgert war [16]). Wir kennen es von der Einhardbasilika in Stein-

15) Cod. Hirsaug. fol. 2 a.

16) Es wäre eine Hauptaufgabe neuer Ausgrabungen festzustellen, ob das karolingische Aureliusmünster ein Querschiff hatte.

bach (821), in St. Salvator in Frankfurt (852), in St. Justinus in Höchst (zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts), in St. Michael bei Heidelberg (883). Am Ende des 10. und in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, vollends seit die deutsche Kaiserkrone an ein hier ansäßiges Geschlecht gekommen war, nahm dann das mittelrheinische Land einen kräftigen Aufschwung, der auch der Baukunst zugute kam. In Wimpfen im Tal wurde, wahrscheinlich unter Bischof Hildebold von Worms (979 bis 998), die Peterskirche wieder aufgebaut. Es entstehen die gewaltigen Kathedralen in Worms unter Bischof Burkhard (1000—1025), in Straßburg unter Bischof Werinher (seit 1015), in Speier seit etwa 1030 unter lebhafter Anteilnahme des Kaisers, der kurz zuvor auf der Limburg bei Dürkheim zu einem großartigen Münster den Grund gelegt hatte. Hier pulsierte neues Leben, demgegenüber Schwaben als zurückgeblieben erschien.

An diesen rheinischen Werken tauchen zum erstenmal in Süddeutschland die beiden neuen Elemente auf, welche die Voraussetzung für die Vollreife des romanischen Stils bilden: das zwischen Querschiff und Apsis eingeschobene, der Vierung kongruente Altarhaus und die doppeltürmige Westfassade. Vereint ergeben sie den Typus, den St. Aurelius wiederholt. Das früheste Beispiel des quadratischen Schemas der Ostteile liefert der Dom zu Worms[17]), aber er ist noch doppelchörig. Die zweitürmige Westfassade mit Vorhalle und Empore erscheint zuerst am Straßburger Münster, dessen Ostteile jedoch noch altertümlich T-förmig sind.

Der erste Bau, der die beiden neuen Formen verbindet, ist Limburg an der Hart. Diese Verknüpfung war ein ungemein fruchtbarer Gedanke, der auf Jahrhunderte hinaus der Baukunst die Richtung gab. Und er fand in Limburg gleich eine überraschend reife, fast klassische Verkörperung. „Der Meister von Limburg war ein hoch über dem Dilettantismus stehender Mann, technisch und künstlerisch den meisten, vielleicht allen süddeutschen Zeitgenossen überlegen,“ Dehio im Handbuch IV. 214. Eine solche, auch durch ihre Maße bedeutende Schöpfung konnte ihres Eindrucks nicht verfehlen und mußte auf das zeitgenössische Bauen, besonders der Klöster — denn Limburg war nicht Kathedrale, sondern Klosterkirche — eine tiefgehende Wirkung ausüben. Etwa ein Menschenalter später treffen wir denn auch die neue Formel schon im rechtsrheinischen Franken, in St. Aurelius zu Hirsau.

Die Tatsache, daß St. Aurelius gerade in den entwicklungsgeschichtlich entscheidenden Punkten mit Limburg übereinstimmt, wäre Beweis ge-

17) Der jetzige Bau steht auf den Grundmauern des Burkhardischen (s. Handbuch IV).

nung für die Abhängigkeit des jüngeren von dem älteren Bau[18]). Es kommt aber noch eine Einzelheit hinzu, die jeden Zweifel ausschließt. Das Hirsauer Kapitell[19]) hat keinen Vorläufer in Schwaben, ist aber dem Limburger aufs nächste verwandt. Die Säulenbasilika Limburg ist der erste bekannte Bau in Süddeutschland, der durchweg den Würfelknauf verwendet. Das Kapitell von St. Aurelius verhält sich zu dem von Limburg wie ein vergröberndes Abbild zum Urbild. An Ebenmaß der Verhältnisse und der Umrißlinie weit hinter dem Muster zurückbleibend, übernimmt es von ihm außer der Grundform auch die einzige bezeichnende Einzelbildung, den um den halbkreisförmigen Schild umlaufenden, oben wagrecht abschneidenden Ring. Diese Besonderheit findet sich meines Wissens nur in Limburg und St. Aurelius; ähnlich, aber unvollständig, noch in dem wiederum von Hirsau abhängigen Sindelfingen (s. Abb. 2, 3 und 6).

Den Limburger Westbau hat der Hirsauer Meister etwas vereinfacht und umgebildet. Unter Verzicht auf besondere Treppentürmchen sind die Schnecken in die Haupttürme verlegt, die zwischen den Türmen liegende Vorhalle ist zum Schiff gezogen. Vor den Türmen ist ein Vorhof anzunehmen, die Ausgrabungen scheinen auf ihn nicht ausgedehnt worden zu sein.

Keine Anklänge an Limburg zeigt der Plan des Langhauses. Seine stumpfe Form erinnert an die kurz zusammengenommenen, frei geteilten Schiffe der ältesten Zeit, z. B. an Steinbach, Unterregenbach und besonders an St. Salvator in Frankfurt, dessen dreischiffiges, weitsäuliges Langhaus ein Quadrat bildet wie das von St. Aurelius. Auch die Jochteilung und die Stützenstellung des Langhauses beruht in Limburg auf einem wesentlich verschiedenen Prinzip.

Aus anderer Quelle ist auch die Anregung zu den Seitenschiffgewölben geschöpft. Die Frage nach dem Ursprung und ersten Auftreten von Seitenschiffgewölben (bei flacher Decke des Hauptschiffs) in Deutschland ist noch nicht beantwortet, mit Sicherheit wohl überhaupt nicht zu beantworten. Gewöhnlich nimmt man das 11. Jahrhundert an, nach Dehio (Kirchl. Baukunst I S. 217) waren sie bei uns schon in karolingischer Zeit bekannt und sind im Rheinland niemals ganz außer Gebrauch gekommen. Aber sichere Belege aus der karolingischen Periode gibt es nicht; ja auch die Beispiele aus dem 11. Jahrhundert, die in der

18) Ed. Paulus, der im württemb. Inventar II S. 56 den Beziehungen zwischen Limburg und St. Peter in Hirsau nachgeht, läßt die viel größere Ähnlichkeit mit St. Aurelius unerwähnt und unerörtert.

19) Vgl. auch XX (1911) S. 284 f. dieser Zeitschrift.

kunstgeschichtlichen Literatur angeführt zu werden pflegen, werden heute fast alle mit Grund angezweifelt. Nur die Gewölbe in St. Maria im Kapitol in Köln (geweiht 1065) sind unangefochten geblieben. Also bis nach Köln muß man gehen, um nur eine gleichzeitige Analogie für St. Aurelius zu finden. Leichter erklärlich wären die Gewölbe in Hirsau, wenn feststände, daß die Seitenschiffgewölbe im Dom zu Speier noch dem Bau Konrads II. angehören. Allein diese Annahme ist ernstlich bestritten[20]). Es steht daher so, daß in ganz Süddeutschland das Aureliusmünster das früheste gesicherte Beispiel gewölbter Seitenschiffe bildet.

Woher sie entlehnt sind, wissen wir nicht; das Vorbild ist uns verloren. Aber die allgemeine Wahrscheinlichkeit spricht für das Rheinland. Hier war das Interesse für das Wölbungsproblem am frühesten in Deutschland lebendig. In Speier und Mainz wurden die ersten großen Mittelschiffwölbungen ausgeführt. Hier dürfen wir auch ein frühes Auftreten der Vorstufe, der Seitenschiffwölbung, vermuten.

Ein beachtenswertes Detail ist der flachgieblige Sturz, der sich an zwei Türen erhalten hat. Der verdiente Forscher A. Klemm spricht sich über diese Form an zwei Stellen des Christl. Kunstblatts (1876 S. 61 ff. und 1880 S. 47 ff) aus. Seiner Sammlung von Beispielen kann ich folgende hinzufügen: Auf der Reichenau findet sich der Giebelsturz um die Mitte des 11. Jahrhunderts, also gleichzeitig mit St. Aurelius, in Oberzell an der Türe, die aus der Vorhalle in die Westapsis führt[21]), und in Mittelzell in der südlichen Vorhalle. Ein Beispiel aus spätromanischer Zeit liefert noch die Kapelle der ehemaligen Burg in Landsberg. Provinz Sachsen (Handbuch I S. 172). In Frankreich ist die Form in der romanischen Periode häufiger vertreten in der Auvergne und ihren Nachbargebieten; die Stirnfläche des Sturzes trägt dort mehr oder weniger reichen Reliefschmuck, der in der Art der Giebelskulpturen des antiken Tempels angeordnet ist[22]).

In der Zeit des romanischen Stils ist also diese Bildung nicht gerade selten. Klemm nimmt an, daß sie noch in die karolingische Periode zurückreicht. Gewiß mit Recht; vgl. jetzt Handbuch IV, 361: „Schwaben-

20) Nach dem Zeugnis der besten Beobachter sind die für die Gewölbe bestimmten Vorlagen ein späterer Zusatz (Handbuch IV, S. 377).

21) Der Stein hat in der Mitte ein flaches Kreuz, nahe dem Rand läuft ringsum ein schnurartiges Band, das in den Ecken geschlungen ist.

22) Vgl. R. de Lasteyrie, L'architecture religieuse en France à l'époque romane, Figur 275, 671, 672, 674. Baum, Roman. Baukunst in Frankreich, Tafel 66, 78.

heim in Hessen, Kreis Bingen. Rest einer karolingischen Anlage, ein vermauertes Portal mit flach keilförmigem Türsturz, auf dem primitiv flach reliefiert reiherartige Vögel mit Fischen in den Schnäbeln in Rahmen aus Strickornament dargestellt sind.“ Aber der Gedanke, den wagrecht über die Türpfosten gelegten Steinbalken durch Verstärkung der Mitte gegen Bruch zu schützen, ist viel älter und geht bis in die Anfänge des Steinbaus zurück. Das bekannteste Beispiel aus ältester Zeit ist der gewaltige Sturz des Löwentors in Mykene, der bei einer Länge von 5 m und einer Tiefe von $2^1/_2$ m sich in der Mitte bis auf 1 m verdickt.

So haben wir es in dem Sturz in Hirsau mit einer altererbten, nicht landschaftlich beschränkten Form zu tun. Nach dem Vorgang in St. Aurelius wird sie dann von der Hirsauer Schule des öfteren angewandt; außer den von Klemm angeführten Beispielen nenne ich noch Klosterreichenbach (Inventar II S. 99) und Komburg (Pforte im Nordflügel des Klosters, die aus dem Eingangskorridor in den Kreuzgang führt).

Fassen wir zusammen: Entwicklungsgeschichtlich betrachtet steht St. Aurelius an der Schwelle der Reife des romanischen Stils. Ältere Züge mischen sich mit modernen. Volle Stileinheit ist noch nicht erreicht. Ein nach älterer Gewohnheit entworfenes Langhaus schiebt sich zwischen die westlichen und östlichen Teile, die sich die Errungenschaften der letzten Zeit zu eigen machen. Die im großen Zug der Entwicklung liegende Aufgabe der Einwölbung der Basilika ist in den Seitenschiffen aufgenommen und durchgeführt, ein bemerkenswert frühes Beispiel. Im ganzen hat der Bau fortschrittliches Gepräge.

Die wichtigsten Einflüsse kamen vom Rhein. Die Kapitellform weist mit Bestimmtheit nach Limburg. Schwäbische Motive sind nicht nachweisbar. Das Gebäude ist fränkischer Abstammung.

Die Gruft.

Diese unscheinbare Anlage rechtfertigt als architektonische Seltenheit eine genauere Besprechung. Sie besteht nicht wie in Limburg und in anderen Kirchen jener Zeit aus einer für gottesdienstliche Begehungen eingerichteten Unterkirche, sondern aus einer kleinen Grabkammer, die durch einen schmalen, entlang der Ostmauer des Altarhauses führenden Gang zugänglich ist (Abb. 1). Ihr Alter ist strittig. Wegen der an altchristliche und karolingische Krypten erinnernden Gestalt läßt sie Paulus (Inv. II S. 44) „höchst wahrscheinlich“, Dehio (Handbuch III S. 192) „vielleicht“ noch von der Kirche des 9. Jahrhunderts stammen, während

Hager (Beil. zur Allg. Zeitg. 1892 Nr. 252) sie dem Neubau im 11. Jahrhundert zuweist.

Im Codex Hirsaug. fol. 2a ff. wird berichtet, daß die Gebeine des h. Aurelius in der 830 gegründeten Kirche in einer unterirdischen kleinen Kammer[23]) beigesetzt und bei der Wiederherstellung des Klosters nach längerem vergeblichen Suchen endlich durch die Beiziehung eines Meisters aus Venetien wiederaufgefunden worden seien. Daß die alte Gruft bei dem Neubau erhalten geblieben sei, davon sagt die Quelle nichts; aber daran ist nicht zu zweifeln, daß schon in der ersten Kirche eine Gruft mit dem Sarg des Heiligen vorhanden war. Mehr läßt sich aus der Überlieferung nicht folgern.

Die erhaltenen karolingischen Anlagen dieser Art sind sogenannte Ringkrypten, d. h. sie bestehen aus einem der Umfassungsmauer der Apsis auf der Innenseite folgenden, also ringförmigen Gang, von dessen Scheitel die Grabkammer in westlicher Richtung abzweigt. Gang und Kammer liegen ganz oder wenigstens zum größten Teil innerhalb der Apsis. Die Zugänge zu dem Ring befinden sich seitlich am Westende der Apsis, so in St. Emmeram in Regensburg und mit unwesentlichen Abweichungen in Werden an der Ruhr. Die Gruft in Hirsau dagegen ist T-förmig und liegt ganz außerhalb der Apsis im Ostquadrat oder Altarhaus. Nach Gestalt und Lage scheint ihr die Krypta auf dem Bauriß von St. Gallen aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts am nächsten zu kommen. Die Deutung des betr. Teils des Risses und der eingeschriebenen Erläuterungen ist allerdings keineswegs gesichert. Nach der mir wahrscheinlichsten Auffassung soll der Plan eine Anlage darstellen bestehend aus einem gewölbten Gang, der sich an der nördlichen, östlichen und südlichen Seite des quadratischen Altarhauses hinzieht, und aus einer in der Mitte des Altarhauses in der Tiefe gelegenen Grabkammer, die von Osten her von dem Gang aus zugänglich ist. Der wesentliche und mit Hirsau übereinstimmende Zug ist der, daß das Stück des Ganges, an das die Kammer anstößt, mitsamt der Kammer nicht in, sondern vor der Apsis an der geraden Ostwand des Altarhauses liegt.

Aber nicht nur ist, wie gesagt, der Riß von St. Gallen in diesem Punkt nicht ganz klar, sondern es darf auch nicht übersehen werden, daß er einen Idealplan gibt, welcher der tatsächlichen Entwicklung der Baukunst, wenigstens der deutschen, um Jahrhunderte vorausgeeilt ist. Er gibt der Kirche bereits die Gestalt des lateinischen Kreuzes, indem er zwischen Querschiff und Apsis ein Quadrat einschiebt, ein Bauglied, das

23) Subtercavatus locus, subterlatens parva camera.

die süddeutsche Praxis erst am Anfang des 11. Jahrhunderts sich aneignete (Worms, Limburg a. d. H.). In der Basilika alter Form, in der sich die Apsis unmittelbar an das Querhaus oder, wo kein solches vorhanden war, unmittelbar an das Langhaus anschloß, stand der Hauptaltar in der Apsis, woraus sich der Platz der Krypta unter der Apsis von selbst ergab. Denn aus der Reliquie zog der Altar seine beste Kraft; darum mußte sie ihm möglichst nahe sein. Als dann dem Gebäude ein Ostarm eingegliedert wurde und der Hauptaltar in diesen vorrückte, mußte der Sarg folgen und die Krypta aus der Ringform in die T-Form übergehen. Diese Stufe der Entwicklung stellt der Plan von St. Gallen dar. Die T-förmige Krypta hat ein Zwischenglied zwischen Apsis und Querhaus, bzw. Schiff zur Voraussetzung.

Die Frage läßt sich also auch so fassen: Kann schon für die erste Aureliuskirche eine Vorlage vor der Apsis angenommen werden, in welche die vorhandene Krypta hineinpaßt? Ein quadratisches Altarhaus jedenfalls nicht, das widerspräche allem, was wir über die deutsche Baukunst der karolingischen Epoche wissen. Es bedarf aber auch nicht eines vollen Quadrats, um unsere Gruft darin unterzubringen, eine schmalrechteckige Vorlage vor der Apsis würde genügen, wie wir sie als Vorstufe des voll entwickelten Ostarms an Kirchen sehr hohen Alters finden, z. B. in Rohr in der Provinz Sachsen[24]) und in Unterregenbach im Oberamt Gerabronn[25]); auch das frühromanische Münster in Straßburg läßt sich hieher ziehen, das, obwohl erst 1015 begonnen, im Grundriß der Ostpartie einer älteren Formel folgt. Aber in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts reichen die Beispiele nicht hinauf; in dem ersten Aureliusmünster stieß die Apsis sicherlich unmittelbar an das Querschiff oder das Langhaus. Die oben gestellte Frage ist also zu verneinen.

Daß die Gruft erst romanisch ist, dafür läßt sich auch ein indirekter Beweis führen: Wäre sie aus der karolingischen Kirche übernommen, so hätte der Neubau sich nach ihr richten müssen, sie wäre derjenige Bestandteil des Ganzen, der auf den Plan zum mindesten der Osthälfte bestimmenden Einfluß geübt hätte. Dem Grundriß ist aber irgendeine beengende Rücksicht auf schon Vorhandenes nicht anzuspüren. Zwanglos fügt sich der Platz der Gruft in die Umgebung, er ist folgerichtig aus dem quadratischen Schema abgeleitet; denn der Grundriß des Ostarms ist ein um die Breite des Kryptengangs vermehrtes Vierungsquadrat.

---

24) Nach dem Handbuch I, 264 wahrscheinlich vor 950.

25) Nach Gradmann karolingisch, nach Dehio im Handbuch III, 521 nicht vor der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts.

Zu diesem aus dem inneren Gesetz des Baus entnommenen Grund kommt noch ein Umstand, auf den Hager a. a. O. hinweist, daß der Boden der Krypta um etwa 30 cm höher liegt als der Estrich des karolingischen Langhauses.

Die T-förmige Gruft in St. Aurelius ist, soviel ich sehe, einzig in ihrer Art, wenigstens unter den Denkmälern; denn die gleichartige Anlage in St. Gallen steht nur auf dem Papier. Doppelt merkwürdig aber ist sie in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Die T-Form der Krypta hat, wie wir gesehen haben, die Kreuzform der Kirche zur Voraussetzung. Als mit dem Aufkommen eines selbständigen Altarhauses diese Voraussetzung erfüllt war, hätte, so sollte man erwarten, auch die entsprechende Umgestaltung der Krypta eintreten müssen. Aber in Wirklichkeit hat der deutsche Kirchenbau die Stufe der T-förmigen Krypta übersprungen. Denn inzwischen hatte sich ein anderer Typus eingebürgert, die hallenartige Unterkirche, vgl. z. B. Limburg a. d. H. und auch schon die eben genannten Rohr, Unterregenbach und Straßburg. Einzig in St. Aurelius ist auf die alte Kammerkrypta unter Anpassung an das Ostquadrat zurückgegriffen.

Wie ist diese Ausnahme zu erklären? Für ihre Zeit ist an unserer Gruft das Auffallendste die Enge und Armseligkeit der Anlage, während doch unter der Apsis und ihrem Vorplatz Raum genug zur Verfügung stand. Eine primitivere Art, einen Heiligensarg unterirdisch aufzustellen und zugänglich zu machen, läßt sich überhaupt nicht denken. Von einer Benützung zu gottesdienstlichen Zwecken konnte keine Rede sein, und doch enthielt der Sarg ein Heiligtum von einzigartigem Wert. Künstlerisch und liturgisch unverständlich, macht die Anlage ganz den Eindruck eines Notbehelfs, und da möchte ich daran erinnern, daß die Kirche im Überschwemmungsgebiet der Nagold und eines hier mündenden Seitenbaches, des Tälesbaches, lag.[26]) Spuren von Überflutung fand man bei den Ausgrabungen auf dem karolingischen Estrich, und vom 1. Juni 1500 ist berichtet, daß damals das Münster kniehoch unter Wasser stand. Sollte nicht aus diesem Grund für die Gruft die einfachste und seichteste Konstruktion, die es gab, gewählt worden sein? Tatsächlich lag ihre Sohle nur 20 cm unter dem (romanischen) Paviment des Schiffs. Auch so mag sie noch feucht genug gewesen sein. Eine Hallenkrypta aber, mochte sie in noch so gedrückten Verhältnissen gehalten sein, hätte erheblich tiefer greifen müssen.

---

26) Vgl. Weizsäcker a. a. O. S. 235.

Die Stiftskirche St. Martin in Sindelfingen,

geweiht 1083.

Adalbert Atrimbart, Graf von Calw, errichtete im Jahr 1059 an der Stelle seiner Burg in Sindelfingen ein Benediktinerkloster, das er 1066, unter gleichzeitiger Verpflanzung der Mönche nach Hirsau, in ein Kanonikerstift umwandelte. Über die Weihung der Kirche gibt die Fundatio ecclesiae Sindelfingen genaue Daten: Anno 1083 4. Non. Julii dedicata est ecclesia Sindelphingen ... Crypta autem dedicata est

Abb. 4. St. Martin in Sindelfingen.

anno Domini 1090 7. Kal. Nov. (Württ. Vierteljahrshefte XIII. 1890. Anhang S. 46). Dieser Graf Adalbert ist eine und dieselbe Person mit dem Neubegründer von Hirsau und das Jahr der ersten geistlichen Stiftung in Sindelfingen (1059) fällt zusammen mit dem Baubeginn von St. Aurelius in Hirsau. Neben dieser Überlieferung besitzen wir noch die Sindelfinger Kirche selbst in erfreulich guter Erhaltung.

St. Martin (Abb. 4) ist eine Basilika ohne Querschiff. Die drei gleich langen Schiffe schließen je mit einer Apsis. Als Stützen sind durchweg Pfeiler, nicht Säulen verwendet. Unter dem letzten Viertel gegen Osten befand sich eine (jetzt beseitigte) Hallenkrypta, vgl. die Bildung der beiden östlichen Pfeiler auf Abb. 5. Ein isolierter Glockenturm steht neben der Südostecke. Alle diese Merkmale zusammengenommen ergeben einen rein bayrischen Typus [27]).

Abb. 5. Sindelfingen, Längenschnitt.

Der Plan ist sorgfältig durchgearbeitet und auf ganz einfache Zahlenverhältnisse gestellt. Die äußere Breite beträgt 17,40 m (annähernd 60 Fuß), die äußere Länge ohne Apsiden 34,70 m. Also verhält sich die Breite zur Länge wie 1 : 2.

27) Vgl. Dehio und v. Bezold, Kirchl. Baukunst I, 208, 215, 570. Neuerdings wurde auf Beziehungen der Sindelfinger Kirche zu Oberitalien hingewiesen (Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern S. 40 f.). Die Ähnlichkeit des oberitalienischen mit dem bayrischen Schema erklärt sich daraus, daß die bayrische Frühromanik in engster Fühlung mit der Oberitaliens stand. Der Grundriß von St. Martin ist m. E. nicht direkt, sondern durch bayrische, speziell regensburgische Vermittlung aus Italien herzuleiten. Insbesondere ist der Pfeiler ein bayrisches Merkmal, in Italien herrscht die Säule.

Abb. 6. Sindelfingen, Pfeiler.

Das Mittelschiff ist im Lichten ziemlich genau fünfmal so lang als breit, Achsen aber sind es nicht 10, sondern 8; wir haben also keine glatt aufgehende Teilung, sondern stark überstreckte Quadrate. Zieht man aber die beiderseitigen Arkadenbreiten zu der lichten Mittelschiffbreite hinzu, so entstehen 4 reine Quadrate. Der Einteilung liegt also dasselbe Prinzip zugrunde, wie in St. Aurelius, und das Ergebnis dieses Verfahrens ist auch hier die weite Stellung der Stützen. Daß der Erbauer von St. Martin die Aureliuskirche kannte, sagt uns das Kapitell der Strecksäulen an den Pfeilern, das, wie eine Vergleichung der Abbildungen 3 und 6 lehrt, aus Hirsau entlehnt ist.

Sindelfingen liegt in Schwaben, aber was hat St. Martin Schwäbisches an sich? Der Grundriß ist bayrisch, die Achsenteilung und eine bezeichnende Einzelform sind hirsauisch. Die Beziehungen zu Hirsau erklären sich ohne weiteres aus der Geschichte der Gründung. Die Verbindung aber, die hier hirsauische Züge mit der bayrischen, speziell an St. Emmeram in Regensburg[28]) erinnernden Anlage eingegangen sind, deutet auf den Mann, den Graf Adalbert im Jahr 1069 aus diesem Kloster an die Spitze seiner Stiftung in Hirsau berief[29]).

Wilhelm sagt uns selbst, daß er bei seinem Eintritt in Hirsau die ihm von Jugend auf vertrauten Gewohnheiten von St. Emmeram eingeführt habe[30]). Gleichheit des Kirchengebäudes erleichterte die Durchführung gleicher Kultusformen. Es ist nur natürlich, daß Wilhelm, solang ihm sein Heimatkloster als Ideal erschien, mit den Gebräuchen auch den Plan von St. Emmeram verbreitete, so wie er später, seit er für Kluni gewonnen war, nach dem kluniazensischen Schema baute.

28) Die Ähnlichkeit zwischen St. Martin und St. Emmeram hebt schon Paulus (Inventar I, S. 104 und II, S. 49) hervor.

29) Die Abtswürde übernahm Wilhelm erst 1071 nach dem Tode seines Vorgängers, die tatsächliche Leitung aber hatte er seit seinem Eintritt.

30) Postquam ego frater Wilhelmus . . . huius loci provisor sum constitutus, indidi eis in primis, quas a puero didiceram in monasterio Sti Emmerammi regularis vitae consuetudines. Vet. disc. mon. 375.

Wie St. Peter in Hirsau das monumentale Zeugnis seiner kluniazensischen Periode ist, so bildet St. Martin in Sindelfingen ein Denkmal seiner noch in den Traditionen von St. Emmeram wurzelnden Richtung. Seine Bekanntschaft mit Kluni fällt an das Ende der siebziger Jahre, die Fundamente von St. Martin müssen also gelegt sein zwischen 1070 und 1080.

So ergibt sich diese Folge:

1. St. Aurelius in Hirsau (1059—1071) ein rheinfränkisches Werk, das schon so gut wie fertig war, als Wilhelm kam.
2. St. Martin in Sindelfingen mit bayrischem Grundriß, begonnen in Wilhelms vorkluniazensischer Periode zwischen 1070—1080.
3. St. Peter in Hirsau, begonnen 1082, Typus von Kluni.

Wir haben bis jetzt den Aufbau (Abb. 5) außer Betracht gelassen. Er ist aber die wichtigere Seite des Werkes. Die lichte Breite des Langhauses beträgt durchschnittlich (sie ist vor der Apsis um 60 cm größer als am Westende) 6,30 m, die Höhe 12,60 m: also wieder das Verhältnis 1:2. Die weitgestellten Pfeiler sind sehr schlank (quadratischer Querschnitt von 0,78 m Seitenlänge) und sehr hoch (4,90 m), die Kanten mit dünnen Streckfäulen besetzt (Abb. 6). Die lichten Pfeilerabstände (durchschnittlich 3,30 m) messen das Vierfache der Pfeilerstärke und die von Pfeiler zu Pfeiler gespannten Bögen steigen bis stark zur Hälfte der Höhe des Schiffes an. Die Zahl 2, bzw. 2 × 2, beherrscht alle Proportionen. Das Ganze ist leicht und frei, hoch und schlank; die Schiffe öffnen sich weit und hoch gegeneinander, die Einzelformen sind fein und gestreckt.

Diese Eigenschaften waren den Bauwerken in Regensburg und überhaupt in Bayern fremd. Dort war man an breite und niedere Schiffe[31]) und an schwere, kurze Stützen gewöhnt. Aber auch St. Aurelius hat ganz andere, gedrückte Verhältnisse. Der Baumeister der Sindelfinger Kirche verfolgt mit seinen steilen Querschnittproportionen und hohen Arkaden ein wesentlich verschiedenes Raumideal. Er geht in der Betonung des Höhenfaktors über alles hinaus, was damals in Deutschland vorhanden war, wenn wir von den Bauten mit Emporen, die ihre eigenen Gesetze haben, absehen.

---

31) Das Mittelschiff von St. Emmeram hat die außerordentliche Breite von 18 m, also reichlich das Doppelte von Sindelfingen. Zur Höhe des Mittelschiffs verhält sich seine lichte Breite dort wie 1:1½, hier wie 1:2. (Die Hochwand von St. Emmeram stammt zwar von einem Umbau des 12. Jahrhunderts, war aber sicher ursprünglich nicht oder wenigstens nicht wesentlich höher.)

Im romanischen Bauen läßt sich bekanntlich eine allmähliche Steigerung der Höhendimension beobachten, die sich in der Gotik noch fortsetzt. Die Hirsauer Schule hat an dieser Entwicklung einen wichtigen Anteil und trägt nicht wenig zu ihrer Beschleunigung bei. Einige Zahlen werden das deutlich machen. In dem Münster von Mittelzell auf der Reichenau verhält sich die lichte Mittelschiffbreite zur Höhe noch wie 1 : 1,2, in St. Emmeram wie 1 : 1,3, im Dom zu Konstanz wie 1 : 1,5. In Limburg a. d. H.[32]) steigt die Proportion auf 1 : 1,72. Ebenso, eher etwas niedriger, war sie in dem ersten Hirsauer Bau St. Aurelius. In dem Münster zu Hersfeld und im Dom zu Würzburg haben wir 1 : 1,77. In Sindelfingen zuerst erreicht die Höhe das Doppelte der Breite. Dasselbe Verhältnis kehrt wieder in Gengenbach, einem Abkömmling der Peterskirche in Hirsau. Von der letzteren ist leider ein zuverlässiges Höhenmaß nicht zu ermitteln; die Rekonstruktion im Atlas der Kunst- und Altertumsdenkmale halte ich für zu niedrig. In dem zum Typus von St. Aurelius gehörenden Kleinkomburg sinkt die Proportion wieder auf 1 : 1,87, um (in den beiden Nachbildungen von St. Peter) in Alpirsbach auf 1 : 2,16 und in Paulinzelle auf 1 : 2,26 zu steigen. Neckartailfingen (12. Jahrhundert) hat gar die unerhörte Proportion 1 : 2,64.

Mit der Aussaat hirsauischer Klöster über Deutschland bringt der hochgezogene Querschnitt in Landschaften, die bisher mehr in die Breite gebaut hatten, so nach Thüringen, Niedersachsen[33]), Bayern[34]), Österreich.

Innerhalb der Hirsauer Schule selbst setzt die Steilproportion ein mit St. Martin in Sindelfingen. Dabei knüpft der Baumeister deutlich an die in St. Aurelius schon vorgebildete große Achsenweite an und macht sie seiner vertikalen Tendenz dienstbar. Die weite Stellung der Stützen erlaubte ihm, die Arkaden sehr hoch zu führen. Das hatte den doppelten Vorteil, daß das Wandstück zwischen dem Arkaden-

32) Nach Manchot, Kloster Limburg, S. 65, wo die Höhe auf 20,4 m (bei einer lichten Breite von 11,88) angegeben wird. Manchots Messung, mit Hilfe von Gerüsten unmittelbar an der Mauer ausgeführt, verdient den Vorzug vor der früheren, die 23 m ergab.

33) Handbuch V, 415: „Das breitbrüstige Raumbild bezeichnend für die altniedersächsische Art vor dem Eindringen der Hirsauer Schule.“ Mit der Benediktinerkirche Abdinghof in Paderborn aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts mit dem Verhältnis 1 : 1,2 vergleiche man das hirsauisch beeinflußte Godehardsmünster in Hildesheim mit 1 : 2,1.

34) Handbuch III, 388: „Von der bodenwüchsigen Bauweise unterscheidet sich Prüfening (erster Bau der Hirsauer in Bayern) durch den steileren Aufbau der Arkaden und des Querschnitts.“

gesims und der Decke sich verkürzte und daß die Seitenschiffe in dem Gesamtbild besser zur Geltung kamen. Kein anderes Werk der Hirsauer Schule zeigt ein so glückliches Verhältnis zwischen den Arkaden und der Oberwand und zwischen dem Hauptschiff und den Seitenschiffen. Hiezu mußten aber die dem Höhestreben hinderlichen Seitenschiffgewölbe von St. Aurelius fallen. Die flache Decke ist dann im hirsauischen Bauen zur Regel geworden und dieser grundsätzliche Verzicht auf die Mitarbeit an dem Problem, die Basilika zu wölben, sollte allmählich die Schule um ihre führende Stellung bringen. Dem Sindelfinger Baumeister erschien jedoch die Höhensteigerung als der größere Wert, dem er die Deckenwölbung entschlossen opferte.

Das Maß dieser Steigerung ist nun aber kein willkürliches, es ist wiederum aus der Grundproportion des ganzen Gebäudes 1 : 2 hergeleitet. Die Scheitelhöhe der Arkaden ist gleich der halben Gesamthöhe; der Querschnitt des Mittelschiffs wird durch zwei aufeinandergestellte Quadrate gebildet. So ist die Höhe zu den anderen Abmessungen in das klarste, einfachste Verhältnis gesetzt. Die folgerichtige Durchführung derselben Proportion in allen drei Dimensionen ist die Signatur von St. Martin.

Aller Nachdruck fällt auf die Zusammenstimmung der Raumteile. Jedes entbehrliche Beiwerk ist unterdrückt. Die Einzelglieder, überhaupt sparsam angebracht, sind streng tektonische Bildungen; nirgends ein der Pflanzen- oder der Tierwelt entnommener Zierat, vollends keine Spur von schwäbischer Phantastik. Ein nur auf das Wesentliche gerichteter, kühl rechnender, aber fein abwägender, dabei energischer und kühn vorwärtsbringender Geist scheint dieses in seiner Art vollendete Kunstwerk geschaffen zu haben. Der Mann ist ohne Zweifel in dem Kreise des neuen Abts von Hirsau zu suchen. Daß Wilhelm selbst dem Entwurf von St. Martin nahestand, erschlossen wir aus dem Grundrißschema. Ob und inwieweit er sich aber auch an der genaueren Durchbildung des Plans beteiligte und ob er gar selbst der Vater der dem Hirsauer Bauen eigentümlichen Hoch- und Wohlräumigkeit war, — die Überlieferung kennt ihn ja als Mathematiker und Feldmesser — muß dahingestellt bleiben[85]).

Deutliche Beziehungen zu Oberitalien findet an dem Bau H. Christ in „Kunstwanderungen in Württ." S. 40 f. Man darf auf die nähere Ausführung und Begründung seiner Andeutungen gespannt sein. Wenn

85) Baumeister im vollen Sinn brauchte Wilhelm darum nicht zu sein. Über seinen Anteil an dem architektonischen Schaffen der Hirsauer vgl. auch Paulus im Inventar II, S. 46: „Trügt nicht alles, so tritt uns in Abt Wilhelm eine der größten damaligen Baumeistergestalten entgegen, ... er war der Richtung gebende Genius" und (vorsichtiger) S. 50. Dagegen Bär, Die Hirs. Bauschule, S. 127 f.

er u. a. „namentlich in den — in deutschem Sinn — völlig unromanisch weit und luftig gespannten Arkaden des Mittelschiffs“ den Einfluß des Südens erkennt, so darf nicht übersehen werden, daß die wichtigste Voraussetzung der diesseits der Alpen neuen Arkadenbildung in der großen Achsenweite liegt und daß ein weitachsiger Typus damals in Deutschland schon vorhanden und dem Sindelfinger Meister durch St. Aurelius in Hirsau bekannt war. Die Höhe fehlt freilich den Bögen in St. Aurelius, aber die Steilarkade war auf deutschem Boden längst heimisch und z. B. durch Limburg a. d. H. vertreten. Es erscheint demnach nicht ausgeschlossen, daß die hochweite Arkade ohne Einwirkung des Auslands durch Kombination der niedrigweiten mit der hochschmalen Form entstanden ist. Wenn aber in Sindelfingen wirklich Italienisches hereinspielt[36]), so dürfte es sich schwerlich um mehr als eine Anregung handeln, die dann auf der Grundlage des von St. Aurelius übernommenen Prinzips der Achsenbemessung verwertet wurde. Daß das vielleicht durch ausländische Werke hervorgerufene Streben nach der Höhe sofort in die Zucht der Mathematik genommen und in den Dienst der klaren Proportionierung des Baukörpers gestellt wird, ist echt hirsauisch.

Zeitlich fällt St Martin nach den eigenen Merkmalen des Gebäudes in die Mitte zwischen die beiden Münster in Hirsau. Der Baubeginn ist, wie oben nachgewiesen wurde, zwischen 1070 und 1080 anzusetzen. Die Kapitelle an den Arkadenpfeilern stehen noch auf der Stufe von St. Aurelius und haben noch nicht die bekannten Nasen, die im hirsauischen Kreis zuerst am erhaltenen Westturm von St. Peter vorkommen (Abb. 14). Dieser Turm wird unten S. 103 auf etwa 1100 datiert werden. Die Gliederung des Türgewändes ist in St. Martin (Abb. 7) schon entwickelter

Abb. 7. Sindelfingen, Portalprofil.

Abb. 8. St. Peter in Hirsau, Portalprofil.

36) Über die flachgedeckte Basilika in Italien sagen Dehio und v. Bezold in der „Kirchl. Baukunst“ I, S. 237: „Das Wichtigste ist der Umschwung im Raumgefühl. Im ganzen gilt, daß die Höhenentwicklung im Vergleich zu den Gewohnheiten des ersten Jahrtausends verstärkt wird. . . . Die Zwischenbreiten der Säulen werden erheblich größer, die sie verbindenden Bögen höher und folglich, was trennend zwischen Haupt- und Nebenschiffen liegt, verringert.“

als in dem ganz einfachen St. Aurelius, zeigt aber noch nicht das herumgeführte Sockelprofil wie am Westportal von St. Peter, s. Abb. 8. Dieses letztere Portal wird noch in die achtziger Jahre zurückgehen, da die Kirche schon 1091 konsekriert wurde. Der Turm von St. Martin ist nach seiner ganzen Erscheinung entschieden älter als der Westturm von St. Peter. Damit ergibt sich für St. Martin ein Rahmen, in den sich das in der Sindelfinger Quelle gemeldete Einweihungsjahr 1083 gut einfügt. Dehios Annahme (Handbuch III S. 475), diese Weihe könne nur einen provisorischen Bau betroffen haben, erst die Weihe der Krypta 1090 beziehe sich auf den jetzt vorhandenen Bau, halte ich nicht für begründet.

Auffallend ist nun freilich diese Nachricht, daß die Krypta sieben Jahre später geweiht worden sei als die Kirche. Eine nachträgliche Zutat ist die Krypta nicht, denn die beiden östlichen Stützenpaare, deren Streckfäulen mit Rücksicht auf die Unterkirche 3 m über dem Boden beginnen, haben dieselbe Einzelgliederung wie die anderen (Abb. 5). Aber der Außenbau der Apsiden zeigt andere, jüngere Formen als der übrige Bau; das Kapitell ist verschieden (ohne Ring), die Basen haben schon Eckverstärkungen. Das deutet auf einen anderen Meister und im Zusammenhang mit den überlieferten Daten wohl auf einen Umbau der Ostteile, der eine Neuweihung der Krypta erforderlich machte. Die Außengliederung der Apsiden erinnert an rheinische Bauten, die allerdings jünger sind als St. Martin; Christ findet auch in diesem Stück Verwandtschaft mit Oberitalien. Es mag sein, daß die rheinische Außendekoration am Chorhaupt ihrerseits von der Lombardei abhängig ist. Hier ist die Forschung noch nicht abgeschlossen.

St. Peter und Paul in Hirsau,

begonnen 1082, geweiht 1091[87]).

Allgemeines.

Das von Abt Wilhelm gegründete neue Münster und Kloster[88]) war ein Werk größten Stils, wie schon die Maßzahlen, verglichen mit den größten deutschen Klosterkirchen des 11. Jahrhunderts, zeigen. Länge (einschließlich der Westanlage) 97,18 m; Limburg a. d. H. 97,81; Hersfeld

---

87) Anno dominice incarnationis MXCI indictione XIV, VI nonas Maii, ex auctoritate et precepto domini pape Urbani II dedicata est basilica SS. apostolorum Petri et Pauli a venerabili domno Gebehardo Constantiensi episcopo .... in nomine sancte et individue trinitatis et in honore sancte et victoriosissime crucis sancteque dei genetricis Marie et precipue SS. apostolorum Petri et Pauli sanctique Aurelii episcopi et confessoris et omnium sanctorum. (Cod. Hirs. fol. 21a.)

88) Über die Örtlichkeit vgl. Weizsäcker in diesen Heften 1914 S. 236.

106. Innere Länge der eigentlichen Kirche 69 m; Limburg 72,60; Hersfeld (ohne Westchor) 88. Querschifflänge im Lichten 34,30 m; Limburg 38,14; Hersfeld 57,50. Mittelschiffbreite 10,75 m; Limburg 11,88; Hersfeld 13; St. Emmeram in Regensburg 13. Länge des Langhauses 42,30 m; Limburg 46,84; Hersfeld 54; St. Emmeram 50. (Dagegen St. Aurelius in Hirsau: ganze Länge ohne Vorhof 40,35 m; innere Länge der Kirche 33,75; lichte Querschifflänge 19,20; Mittelschiffbreite 5,76; Länge des Langhauses 15,27.)

St. Peter — dieser Abkürzung für St. Peter und Paul bedienten sich schon die alten Hirsauer — ist die erste nach den Erfordernissen der kluniazensischen Gottesdienstordnung entworfene Kirche in Süddeutschland, ja in Deutschland überhaupt. Einzelne Merkmale der kluniazensischen Kirchenanlage [39]) waren auch schon etwas früher in die westlichen Landschaften des deutschen Baugebiets vorgedrungen, so nach Köln (St. Georg) [40]) und Susteren bei Aachen, hatten aber keine Verbreitung gefunden. Die Hirsauer Peterskirche dagegen weist die Eigentümlichkeiten des kluniazensischen Grundrisses in ihrer Gesamtheit auf und wird zur Stammmutter einer sich weithin verzweigenden Familie. Sie ist „das erste Beispiel umfassenderen Einflusses der französischen auf die deutsche Baukunst“ (Dehio K. B. I, S. 212). Kommt ihr aber ein so hervorragender Platz in der Geschichte der Architektur zu, so ist es notwendig, sich gleich zu Anfang über die Art und den Umfang dieses fremden Einflusses klar zu werden.

Die französischen Kunsthistoriker sind über die Bedeutung Klunis für die Baukunst nicht einig. Viollet-le-Duc war es, der zu dieser Frage zuerst Stellung genommen hat. Er kommt zu einer überaus hohen Einschätzung der von Kluni auch auf dem Gebiet des Bauwesens geübten Wirkung. Nicht nur ist nach seiner Ansicht die burgundische Bauschule in Wirklichkeit die Schule von Kluni, sondern Kluni ist ihm auch der Mittelpunkt, von dem neue Baugedanken nach allen Seiten ausstrahlen, soweit der reformatorische Einfluß des gewaltigen Klosters reicht. Er sagt, daß der Orden, wenn er eine Abtei oder ein Priorat gründete, von dem Mutterhaus bauverständige Mönche mit einem festen Bauprogramm, von dem sie nicht abweichen durften, aussandte, daß die unter einem theokratischen Regiment stehende Bautätigkeit überall dieselben Formen verbreitete.

---

39) Gemeint ist hier und im folgenden derjenige Typus, den die im Jahr 981 geweihte Hauptkirche in Kluni repräsentiert. Der großartige Neubau des Jahrs 1089 ist jünger als die Planung von St. Peter in Hirsau und bleibt außerhalb dieser Untersuchung.

40) Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler V, S. 266.

Diese Auffassung hat Anthyme Saint-Paul für einen großen Irrtum erklärt und neuerdings pflichtet ihm R. de Lasteyrie[41]) vollständig bei. Der Kluniazenserorden habe niemals den von ihm gegründeten oder geleiteten Klöstern einen gleichförmigen Kirchentypus auferlegt, einen solchen überhaupt nicht besessen. Das ergebe sich unwiderleglich aus einer Musterung der französischen Kirchen, die dem Einfluß Klunis unterstanden. In ganz Frankreich seien die von Kluni abhängigen Münster nach den Gewohnheiten der Kirchenprovinz, in der sie lagen, gebaut, ganz wie die Kathedralen und Pfarrkirchen auch. Die Kluniazenserkirchen in der Auvergne zeigen den auvergnatischen, die in Poitou den poitevinischen Stil; die Kirche des Kluniazenserklosters Moissac an der Garonne sei eine Kuppelkirche, weil sie zu derselben Diözese gehöre wie die kuppelgedeckte Kathedrale von Cahors usw. Das Münster von Cluni selbst sei im burgundischen Stil errichtet, weil es eben in Burgund liege.

Ebensowenig erkennt Lasteyrie einen Einfluß Klunis auf die Architektur der Normandie an; er bestreitet, daß Wilhelm von Volpiano, der Abt von St. Benignus in Dijon und Freund des Majolus, bei seiner Übersiedlung in die Normandie mit der kluniazensischen Klosterreform auch die Baugewohnheiten Klunis dorthin übertragen habe. Wenn Wilhelm, sagt er (S. 487), auf religiösem Gebiet eine wichtige Rolle spielte, so beweise das nicht, daß er auch für die normännische Kunstübung von Bedeutung gewesen sei; nichts berechtige zu dem Glauben, daß eine einzige der Hauptideen, die wir etwas später in der normännischen Schule finden, seiner Initiative verdankt werde.

In diesem Streit der französischen Gelehrten ist Recht und Unrecht auf beiden Seiten. Beide Ansichten enthalten einen richtigen Grundgedanken, übertreiben ihn aber in einseitiger Weise. Der Fehler liegt darin, daß sie den Begriff des kluniazensischen Einflusses nicht scharf fassen und zwischen der praktisch liturgischen Einrichtung und der künstlerisch stilistischen Gestaltung des Kirchengebäudes nicht gehörig unterscheiden.

Von der praktischen Seite betrachtet ist die Kirche die Stätte des Gottesdienstes. Die Form des Gottesdienstes ist mitbestimmend für die Anlage des Hauses, in dem er ausgeübt wird. Die Fort- und Umbildung der gottesdienstlichen Gebräuche durch das Mönchtum konnte nicht ohne Rückwirkung auf den Kirchenbau bleiben, die altchristliche Basilika wird zum monasterium, zur Klosterkirche. Im frühen Mittelalter hatte in Frankreich wie in Deutschland das Mönchtum die Führung auf dem Gebiet der kirchlichen Baukunst. Die stärkste unter den vorwärtstreibenden

41) a. a. O. S. 426.

Kräften war das liturgische Bedürfnis. Es braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden, wie der Aufschwung des Reliquienkults, die Vermehrung der Altäre und der Titelheiligen der Kirchen, die Zunahme der Zahl der Mönche und besonders der Priester innerhalb der Konvente, die Verschärfung der Askese u. a. eine stetige Umformung des Münsters, namentlich seines Grundrisses zur Folge hatte. Die scharf ausgeprägte Gottesdienstordnung, die Kluni im 10. und 11. Jahrhundert teils durch Vereinfachung, teils durch Erweiterung der überkommenen Zeremonien sich schuf, forderte gebieterisch eine auf diese Ordnung zugeschnittene Grundform des Gotteshauses. Wie wir durch zeitgenössische Berichte über die Handhabung des Kultus in Kluni genau unterrichtet sind, so kennen wir auch aus literarischen und monumentalen Quellen den altkluniazensischen Münstertypus und vermögen den Einfluß der liturgischen Gewohnheiten auf den Plan der Kirche festzustellen[42]).

Die ältere Hauptkirche in Kluni selbst (geweiht 981) ist uns in wesentlichen Zügen ihrer Gliederung bekannt und wir wissen, wie sie im 11. Jahrhundert für den Gottesdienst eingerichtet war und gebraucht wurde. In der Westschweiz haben wir noch die Kirche von Romainmôtier, eine zwischen 1000 und 1030 anzusetzende Schöpfung des Abts Odilo von Kluni; ist sie auch ziemlich stark verbaut, so geht ihr dreiteiliger Chor doch unverkennbar auf den des Münsters in Kluni zurück. Für die Kirche und das Kloster der Kluniazenserabtei Farfa bei Rom, von der uns im Ordo Farfensis eine eingehende Baubeschreibung aus dem zweiten Viertel des 11. Jahrhunderts erhalten ist, hat Kluni als Muster gedient, so daß die Beschreibung uns den kluniazensischen Typus besonders treu widerspiegelt. In der Normandie erscheint mit dem ersten Kluniazenser, der dort Fuß faßt, auch die bezeichnende altkluniazensische Chorform. Das unter Mitwirkung des obengenannten Wilhelm von Volpiano im ersten Drittel des 11. Jahrhunderts gebaute Münster von Bernay (s. Abb. 12) zeigt die dreischiffige Chorbildung, von der vorher keine Spur im Lande zu finden ist, während sie von jetzt an die Alleinherrschaft behauptet. Ja der Chor von Cerisy-la-Forêt (Abb. 11) liefert die beste Illustration der kluniazensischen Kultvorschrift über die fünf Altäre in der Nachbarschaft des Hauptaltars (Ord. Clun. I, 45). Wilhelm von Hirsau erweiterte, sobald er sich für Kluni entschieden hatte, das Aureliusmünster durch zwei Ostkapellen, um seine im engsten Anschluß an die „Gewohnheiten" Klunis abgefaßten Constitutiones Hirsaugienses einführen zu können. Und als er nicht lange

42) S. meine Abhandlung: „Die zweite Kirche in Kluni" usw. in Zeitschr. f. Gesch. d. Arch. III, S. 273 ff., IV, 1 ff.

nachher sein neues Münster St. Peter erbaute, wählte er einen Grundriß, der von allem, was in seiner alten bayrischen und seiner neuen fränkisch-schwäbischen Heimat üblich war, abwich, aber überraschend genau mit der Baubeschreibung des kluniazensischen Farfa übereinstimmt.

Daran also ist kein Zweifel, daß Kluni einen eigenen Kirchentypus besaß und verbreitete und daß Lasteyrie zuviel sagt, wenn er behauptet, dem Orden von Kluni habe un type d'église, une façon de bâtir à lui propre, gefehlt. Aber typisch und eigenartig daran war nur das, was mit der kirchlichen Verwendung des Gebäudes zusammenhing, nämlich die nach Zahl, Art und Zusammenstellung der einzelnen Teile und Räume fest bestimmte Anlage. Lasteyrie dagegen versteht — zu eng — unter der façon de bâtir nur den Stil, die künstlerische Ausdrucksform. So genommen wird seine Ansicht richtig sein. Im Gegensatz zu den Zisterziensern, die neben ihrem Grundrißschema auch ihre konstruktiven Grundsätze und ihre Kunstformen überall hintrugen, wo sie sich ansiedelten, scheint allerdings Kluni den Tochterabteien nur eine die gleichförmige Durchführung seiner Gottesdienst- und Hausordnung ermöglichende Anlage der Kirche vorgeschrieben, im übrigen aber freie Hand gelassen zu haben. So erklärt sich die stilistische Verschiedenheit der Kluniazenserkirchen je nach der Diözese und Landschaft, in der sie lagen.

Diese Unterscheidung zwischen den liturgisch bedingten Elementen und den künstlerischen Ausdrucksmitteln trifft in vollem Maß auch zu für St. Peter in Hirsau. Seine Anlage (Abb. 9) trägt sämtlichen Erfordernissen der neuen, kluniazensisch reformierten Gottesdienstordnung Rechnung, die Bauformen aber sind nicht französisch.

Die positiven und negativen Merkmale des kluniazensischen Großmünsters, wie sie sich zu der Zeit, da Wilhelm von Hirsau mit Kluni bekannt wurde, herausgebildet hatten, sind folgende:

1. Basilika ohne Westchor, aber mit Querschiff und östlichem Altarhaus, also in der Form des lateinischen Kreuzes.
2. Dreischiffige Anlage des östlich vom Querschiff liegenden Teils: der Hauptraum mit dem großen Altar ist von Abseiten (Nebenchören), in denen je ein Nebenaltar steht, begleitet.
3. Am Ostende des Hauptaltarhauses ein Raum zur Aufstellung von drei weiteren Nebenaltären.
4. Sakristei neben der nördlichen Abseite des Altarhauses.
5. Keine Krypta.
6. In jedem Querhausflügel eine Altarstelle in eigener Apsis.
7. Über dem mit der Vierung sich deckenden „großen Chor“ ein Glockenstuhl bzw. Vierungsturm.

Abb. 9. St. Peter in Hirsau.

8. Unmittelbar westlich von der Vierung im Langhaus der „kleine Chor“.
9. Westlich vom Langhaus ein großer Vorhof.
10. Am Westende des Vorhofs ein Turmpaar.

Diese 10 Stücke hat Wilhelm mit der einzigen Ausnahme des Vierungsturms (worüber unten Näheres) alle in das Bauprogramm von St. Peter aufgenommen. Von St. Emmeram her war er Westchor und Krypta gewöhnt, in Sindelfingen hatte er zwar, der Zeitrichtung folgend, den Westchor fallen lassen, aber an der Krypta festgehalten, in St. Peter verzichtet er auf beide Stücke. In Sindelfingen fehlt noch wie in Bayern das Querschiff, in St. Peter nimmt er es auf. Der Sakristei wies er allem nach den regelmäßigen Platz an Stelle der späteren Allerheiligen- oder Riesenkapelle an[43]). Für die acht Altäre in der den Mönchen vorbehaltenen Kirchenhälfte und für den großen und den kleinen Chor ist Raum geschaffen usw.

Durch die liturgischen Forderungen war natürlich das freie Schaffen des Künstlers eingeengt; namentlich bei dem Entwerfen des Grundrisses war ihm einigermaßen die Hand gebunden. Immerhin behielt er auch da noch Spielraum. So blieb es z. B. seinem Ermessen vorbehalten, wie er den Raum für die drei Altäre hinter dem Hauptaltar gestalten und gliedern, wo er die Westgrenze des kleinen Chors ziehen, ob und wie er den quadratischen Schematismus durchführen, wie viele Achsen er dem Langhaus geben wolle u. dgl. Völlige Freiheit aber hatte er im Aufbau, in der Gestaltung des Raumbilds, in der Wahl der Proportionen, in der Bildung der Stützen und der Decke, in der ganzen Formenwelt der Einzelglieder und des Zierats.

Die östlichen Teile.

Das bekannteste und sicherste Kennzeichen des altkluniazensischen Plans ist die dreiteilige Anlage der Ostpartie oder, wie man gewöhnlich sagt, der dreischiffige Chor. Entwicklungsgeschichtlich betrachtet ist diese Bezeichnung nicht zutreffend. Die Entstehung der Abseiten geht nicht vom Chor, d. h. vom Ostarm des lateinischen Kreuzes aus, sondern vom Querschiff. In dem ältesten nachweisbaren Beispiel, dem Münster in Cluni selbst, waren die Seitenräume vom Hauptraum durch eine Mauer geschieden; ebenso noch z. B. in Heilsbronn bei Nürnberg. In Bernhards Ordo Cluniacensis heißen die Seitenräume anguli membrorum; membrum ist der Querhausflügel. Die liturgische und bauliche

43) Das hat Hager in Zeitschr. f. christl. Kunst XIV, S. 182, wahrscheinlich gemacht.

Zugehörigkeit zum Querschiff weist den sicheren Weg zu ihrer genetischen Ableitung.

Den Ausgangspunkt bildet der karolingische Typus des Querschiffs mit drei unmittelbar anschließenden Apsiden (Fig. I der Abb. 10), wie er z. B. in Steinbach im Odenwald vorkommt. Indem dann die T-förmige Basilika zur kreuzförmigen erweitert, d. h. indem zwischen Querschiff und Apsis ein oblonges oder quadratisches Altarhaus eingeschoben wird, entsteht Fig. II Abb. 10, vertreten z. B. durch Gernrode oder St. Aurelius-Hirsau.

Auf dieser Stufe bleibt die deutsche Frühromanik stehen, die französische dagegen schreitet zu reicherer Ausgestaltung der Ostteile fort. Am Anfang des 10. Jahrhunderts erscheint in Tours an St. Martin der Umgang mit ausstrahlenden Kapellen, der früheste sichere Beleg dieser schönsten und zukunftvollsten Choranlage.

Bescheidener ist die Weiterbildung, die uns hier beschäftigt. Sie besteht zunächst darin, daß auch die beiden Nebenapsiden einen viereckigen Vorraum erhalten: Fig. III der Abb. 10. Lasteyrie, der über eine ausgebreitete Kenntnis der französischen Denkmäler verfügt, sagt, daß zumal bei gestreckten Chören diese Vorlage der Nebenapsiden, die er choeur secondaire nennt, eine ganz gewöhnliche Erscheinung sei. Er bildet zwei Beispiele ab: die Kirche von Mauriac in der Auvergne und die von Cellefrouin, die zur Schule von Poitou zählt. Über die Entstehungszeit des Typus spricht er sich nicht aus, er muß aber sehr alt sein, denn wir finden ihn in Burgund schon im 10. und 11. Jahrhundert fortgebildet zu den Figuren IVa, b und c.

Die Form IVa ist aus III entstanden durch Streckung der Querschiffkapellen bis zur Länge des Hauptaltarhauses. Eine kluniazensische Vor-

Abb. 10.

I II III IVa IVb IVc

schrift belehrt uns über die Verwendung der Kapellen. Hieher zogen sich die Brüder zu stiller Andacht und freiwilliger Geißelung zurück. Im Ordo Farfensis heißen sie treffend „Krypten", nicht im Sinn unterirdischer Gebetsstätten, sondern in der ursprünglichen Bedeutung des Worts. Der Zweck, sie zu verborgenen Winkeln zu machen, wurde durch ihre Streckung und durch die Belassung des Mauerabschlusses gegen das Presbyterium vollkommener erreicht.

Figur IV b, in Deutschland vertreten durch Talbürgeln (Sachsen-Weimar), ist der um zwei Apsiden vermehrte Typus III; IV c ist der ebenso vermehrte Typus IV a. Der von den Mönchen gewöhnlich benützte Eingang in die Kirche lag im südlichen Querschiff. In der Nähe dieses Portals stand in Kluni der Johannes dem Täufer geweihte Altar, der als der zuerst erreichte eine wichtige Rolle spielte. Es erhellt aus den räumlichen Verhältnissen ohne weiteres, daß es in stark belegten Klöstern bequemer war, diesen Altar etwas zurückzuschieben und in eine Apsidiole zu verlegen, für die unter Umständen eine leichte Streckung des Querflügels nötig wurde. Die Symmetrie erforderte dann die entsprechende Anlage am anderen Flügel.

Der nächste Schritt war die Durchbrechung der Scheidewand zwischen den Querschiffkapellen und dem Altarhaus. Von Kluni ist kurz nach der Mitte des 11. Jahrhunderts bezeugt, daß der Priester vom Hauptaltar sich durch eine eiserne Türe in die nördliche Kapelle zu begeben pflegte. Ich möchte vermuten, daß diese Türe erst nachträglich in die geschlossene Wand eingebrochen wurde, um eine bequemere Verbindung der Altäre herzustellen. Eine ähnliche schmale Unterbrechung der Mauer zeigen in der Normandie Cerisy-la-Forêt (Abb. 11) und St. Trinité in Caen.

Abb. 11. Cerisy-la-Forêt.

Aber schon ziemlich früh wurde die Scheidewand in Arkaden aufgelöst, so in dem oben erwähnten Münster in Bernay (Abb. 12). Die Kapellen

Abb. 12. Bernay.

werden dadurch architektonisch zu richtigen Abseiten des Chors, sie erscheinen als Fortsetzung der Seitenschiffe des Langhauses und der Plan der ganzen Kirche erhält so eine große Regelmäßigkeit und ein schönes Ebenmaß. Das dadurch entstehende Raumbild veranschaulicht gut das Allerheiligenmünster in Schaffhausen. In Burgund und in der Normandie herrscht die Doppelarkade; in Berry, der westlichen Nachbarlandschaft Burgunds, kommen auch 3—5 Arkaden vor, hier findet sich auch eine reiche Fortbildung des Typus IV b der Abb. 10 in Châteaumeillant (Abb. 13).

Abb. 13. Châteaumeillant.

Wilhelm von Hirsau wählte für seinen Neubau den Typus IVc mit Doppelarkaden, gab aber allen drei Schiffen des Chors gerad-

linigen Schluß. Der Hauptchor hat statt der Apsis ein breiteiliges Risalit, in ihm ließen sich die durch die Gottesdienstordnung geforderten tria altaria post principale altare sehr geschickt aufstellen. Man möchte in dem platten Schluß eine Nachahmung des alten Münsters von Kluni sehen; aber ich zweifle, ob mit Recht. Die Hypothese, daß die Chöre in Kluni geradlinig endigten, steht wenigstens für den Hauptchor auf sehr schwachen Füßen. In Burgund und in der Normandie sind zwar platt schließende Nebenchöre nicht selten, aber abgesehen von Kirchen niederen Rangs scheint es dort platte Hauptchöre nicht gegeben zu haben vor den zisterziensischen, deren knappe Form aus dem rücksichtslosen Streben dieses Ordens nach Zweckmäßigkeit und Einfachheit sich zur Genüge erklärt[44]). Die von Dehio[45]) und Bär[46]) angeführten deutschen Beispiele, aus denen ein plattes Chorhaupt in Kluni gefolgert wird, sind nicht beweisend; sie gehören vielmehr der einheimischen Kunstübung an. Im Westen Deutschlands finden sich in der spätottonischen und salischen Periode gerade Schlüsse an Bauten, bei denen eine Abhängigkeit von Kluni unmöglich oder unerweislich ist. Ich nenne Echternach, Konstanz, Limburg a. d. H. Die im Jahr 1016 abgebrannte Kirche in Echternach war schon bis Fensterhöhe wiederaufgebaut, ehe der Beförderer der kluniazensischen Reform, Poppo von Stablo, dort Einfluß gewann. Der platte Chorschluß des Doms von Konstanz reicht, wie die Krypta, sicher über den Beginn der kluniazensischen Propaganda zurück. Die Ansicht, daß Limburg stark burgundisch beeinflußt sei und sein platter Chor nach Kluni weise, ist unbegründet[47]); es ist ein deutsches Werk[48]).

Mag also in St. Peter in Hirsau vielleicht der platte Schluß der Nebenchöre, für die es eine deutsche Tradition noch nicht gab, eine Anleihe aus Burgund sein, der Gedanke den geradlinigen Schluß des Hauptchors ebendaher abzuleiten entbehrt einer sicheren Grundlage. Viel wahrscheinlicher ist mir eine Einwirkung der nahen Limburger Basilika auf Hirsau. Beziehungen zwischen Limburg und Hirsau sind oben in dem Abschnitt über die Aureliuskirche aufgezeigt worden. Sie bestanden auch weiterhin fort. In St. Peter ist es nicht bloß der gerade Schluß[49]) als

44) Treffend sagt Dehio a. a. O. S. 273: „Der typische Chor der Zisterzienserkirchen ist in der Tat nichts anderes als die Erneuerung des alten Kluniazenserchors in streng rationellem Sinn." Zu der Rationalisierung rechne ich auch den platten Schluß.

45) Kirchl. Baukunst I, S. 210.

46) Bär, Hirs. Bauschule, S. 5 ff.

47) Zeitschr. f. Gesch. d. Arch. VI, 145 ff., 146 Anm. 1.

48) W. Manchot, Kloster Limburg, S. 42 ff.

49) Auch Ed. Paulus weist im Inventar II, S. 56 auf die Ähnlichkeit der gerade abschließenden Chorpartie beider Kirchen hin.

solcher, was an Limburg erinnert, sondern mehr noch die Gliederung der Ostwand in ihrer unteren Hälfte. Die Art, wie die Wand durch Pilaster und Blendbögen in drei Nischen mit je einem Fenster zerlegt wird, ist beidemal ganz gleich. Während aber die Nischen in Limburg rein dekorative Bedeutung haben und an allen drei Chorwänden durchgeführt sind, dienen sie in Hirsau dem praktischen Zweck der Aufstellung jener drei hinteren Choraltäre. Die liturgische Vorschrift und die von Limburg schon fertig dargebotene architektonische Lösung haben zusammengewirkt, um aus der normalen Apsis ein Risalit zu machen.

Das Langhaus

ist doppelt so lang als breit, besteht also aus zwei Quadraten, während in St. Aurelius das Langhaus ein Quadrat bildet, in Sindelfingen das ganze Gebäude sich aus zwei Quadraten zusammensetzt. Das Langhaus von St. Peter hat also eine sehr gestreckte Form im Gegensatz zu dem stumpfen Aureliusmünster.

Die ganze Länge der Peterskirche (ohne Chorrisalit) ist sechsmal, die größte Breite dreimal so groß als die Seitenlänge des Vierungsquadrats (2 : 1).

Im Mittelschiff des Langhauses ist zum erstenmal in der Hirsauer Schule der quadratischen Einteilung die lichte Breite zugrunde gelegt und jenes eigentümliche Prinzip der Einbeziehung der Arkadenstärke, das wir in St. Aurelius und in St. Martin fanden, aufgegeben. Im Lichten gemessen sind die Quadrate der beiden letzteren Kirchen stark überdehnt, die von St. Peter sind rein. Damit lenkt die Hirsauer Schule in die breite Bahn der deutschen Architektur ein.

Das Mittelschiff enthält vier Vierungsquadrate. Das quadratische Netz der Ostteile ist im Langhaus ebenmäßig fortgesetzt. Der erste Abschnitt unmittelbar vor der Vierung diente als kleiner Chor[50]). Im Aufbau war dieser durch einen Bogen in der Gestalt der Vierungsbögen vom Körper des Langhauses abgesondert, im Grundriß aber in dessen quadratische Teilung eingerechnet als Hälfte des ersten Quadrats.

Auf jedes Mittelschiffquadrat entfallen zwei Achsen oder Arkaden; die Seitenschiffe von nicht ganz halber Breite haben also die doppelte Zahl von Quadraten[51]): das Langhaus ist nach dem sogenannten gebundenen System geteilt.

50) Über den „kleinen Chor" vgl. meine ausführlichen Darlegungen in Zeitschr. f. Gesch. d. Arch. IV, 1 ff.

51) Reine Quadrate entstehen in den Seitenschiffen nur dann, wenn deren lichte Breite genau die Hälfte der Mittelschiffbreite beträgt. Dieses exakte Verhältnis ist selten; für das Prinzip aber verschlagen die geringen Abweichungen nichts.

In der Geschichte dieses Systems, das keineswegs erst aus der konstruktiven Nötigung des Gewölbebaus, sondern schon in der flachgedeckten Basilika aus dem „bloßen Wohlgefallen an streng regelmäßigen Maßverhältnissen“ [52]) erwachsen ist, nimmt St. Peter eine bedeutsame Stelle ein. Die großen Münster des frühen Mittelalters kennen zwar schon die quadratische Teilung des Hauptschiffs, so St. Gallen und, wie es scheint, St. Alban in Mainz aus dem 9. Jahrhundert, St. Michael in Hildesheim, Hersfeld, Limburg a. d. H., St. Emmeram in Regensburg aus dem 11. Jahrhundert, die beiden letzteren mit 3²/₃ Quadraten, die ersteren mit 3 Quadraten. Aber in allen diesen Beispielen ist das Mittelschiffquadrat in 3 Achsen geteilt; die Folge ist, daß in den Seitenschiffen auf 1 Mittelschiffquadrat 3 querrechteckige Joche kommen. In St. Peter dagegen ist das Mittelschiffquadrat in nur 2 Achsen zerlegt und damit auch für die Seitenschiffe das Prinzip der quadratischen Teilung gewonnen. St. Peter ist meines Wissens die erste große Mönchskirche im gebundenen System.

Es bedarf kaum noch des Hinweises darauf, daß der ganze Grundriß von den einfachsten, durchsichtigsten Maßverhältnissen beherrscht ist. Die Proportionen des Aufbaus sind leider nicht mehr festzustellen.

Der Vorhof und die Westtürme.

Es entspricht dem kluniazensischen Muster, daß vor dem Langhaus ein Vorhof [53]) angelegt und an dessen Westende ein Turmpaar errichtet wurde. In der zweiten Häfte des 12. Jahrhunderts wurde der Hof von St. Peter zu einer basilikalen Vorkirche umgebaut; über seine ursprüngliche Gestalt haben aber die vorgenommenen Ausgrabungen einiges Licht verbreitet (s. Abb. 9). Die Umfassung der Nord- und Südseite ist in ihrem ganzen Verlauf als geschlossene Wand nachgewiesen. Sie ist nur 79 cm stark, um 30 cm schwächer als die Außenmauer des Münsterlanghauses und muß daher weniger hoch gewesen sein. Im Westen, kurz vor den Türmen, haben diese Hofwände eine pfeiler- oder antenartige Verstärkung, deren scharfe Ränder deutlich anzeigen, daß hier die Mauer zu Ende war [54]). Auf der Westseite kann eine geschlossene Wand nicht vorhanden gewesen sein. Das ergibt sich nicht nur aus der scharf abgesetzten Form der Anten, sondern auch aus dem Umstand, daß der noch erhaltene

52) Dehio, Kirchl. Baukunst I, S. 471.

53) In den kluniazensischen und hirsauischen Quellen Galilea, vestibulum, atrium, paradisus genannt.

54) Das Verbindungsstück zwischen den Anten und den Türmen gehört dem späteren Umbau an.

Nordwestturm, der sogenannte Eulenturm, seine einzige Türe auf der Ostseite hat. Die in der Verbindungslinie der beiden Anten aufgefundenen Fundamente müssen also einen durchbrochenen Westabschluß getragen haben, den man sich am Ende des 11. Jahrhunderts kaum anders denn als eine auf Pfeilern oder Säulen ruhende Bogenstellung denken kann. Zur Rekonstruktion des Innern reicht der Ausgrabungsbefund nicht hin.

Der Vorhof hat eine beträchtliche Ausdehnung, er mißt (mit der Umfassungsmauer) etwa 460 qm (gegen etwa 220 qm des Vorhofs in Limburg). Diese Größe ist bedingt durch seine Zweckbestimmung. Hier bewegten sich die stattlichen Prozessionen, die zum kluniazensischen Gottesdienst gehörten. Nach dem Ordo Farfensis sollte die Galiläa 65 Fuß lang sein. Es ist bemerkenswert, daß diese Vorschrift in Hirsau buchstäblich befolgt ist: die durch Nachgrabung festgestellte Länge des Hofs beträgt genau 65 Fuß.

„Zwei Türme sollen in der Front der Galiläa stehen", fährt die genannte Ordnung fort. Der Eulenturm ist noch vollständig erhalten, vom südwestlichen noch der Stumpf. Diese an die Stirn des Hofs vorgeschobenen, von der eigentlichen Kirche weit entfernten Türme sind streng zu unterscheiden von den inkorporierten Fronttürmen von Limburg und St. Aurelius (s. oben S. 72 ff.). Letztere sind deutschen Ursprungs, erstere aus dem Kreis von Kluni herübergenommen.

Aber auffallend ist in St. Peter die Art, wie diese Nummer des kluniazensischen Programms ausgeführt wurde. Die Türme standen nämlich, ehe die Vorkirche eingerichtet wurde, auf allen Seiten frei. Sie sind in der Weise an den Vorhof herangerückt, daß ein nur etwa 1 m breiter Streifen dazwischen freibleibt, eine Anordnung, die nicht den Eindruck einheitlicher künstlerischer Konzeption macht und die Annahme nahe legt, daß die Türme später als der Vorhof und nach einem veränderten Plan gebaut sind.

Der Vorhof darf als ein verhältnismäßig früh ausgeführtes Stück des ganzen Komplexes angesehen werden; denn er war unentbehrlich für die Veranstaltung der regelmäßigen Umzüge. Die Westtürme dagegen waren praktisch von geringerer Wichtigkeit. Sie hatten nicht etwa die Bestimmung, die im kluniazensischen Gottesdienst so viel gebrauchten Glocken zu tragen, dazu standen sie vom Chor viel zu weit ab, sondern es kam ihnen eine teils fortifikatorische, teils symbolische Aufgabe zu. Das Münster wurde im Mai 1091 geweiht. Aus der Weihe folgt nicht, daß das ganze Gebäude schon fertig war; nur die Osthälfte mußte gebrauchsfähig sein. Wenn Abt Wilhelm, der sich bereits in seinen Konstitutionen als senex paulo post moriturus bezeichnet hatte, schon zwei

Monate nach der Einweihung starb, so möchte man vermuten, daß die Weihe möglichst beschleunigt wurde. Im nächsten Jahr, 1092, war dann die Klausur soweit fertig gestellt, daß die Mönche das neue Kloster beziehen konnten[55]). Es wird aber noch längere Zeit daran weitergebaut worden sein. Das Mittelalter baute überhaupt langsam[56]). Das Ende des 11. Jahrhunderts aber war eine besonders unruhige, kriegdurchtobte Zeit, in der ein Kloster von so scharfer Parteistellung wie Hirsau allerhand Wechselfällen, die Bauunterbrechungen zur Folge haben konnten, ausgesetzt war. Darf der Bau des Vorhofs wegen seiner liturgischen Bedeutung nicht lange nach 1091 angesetzt werden, so wird man mit den Westtürmen erheblich weiter, vielleicht in das 12. Jahrhundert, heruntergehen haben.

Für die verhältnismäßig späte Datierung der Türme sprechen aber nicht bloß allgemeine Erwägungen, sondern auch bestimmte formale Anzeichen. So sind die von einer Mittelsäule getragenen Arkaden im Eulenturm stilistisch fortgeschritten gegen die Gruppenfenster des Kapitelsaals, die sich zwischen vierkantigen Pfosten nach dem Kreuzgang öffnen[57]). Und H. Christ[58]) macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Mauerwerk am Eulenturm schon die jüngere hirsauische Technik zeigt: während an St. Aurelius und auch noch an der Peterskirche der Unterschied kleiner, wenig sorgfältig geschnittener Wandquadern und großer, feingefügter Eckquadern auffällt, hat der Eulenturm bereits den regelmäßigen, schönen Großverband, zu dem nach Christ die Hirsauer Schule zwischen 1099 (Chor von Alpirsbach) und 1112 (Baubeginn von Paulinzelle) überging. Wenn nun auch aus der Mauertechnik genauere zeitliche Anhaltspunkte schwerlich gewonnen werden können, ehe die Untersuchung auf den Gesamtbestand oder wenigstens die Hauptmasse der Bauten der Schule ausgedehnt ist, so darf man doch soviel aus Christs Beobachtung folgern, daß die Türme relativ jung sind.

Daran möchte ich aber nicht zweifeln, daß in dem Bauplan des Gründers Westtürme vorgesehen waren. Denn Wilhelm wollte, das erkennt man schon an den Abmessungen, ein Großmünster kluniazensischer Ordnung schaffen und zu einem solchen gehörten die Eingangstürme. Allein

55) Claustrum et omnes paene claustri officinae sub eo (Gebhardo abbate 1092 – 1105) constructae sunt ... congregatio de S. Aurelio ad maius monasterium transmigravit anno MXCII. (Cod. Hirs. fol. 6 b.)

56) Handbuch IV, 891 vom Langhaus des Straßburger Münsters: „Der Neubau begann 1250; 1275 wurden die Gewölbe geschlossen. Es ist wohl die schnellste Bauführung, die wir aus dem Mittelalter kennen“

57) S in dieser Zeitschrift, N. F. XX (1911), S. 285 f.

58) Festschrift der K. Altertümersammlung in Stuttgart 1912, S. 100 Anm. 5.

in der geraumen Zeit, die verstrichen sein mag, bis die Bauführung das westliche Ende der umfangreichen Anlage erreichte, wechselten Äbte und Werkmeister und mit ihnen auch die Einzelheiten des Bauplans.

Am Eulenturm tritt, und zwar an den Zwischensäulen der Doppelfenster zum erstenmal[59]) eine Einzelform auf, die fortan zum eisernen Bestand des Formenvorrats der Schule gehört, der Eckzahn oder die Nase des Kapitells (Abb. 14). Die Bildung der Nase ist hier noch ganz einfach, wird sich aber innerhalb der Schule weiter entwickeln. Abgeleitet ist sie unverkennbar aus dem Kapitell von St. Aurelius dadurch, daß der um den Schild umlaufende Ring nicht mehr wagrecht abgesetzt, sondern nach unten abgeschrägt ist. Nun findet sich aber diese eigenartige Bildung schon in dem um mehrere Jahrzehnte älteren westlichen Teil der Krypta der Klosterkirche in Siegburg bei Köln. In den Kunstdenkmälern der Rheinprovinz V. Band, IV (Siegkreis) S. 234 sind die Säulen der Krypta so beschrieben: „Sie sind ganz einfach; steile, hohe attische Basen ohne Eckblätter, die Würfelkapitelle flach, oben an den Ecken mit kleinen Nasen versehen, ohne Deckplatte. Darauf setzen die einfachen, gratigen Gewölbe an, ein wenig zurückgesetzt von der äußeren Kante." Wir haben also in Siegburg die Nase bei sonst glattem Kapitell, in St. Aurelius den um den Kapitellschild laufenden Ring, am Eulenturm die Kombination beider Formen. Liegt hier ein Zufall oder ein wie auch immer beschaffener ursächlicher Zusammenhang vor? Ich wage nicht, hierauf eine Antwort zu geben, will aber doch nicht unterlassen, auf folgendes hinzuweisen: Das Kloster Siegburg wurde von Erzbischof Anno 1064 gegründet. Die Vita Annonis setzt die Weihe der Kirche

Abb. 14. St. Peter in Hirsau, Säule vom Eulenturm.

---

59) Leider wissen wir nicht, wie die Säulenköpfe im Innern des Münsters gebildet waren. Die Flachskulpturen auf ihren Schilden in einer Abbildung des 18. Jahrhunderts (Inventar II, S. 54) halte ich für Phantasie.

in das Jahr 1066. Die ersten Konventualen waren Stiftsherren aus Köln oder Mönche aus St. Maximin. Im Jahre 1070[60]) berief Anno Benediktiner aus Fruktuaria. Diese berühmte Abtei bei Turin ist eine Gründung des schon genannten Wilhelm von Volpiano, des Freundes des Majolus. Die „Gewohnheiten" von Fruktuaria sind mit denen von Kluni aufs nächste verwandt. Zwischen Siegburg und Hirsau bestand also die Beziehung, daß beide kluniazensische Reformklöster waren. Alte Abbildungen des später umgebauten Münsters in Siegburg zeigen sogar einen gerade geschlossenen Chor, und, wie es scheint, schmale Seitenkapellen, die in gleicher Flucht geradlinig endigen, also eine den Ostteilen von St. Peter sehr ähnliche Anlage[61]); doch ist es zweifelhaft, ob die Abbildungen den Bestand der annonischen Periode wiedergeben.

Die Osttürme.

Ein zweites Turmpaar sollte in dem Winkel zwischen Langhaus und Querschiff über dem letzten Joch der Abseiten des Langhauses sich erheben. Es ist in den noch vorhandenen Fundamenten angelegt, wurde aber während des Baus aufgegeben. Dehio bespricht diese Osttürme der hirsauischen Schule in der „Kirchl. Baukunst" I S. 577 f. und an mehreren Stellen des „Handbuchs der deutschen Kunstdenkmäler"; ich habe in der Zeitschrift für Geschichte der Architektur IV S. 6 ff. eingehend über sie gehandelt und als weiteren Beweis dafür, daß sie in St. Peter beabsichtigt waren, die Verstärkung der Seitenschiffmauern angeführt[62]). Aber P. Weizsäcker (in den Blättern für württ. Kirchengeschichte. N. F. XV [1911] S. 190) bestreitet für St. Peter ein östliches Turmpaar; ich muß daher auf die Frage zurückkommen.

Die Gründe für die Annahme dieser Türme sind folgende:

1. In mehreren thüringischen Kirchen hirsauischen Stils sind sie tatsächlich vorhanden. Da diese Turmstellung dem thüringischen Brauch zuwiderläuft und weder sonst in Deutschland noch überhaupt im ganzen Gebiet der romanischen Bauweise vorkommt, so weist sie auf den Ursprungsort Hirsau zurück.

2. Im Langhaus von St. Peter sind die beiden letzten Säulen vor der Vierung durch tragfähigere Stützen, Pfeiler in der Art der Vierungspfeiler, ersetzt. Über sie war ein Schwibbogen von der Form der Vie-

60) Nach anderer Überlieferung schon 1066.

61) Bär a. a. O. S. 17.

62) Nachträglich sehe ich, daß schon Bär, Hirs. Bauschule, S. 32, auf diesen wichtigen Punkt hinweist.

rungsbögen gespannt, wie eine Abbildung[63]) aus der Zeit, da die Ruine noch besser erhalten war, zeigt.

3. Die noch in mehreren Schichten erhaltenen Außenmauern des Langhauses von St. Peter sind am Ostende, und zwar von den genannten zwei Pfeilern ab bis zur Ecke, von 1,10 auf 1,50 m verstärkt (s. Abb. 9). Dieser Teil der Mauer war also mehr beansprucht.

4. Bei sonst flacher Decke kommt in der Hirsauer Bauschule über dem letzten Joch des Mittelschiffs vor der Vierung ein Tonnengewölbe vor. Über die konstruktive Bedeutung dieses Gewölbes belehrt uns der dem Petersmünster zeitlich am nächsten stehende, im Grundriß aber einfachere Bau der Hirsauer Schule, die Klosterkirche in Reichenbach a. d. Murg[64]). Die Tonne ist hier zwischen zwei Seitentürme eingespannt, bestimmt, beide gegeneinander abzustützen und zu verfestigen.

Hienach sind die Reste von St. Peter so zu deuten und zu ergänzen: die Verstärkungen der Langhausmauern hatten den Zweck, für die Außenseite der Türme ein sicheres Fundament abzugeben, die Pfeiler (an Stelle der Säulen) hatten die inneren Turmecken und den zur Verspannung dieser Turmecken dienenden Schwibbogen zu tragen. Zu weiterer Sicherung der Türme wird aber noch ein Tonnengewölbe in der ganzen Breite der einander zugekehrten Turmseiten geplant gewesen sein.

Der von den zwei Pfeilern getragene Schwibbogen vor der Vierung erfüllte neben der Abstützung der Türme noch die weitere Aufgabe, den kleinen Chor vom Langhaus abzutrennen und die hier verlaufende liturgische Grenzlinie zu betonen, durch welche die den Mönchen vorbehaltene östliche Kirchenhälfte von dem auch den Laien zugänglichen westlichen Teil des Gotteshauses geschieden wurde. Weizsäcker schreibt den Pfeilern samt dem Bogen nur diesen letzteren Zweck zu und hält sie durch ihn für vollkommen gerechtfertigt. Er kann sich darauf berufen, daß in mehreren Bauten der Hirsauer Schule die Pfeiler teils mit, teils ohne Bogen vorkommen, ohne daß Seitentürme vorhanden sind. Dehio nimmt an, daß auch in diesen Fällen die erste Absicht auf Türme gegangen sei, die nur nicht zur Ausführung kamen. Mir sind es der Beispiele zu viele; ich möchte eher glauben, daß diese Bauglieder bald konventionell geworden sind, so schon in Kleinkomburg und Alpirsbach. Ursprünglich aber, in

63) Wiedergegeben im Inventar II, S. 54.

64) Weizsäcker hält die Heranziehung von Reichenbach zur Rekonstruktion von St. Peter in Hirsau nicht für zulässig, weil Reichenbach keinen Vierungsturm hat. Aber auch St. Peter sollte nach dem ersten Plan keinen Vierungsturm bekommen. Dieser wurde nach meiner Ansicht erst errichtet, als die Seitentürme aufgegeben waren; auch die thüringischen Kirchen haben nicht noch einen Vierungsturm neben dem seitlichen Turmpaar.

dem Schöpfungsbau, d. h. in St. Peter, müssen sie einen vollen Sinn gehabt haben, der mit der Markierung der Grenze zwischen Mönchen und Laien keineswegs erschöpft ist. Die Grenzbezeichnung war nur ein Nebeneffekt, erfunden sind Pfeiler und Bogen nicht zu diesem liturgischen, sondern zu einem eigentlich tektonischen, in den statischen Verhältnissen des Bauwerks begründeten Zweck. Welches dieser Zweck war, sagen uns die Türme in Thüringen.

Jeden Zweifel scheint mir vollends die genannte Verstärkung der Seitenschiffmauern auszuschließen. Sie ist nur aus der Planung eines Turmpaars befriedigend zu erklären, während die liturgische Deutung hier versagt. Weizsäcker weist auf den Seitendruck des westlich vor der Vierung angebrachten Tonnengewölbes hin; aber einmal ist in einer Flachdeckbasilika dieses Gewölbe unverständlich, wenn es nicht eine konstruktive Aufgabe — die Verstrebung der Türme — zu erfüllen hatte, und dann: wie sollte der Schub der Tonne abgefangen werden, wenn keine Türme da waren? die Verstärkung der Seitenschiffmauern war ja gegen den Druck der Tonne im Mittelschiff ohne jede Wirkung.

Es muß also dabei verbleiben, daß der Baumeister, der die Grundmauer von St. Peter legte, die Absicht hatte, Seitentürme zu errichten. Dagegen ist meine frühere Herleitung derselben aus Burgund, wie ich jetzt glaube, nicht haltbar. Die Frage nach ihrem Ursprung muß deshalb aufgeworfen werden, weil Türme dieser Stellung außerhalb des Hirsauer Kreises nirgends in Deutschland vorkommen. Zu der Ansicht, das Vorbild für sie sei, wenn auch nicht in Kluni selbst, für dessen Münster ich einen Vierungsturm nachgewiesen habe, so doch in dem Stammland des Ordens zu suchen, wurde ich geführt durch die Behauptung von Viollet-le-Duc im Dict. rais. I S. 168: „les clochers étaient [im 10. Jahrhundert] presque toujours placés sur les dernières travées des collatéraux" und durch die Stelle in Dehios kirchl. Baukunst I S. 593, wo die Rede ist von „dem nördlich der Loire sehr verbreiteten Typ, der den Zentralturm wegläßt und die Chortürme, indem sie über dem letzten Joch der Seitenschiffe ihren Platz erhalten, näher zusammenrückt. Beispiele für das letztere: St. Germain in Paris, Morienval, Vézelay (eingestürzt)". Da unter den Beispielen auch Vézelay angeführt wird, glaubte ich, diese Anordnung der Türme, die mir mit der hirsauischen sich zu decken schien, sei auch in Burgund vertreten. Allein de Lasteyrie erwähnt bei der Aufzählung der romanischen Turmstellungen im heutigen Frankreich ein Turmpaar im Winkel zwischen Lang- und Querhaus nicht, und die von Dehio genannten Beispiele haben, soweit ich sie nachprüfen konnte, das Turmpaar nicht westlich, sondern östlich vom Querschiff. Es gibt also

offenbar auch in Burgund und überhaupt in Frankreich kein Beispiel für die hirsauische Turmstellung. Sie bleibt etwas ganz Einzigartiges. Von ihrer künstlerischen Wirkung gibt am ehesten eine Vorstellung die Liebfrauenkirche in Halberstadt[65]), aber doch nur unvollkommen, denn das westliche und das östliche Turmpaar sind hier einander viel näher gerückt, als in der auseinandergezogenen Anlage von St. Peter in Hirsau.

Mit St. Aurelius und St. Peter hatte Hirsau zwei Formen von Klosterkirchen geschaffen, die für die weiteren Bauten der Schule maßgebend blieben. St. Aurelius wird das Muster des hirsauischen Münsters zweiten Rangs, St. Peter das der großen Abteikirche. Im folgenden soll noch je ein Abkömmling der beiden Stammformen besprochen werden, Kleinkomburg und Alpirsbach.

St. Ägidius oder St. Jlgen in Kleinkomburg[66]).

Die Zugehörigkeit der Kleinkomburger Kirche zum Kreis der Werke der Hirsauer ist längst erkannt, aber ihre allernächste bauliche Verwandtschaft gerade mit St. Aurelius wurde, soviel ich sehe, noch nirgends hervorgehoben und nachgewiesen. Die Gleichheit hat ihren Grund wohl hauptsächlich darin, daß St. Jlgen nicht, wie eine schlecht beglaubigte und durch die Inneneinrichtung des Baues selbst widerlegte Überlieferung will, als Nonnenkirche, sondern nach dem Vorbild von Kluni als Nebenmünster der Abtei Großkomburg[67]) erstellt wurde und darum zu der Hauptkirche in demselben liturgischen Verhältnis stand, wie St. Aurelius zu St. Peter in Hirsau, seit der großartige Neubau Wilhelms die ältere Kirche in die zweite Linie gerückt hatte[68]).

Von den drei wichtigeren Stücken, in denen St. Jlgen von St. Aurelius sich unterscheidet, ist nur eines rein architektonischer Art, die Flachdecke der Seitenschiffe. Die beiden anderen sind bedingt teils durch den Rang des Münsters teils durch ein liturgisches Bedürfnis und sind von dem Bauherrn dem Künstler diktiert: als Nebenkirche hatte St. Jlgen keinen Anspruch auf ein westliches Turmpaar[69]), andererseits war, weil die

---

65) Abgebildet z. B. in „Kunstgeschichte in Bildern" II, 22, 2.

66) Vgl. die gründliche und sachkundige Beschreibung des Baus im Inventar, Jagstkreis I, 635 ff., von E. Gradmann.

67) Klein- und Großkomburg liegen nur wenige Minuten auseinander.

68) Auf diese Stellung von Kleinkomburg neben dem Hauptmünster weist Gradmann treffend hin (Festschrift der K. Altertümersammlung in Stuttgart 1912, S. 89).

69) Unentbehrlich dagegen war ein Turm oder Dachreiter für die Osthälfte, er erhob sich über der Vierung wie in St. Aurelius, vgl. Inventar S. 636 und Zeitschr. f. Gesch. d. Arch. IV, S. 5.

Hirsauer inzwischen die gottesdienstlichen Gebräuche der Kluniazenser angenommen hatten, zwischen Querschiff und Langhaus der „kleine Chor" einzuschieben. Die übrigen Abweichungen sind nur leise Verbesserungen und Verfeinerungen der Vorlage. Wie die Kirche in Alpirsbach und das Allerheiligenmünster in Schaffhausen für den Verlust von St. Peter in Hirsau, so bietet Kleinkomburg Ersatz für St. Aurelius. (Die Innenansicht gibt Tafel 62 der „Kunstwanderungen in Württemberg".)

In der Anlage (s. Abbildung 15) hat St. Jlgen mit St. Aurelius (s. Abb. 1) gemein die Kreuzform, die Zahl und Lage der Apsiden, das

Abb. 15. Kleinkomburg.

Fehlen der Nebenchöre am Ostarm[70]), den quadratischen Schematismus der Ostteile und die oben bei St. Aurelius und bei St. Martin in Sindelfingen besprochene Eigentümlichkeit, daß der Quadrateinteilung des Langhausmittelschiffs nicht dessen lichte Breite, sondern die Breite einschließlich der Arkadenwände zugrunde gelegt ist[71]); zieht man nämlich den „kleinen Chor", dessen Westgrenze durch die beiden Pfeiler an Stelle der Säulen bezeichnet ist, vom Langhaus ab, so bildet der Rest ein Quadrat und das Mittelschiff setzt sich aus zwei Quadraten zusammen genau wie in St. Aurelius.

Das Grundmaß ist in beiden Kirchen die Seitenlänge des Vierungsquadrats. Diese ist fast identisch: in St. Aurelius 5,76 m, in St. Jlgen 5,60 m. Infolgedessen sind auch die übrigen Maße des Grundrisses annähernd gleich. (Nur ist zu berücksichtigen, daß St. Aurelius keinen „kleinen Chor", St. Jlgen keine Westtürme hat.)

Die Ähnlichkeit setzt sich fort im Aufbau. Auch St. Jlgen hat die niedrigen und breiten Proportionen, den gedrungenen Wuchs von St. Aurelius. Das kühne Streben zur Höhe und die hochschlanke Bildung der Stützen, hirsauische Neuerungen, die schon vor der Erbauung von Kleinkomburg an der Stiftskirche in Sindelfingen auftreten und seither zu den künstlerischen Prinzipien der Schule gehören, fehlen in St. Jlgen: so eng ist der Anschluß an St. Aurelius.

Freilich eine kleine Steigerung der Höhenmaße seines Musters hat sich der Erbauer von Kleinkomburg doch erlaubt; er konnte sich auch freier bewegen, da er nicht mit dem Schub von Seitenschiffgewölben rechnen mußte. Das Mittelschiff erreicht bei einer Breite von 5,60 m eine Höhe von 10,50 m = 1 : 1,87. Die Säulen, die in St. Aurelius bei einer Achsenweite von 3,82 m nur 3,61 m hoch sind, finden wir hier um 30 cm erhöht und der Achsenweite von 3,92 m gleich gemacht, so daß ein quadratisches Verhältnis entsteht. Die Vermehrung der Säulenhöhe entfällt auf den Schaft, wodurch die Proportionen der einzelnen Teile der Säule erheblich verbessert werden. Der Schaft ist stärker verjüngt als in Hirsau. Die Kapitelle, deren Durchmesser unverändert bleibt, laden darum weiter aus und sind noch gewaltig schwer; ihr Schildring trägt aber schon die charakteristischen Nasen.

---

70) Liturgisch beachtenswert ist, daß zwar auf die Nebenchöre, nicht auf den „kleinen Chor" Verzicht geleistet ist.

71) Wenn Gradmann im Inventar (S. 640) sagt, daß die Arkaden auf die Grundquadrate keine Rücksicht nehmen, so ist das nur richtig, wenn man von der lichten Mittelschiffbreite ausgeht.

Zu den im Inventar herausgehobenen Proportionen füge ich noch hinzu: Lang- und Querhaus haben dieselbe Länge [72]), die Scheitelhöhe der Arkaden ist gleich der lichten Mittelschiffbreite und gleich der halben Mittelschiffhöhe. Über dem Gurtgesims erhebt sich ein Lichtgaden, dessen Höhe genau gleich der Säulenhöhe ist. Die Vierungsbögen sind doppelt so hoch als weit.

Wo man den Zirkel ansetzt, stößt man auf die einfach klaren Verhältnisse, die der reifen hirsauischen Kunst eigen sind. Auf ihnen beruht der tiefe, harmonische Eindruck, den das schlichte Werk hinterläßt. Gewonnen sind sie durch geringe, mit zarter, aber sicherer Hand getroffene Änderungen der Maße des Urbilds [73]).

Alpirsbach.

Gründung des Klosters 1095. Erste Weihe 1099.

Die Kirche ist ein sehr stattliches Werk, imposant durch Größe und Höhe. Äußere Länge (ohne Vorhalle) 57 m (= 200 Fuß); dagegen St. Peter in Hirsau 71½, St. Aurelius 40, Kleinkomburg 36½. Innere Länge des Querschiffs 31 m, dagegen St. Peter 34,30, St. Aurelius 19,20, Kleinkomburg 18,90 m. Mittelschiffhöhe 19,15 m, Sindelfingen 12,60, Kleinkomburg 10,50 m.

Der Bau (Abb. 16) weist unverkennbar auf St. Peter in Hirsau zurück. Er teilt mit dem Vorbild die Großräumigkeit, die dreischiffige Anlage des Ostarms und besonders die Gliederung des Langhauses. Die letztere ist unmittelbar aus dem Vierungsquadrat abgeleitet und mit strenger Folgerichtigkeit durchgeführt. In Alpirsbach ist es, wie in St. Peter, die lichte Mittelschiffbreite, von der die quadratische Teilung und die Wahl des Platzes der Stützen ausgeht. Daher stehen die Säulen verhältnismäßig enger als in St. Aurelius, Kleinkomburg, Sindelfingen und vollends Neckartailfingen (vgl. Abb. 18 mit Abb. 5). Das Langhaus von Alpirsbach kann als klassisches Beispiel des gebundenen Systems gelten. Das Mittelschiff ist mit 8,87 m Breite genau doppelt so breit als die Seitenschiffe mit 4,47. Die Abstände der Säulenmitten sind mit 4,42 m gleich der halben Breite des Mittelschiffs und gleich der ganzen Breite der Seitenschiffe. In der Exaktheit sowohl der Groß- als auch

72) Gelegenheit zu dieser Streckung des in St. Aurelius allzu stumpfen Langhauses bot die Einrichtung des „kleinen Chors".

73) Gewisse Einzelformen erinnern an den Dom in Würzburg (s. Inventar S. 642); der Würzburger Einfluß erstreckt sich aber nur auf das Kleid, nicht auf den Körper des Baues.

Abb. 16. Alpirsbach.

der Kleinquadrate ist das Langhaus von Alpirsbach sogar seinem Muster Hirsau überlegen.

Alpirsbach ist aber keineswegs etwa nur eine verkleinerte Kopie von S. Peter, sondern eine eigenartige Um- und Weiterbildung des Typus. Eine Reduktion desselben bedeutet der Ausfall des westlichen Turmpaares[74]) und der Apsiden an den Querhausflügeln (trotz deren nicht unbeträchtlicher Streckung über das Grundmaß der Vierung hinaus) und die Verkürzung des Langhauses von 8 auf 7 Achsen. Die hirsauischen Großmünster haben teils 8, teils 7 Achsen[75]); zu jener Klasse gehören z. B. Schaffhausen, Paulinzelle, Heilsbronn, zu dieser z. B. Zwiefalten, Prüfening, Breitenau. Bei ersteren besteht das Mittelschiff aus 4 Quadraten, in die der „kleine Chor" einbezogen ist, bei letzteren aus 3 Quadraten, zu denen der „kleine Chor" als halbes Quadrat hinzukommt. In dem kürzeren, siebenachsigen Schema läuft die Grenze zwischen Laien und Mönchen genau durch die Mitte der Gesamtlänge der Kirche: das Laienhaus im Westen, ein reiner Säulenbau, hat die Länge von 3 Quadraten; die Osthälfte, das Haus der Mönche, in dem der Pfeiler herrscht, hat mit den 2 Vollquadraten der Vierung und des Altarhauses und mit

74) Wie in Schaffhausen. (Kleinkomburg als Nebenkirche kommt zur Vergleichung nicht in Betracht.)

75) Petersberg bei Erfurt mit 10 Achsen ist Ausnahme.

den 2 Halbquadraten des kleinen Chors und der Hauptapsis dieselbe Erstreckung. In Alpirsbach ist durch überquadratische Bildung der Querflügel dem Querhaus dieselbe Länge gegeben wie dem Langhaus, ein für die Ansicht von außen sehr gut wirkendes Verhältnis.

Der Reduktion stehen als Erweiterungen der Vorlage gegenüber die 3 Chorapsiden und die beiden Emporen, eine im Osten über dem nördlichen Nebenchor und eine im Westen über dem Paradies (s. Abb. 18). Mit dem nüchternen platten Ostschluß vermochte sich der Meister von Alpirsbach nicht zu befreunden, er zieht die reichere Ausgestaltung des Chorhauptes vor. Originell ist die Art, wie er durch den Einbau gewölbter Nischen in die mittlere Apsis die vorschriftsmäßigen 3 Altarstätten hinter dem Hauptaltar beschafft. Die Turmstellung über dem östlichen Joch der Nebenchöre, die in Hirsau keinen Vorgang hat, ist wohl auf den Einfluß der landesüblichen Bauweise zurückzuführen (S. 74). (Übrigens hat die spätere Schließung der Öffnungen des Turmerdgeschosses [76]) und die Beseitigung der nördlichen Apsis die kluniazensische Anlage dieser Partie verdunkelt.) Man hat gezweifelt, ob der Turm von Anfang an hier geplant war oder erst später in den Bau aufgenommen wurde [77]). Ich möchte die unteren Stockwerke des Turms jedenfalls nicht für jünger halten als den Chor. Denn die östliche Empore, die wegen ihrer altertümlich einfachen Formen als einer der frühesten Bestandteile des Baus wird gelten müssen, setzt den Turm, der den Zugang zu ihr vermittelt, voraus. Eine östliche Empore gerade an dieser Stelle ist meines Wissens ohne Beispiel; ihre Bestimmung ist unbekannt [78]). Eine westliche Empore fehlte der Peterskirche in Hirsau vor dem Umbau des Vorhofs, ist aber nicht nur in der Frühromanik allgemein verbreitet (vgl. Aachen, Wimpfen, Limburg a. d. H.), sondern auch im kluniazensischen und hirsauischen Kreis seit dem 12. Jahrhundert üblich; damals erhielten ja auch die beiden Münster in Hirsau selbst solche Oberräume.

Den östlichen Teilen der Kirche gegenüber zeigt das Langhaus weichere und reichere, offenbar etwas jüngere Einzelformen. „Dort schwerfällige, aus dem Rechteck entwickelte Gliederungen, hier zierlichere Bildungen; anstatt Platte und Schmiege Rundstab und Kehle; Ersatz des Rechteckpfostens in den gekuppelten Maueröffnungen durch die Säule“, Christ, Festschrift

76) Inventar, Schwarzwaldkreis S. 213: Der linke Ostturm wurde unten in seinen Rundbogen vermauert; doch sieht man noch Teile der Bogensteine im jetzigen Mauerwerk.

77) Keppler, Kirchl. Kunstdenkmäler.

78) Man wird an eine Loge für bevorzugte Besucher des klösterlichen Gottesdienstes denken.

S. 102. Die Säulenköpfe sind denen am Eulenturm und in Kleinkomburg um einen Schritt voraus; das obere Stück des Würfels ladet etwas aus und ist gegen den unteren Teil scharf abgesetzt, so daß die Form einer Deckplatte entsteht (s. Abb. 17 verglichen mit Abb. 14). An einer Arkadensäule und an den Zwischensäulen der Westempore sind die Ringe und Nasen schon verdoppelt. Die Basen haben bereits Ecksporen, die in Hirsau und Kleinkomburg noch fehlen. Das Tympanon des Westportals möchte Christ aus stilistischen Gründen lieber in die Mitte als an den Anfang des 12. Jahrhunderts setzen. Daß wir jedoch in der Datierung nicht zu weit herabgehen dürfen, lehrt eine Vergleichung mit Paulinzelle, das sich durch noch größere Höhe und noch mehr verfeinerte Detaillierung der Kapitelle deutlich als jünger zu erkennen gibt. Paulinzelle aber, begonnen 1112, war bei der Weihe im Jahr 1132 „zum mindesten weit vorgeschritten“ (Dehio im Handbuch).

Abb. 17. Alpirsbach, Langhaussäule.

Wenn sich hiernach die Bauführung über einige Jahrzehnte erstreckte, was übrigens für die damalige Zeit gar nichts Auffälliges hat, so vollzog sie sich doch ohne wesentliche Änderung des Plans; das Langhaus schließt sich ohne Bruch an die Ostteile an [79]).

Der stärkste Faktor in der Gesamterscheinung des Alpirsbacher Münsters ist die außerordentliche Höhe. Gewaltig reckt sich der Bau über seine Umgebung empor [80]). Im Innern (Abb. 18) liegt die Balken-

79) Dehio folgert zwar im „Handbuch“ aus den beiden Pfeilern westlich von der Vierung, daß die ursprüngliche Absicht auf ein Turmpaar im Winkel zwischen Quer- und Langhaus gegangen sei und ein veränderter Entschluß ihm den Platz am Ostende der Nebenchöre gegeben habe. Ich habe mich oben S. 106 über diese Pfeiler ausgesprochen und Alpirsbach zu den Fällen gerechnet, in denen sie ihrer ursprünglichen struktiven Bedeutung schon entkleidet und nur konventionell und zugleich zur Markierung der Grenze des „kleinen Chors“ beibehalten waren. Hier in Alpirsbach sind diese Pfeiler, die sich nach allen Merkmalen von den übrigen Langhausstützen zeitlich nicht trennen lassen, sicher nicht älter, sondern höchst wahrscheinlich um einiges jünger als der vorhandene Turm, während die Annahme Dehios das entgegengesetzte Altersverhältnis voraussetzt.

80) S. Tafel 2 der „Kunstwanderungen in Württemberg“.

Abb. 18. Alpirsbach, Längenschnitt.

decke 19,15 m über dem Fußboden. Schon der Chor hat diese Erhebung, die hinter der des viel längeren und breiteren Münsters in Limburg a. d. H. nur um einen Meter zurückbleibt. Die Mittelschiffbreite verhält sich zur Höhe wie 1 : 2,16 (vgl. oben S. 86). Die Höhe geht über das Mittellot des gleichseitigen Dreiecks hinaus und kommt der lichten Breite der ganzen Kirche auf einen halben Meter nahe.

Die Maße der einzelnen Glieder, aus denen die Höhe sich zusammensetzt, beruhen — echt hirsauisch — auf einfachen Zahlenverhältnissen. Die Säulenhöhe (6,19 m) beträgt ein Drittel der ganzen Mittelschiffhöhe und ein Fünftel der Länge des Langhauses (30,34 m). Die Höhe vom Fußboden bis zum Arkadengesims (8,80 m) ist sowohl gleich der Mittelschiffbreite als auch gleich der Höhe des Lichtgadens. Zwischen dem Arkadengeschoß und dem Lichtgaden liegt eine zickzackgestreifte Zone. Die Höhe dieser Zone ist gleich der Höhe der Brüstung der Westempore. Die Gesamthöhe ist also gleich der doppelten Mittelschiffbreite plus dieser Brüstungshöhe. Die Westempore spielt demnach bei der Bemessung der Höhen eine bedeutsame Rolle. Da nun schon der Chor die Höhe des Langhauses hat, ist wohl die Westempore, obwohl sie zuletzt ausgeführt (und nicht einmal fertig geworden) ist, doch als ein altes Stück des Bauplans anzusehen.

Der über dem oberen Sims des Zickzackfrieses sich erhebende Lichtgaden wiederholt, wie schon gesagt, noch einmal das Grundmaß von 8,80 m. Damit gibt der Baumeister seinem Werk eine relative Höhe, die damals wohl noch nicht ihresgleichen in Deutschland hatte; aber er erhöhte damit zugleich — nicht zum Vorteil des Raumbildes — die undurchbrochene Wandfläche zwischen den Arkaden und den Oberlichtern. Die außerordentliche Streckung der Oberfenster (auf $3^1/_2$ m lichter Höhe), die tiefer als sonst herabgreifen, und die Belebung des Mittelstücks der toten Fläche durch den Fries können die ungünstige Wirkung zwar mildern, aber nicht beseitigen. Die edle Harmonie der Proportionen, die in Sindelfingen erreicht ist, wird in Alpirsbach durch Übertreibung der Höhe gestört. Hievon abgesehen, ist das Alpirsbacher Münster eine Hervorbringung von erhebender Schönheit und stolzer Kraft, wohl würdig der begeisterten Worte, die Eduard Paulus (im Inventar S. 213) ihm widmet.

Nachrufe.

Albrecht List.

Der Krieg nimmt uns hart mit, nicht nur durch die Zahl der Opfer, die wir zu bringen haben, sondern auch dadurch, daß er uns unverhältnismäßig viele gerade der Besten raubt. Und kein deutsches Land ist schwerer betroffen als Württemberg! Zu den Besten, die wir verloren haben, gehört Albrecht List, der am 22. oder 23. August 1914 in der Gegend von Longuyon gefallen ist, einen Tag, nachdem sein jüngerer Bruder ihm im Heldentode vorangegangen war. Mit List, in dem der Verfasser dieser Zeilen einen besonders hervorragenden Schüler und ein gut Teil seiner beruflichen Lebenshoffnung einbüßt, hat unsere ganze Wissenschaft sehr viel verloren, besonders auch die Württembergische Kommission für Landesgeschichte, die ihm, dem 23jährigen, die Bearbeitung der Festgabe zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Königs (1916) anvertraut hatte.

Der Verewigte war am 17. August 1890 zu Biberach bei Heilbronn als Sohn des jetzt in Göttingen bei Ulm wirkenden Pfarrers List geboren. Mütterlicherseits ist er ein Enkel des gedankenreichen, zu wenig bekannten Philosophen Planck gewesen. Auf den niederen Seminaren Schöntal und Urach vorgebildet, bezog er, zunächst als Theolog, das Stift. Schon nach einem Semester aber folgte er dem Drang eines ausgeprägten Interesses und Talents und wandte sich der Geschichte, und zwar ganz vorwiegend der neueren Geschichte, zu. Schon nach sechssemestrigem Studium erwarb er den Doktorgrad mit der sehr selten gewährten höchsten Note summa cum laude. Unmittelbar darauf wurde er von der Kommission für Landesgeschichte mit der Herausgabe der politischen Korrespondenz des ersten Königs, Friedrich, betraut. In überraschend schnellem Tempo hatte er diese große Aufgabe gefördert, und zwar bis nahe an den Abschluß des ersten Bandes, als ihn der Weltkrieg in Schlacht und Tod abrief.

List war ein Mann von ausgeprägter, etwas eckiger Eigenart. Auch äußerlich! Über einem gedrungenen Körper erhob sich ein großer Kopf mit scharf geschnittenem, überaus klugem Gesicht. Schon die äußere Erscheinung erweckte den Eindruck eines Menschen von geschlossenem, vielleicht sogar etwas einseitigem Charakter. Die geistigen Interessen, und die politischen von der geistigen Seite gesehen, bedeuteten für ihn

schlechthin alles. Ich weiß nicht, ob er sich unter einem Begriff, wie Lebensgenuß, irgend etwas hätte denken können, das auf ihn Bezug haben könnte. Er verfügte, neben einem außergewöhnlichen Gedächtnis, über eine seltene Arbeitskraft und -freude. Auch auf die kurzen Spaziergänge, die er sich in seiner Studienzeit gönnte, begleiteten ihn, in die Platanenallee etwa, seine Bücher. An seiner hohen Begabung fiel, wie bei manchem unserer Landsleute, zunächst das konstruktive Element auf — vielleicht ein Erbteil seines Großvaters Planck, dessen Werke ihm übrigens merkwürdigerweise unbekannt geblieben waren. Zeugnis von dieser Seite seiner Begabung — aber nicht nur von dieser, sondern z. B. auch von einem Reichtum an wissenschaftlichen Ideen — legte seine Inauguraldissertation ab, die den „Kampf ums gute alte Recht nach der ideen- und parteigeschichtlichen Seite" behandelte. Er hat in ihr durch Bewältigung großer Stoffmassen, durch ihre geistige Durchbringung und Gruppierung nach neuen Gesichtspunkten in mancherlei Hinsicht Endgültiges geleistet, überall aber — wie der Fortgang der Forschung auf diesen Gebieten schon heute beweist und auch weiterhin beweisen wird — in hohem Grade anregend gewirkt.

Bei der Arbeit an der großen Publikation, die ihm anvertraut worden war, hatte List andere Seiten seiner Begabung zu zeigen. Er war auch zu äußerster Akribie in der scheinbar unfruchtbaren Kleinarbeit des Editors befähigt. Der Unterzeichnete hat manchen Brief über derartige Dinge von List erhalten und manche Viertelstunde mit ihm darüber gesprochen. List war vielleicht, wie so viele Herausgeber in den Anfängen ihrer Tätigkeit, geneigt, etwas zuviel zu publizieren; aber unverkennbar war von vornherein sein Unterscheidungsvermögen zwischen dem Wichtigen und dem Unwichtigen. Den stärksten Eindruck hatte ich immer von der sittlichen Lauterkeit und Energie, mit der er an der Arbeit war. Immer wieder fragte er, ob er nicht verpflichtet sei, seine ganze (riesige) Arbeitskraft in den Dienst der ihm von der Kommission gesetzten Aufgabe zu stellen. Nur mit Mühe brachte ich ihn, der seine Arbeit so überaus schnell förderte, nach langer Zeit hiervon ab, indem ich ihn davor warnte, in diesen frischesten Jugendjahren einseitig zu werden, was manchem begabten jungen Fachgenossen verhängnisvoll geworden ist und so schwere Verluste für unsere Wissenschaft herbeigeführt hat.

Albrecht List war sich seines Wertes wohl bewußt, jedoch frei von jeder Spur von innerer oder äußerer Überhebung. Wir beklagen in ihm einen der hoffnungsvollsten der jungen deutschen Historiker. Ein derartiger Verlust in der Frühblüte könnte uns völlig trostlos erscheinen, wenn wir nicht wüßten, daß der Edelste gerade gut genug ist, für Deutsch-

land zu fallen; wenn wir nicht fühlten, daß, wer heute für Deutschland stirbt, sein Dasein und das, was von ihm zu hoffen war, für die höchsten Güter der Menschheit dahingegeben hat.

Wer List kannte, ist gewiß, daß er das Opfer seines Lebens mit freudigem Ernst gebracht hat. Adalbert Wahl.

Hanns Stäbler.

Nachruf gesprochen am 4. Dezember 1914 in der Historischen Gesellschaft zu Berlin von Adolf Hofmeister.

Hanns Stäbler wurde am 21. September 1888 in Stuttgart-Degerloch als Ältester von mehreren Geschwistern geboren. Er erhielt den ersten Unterricht in dem von seinem Vater geleiteten Hagerschen Knabeninstitut und besuchte dann bis 1908 das K. Karlsgymnasium in Stuttgart. Schon in den höheren Schulklassen trat bei ihm eine literarische Ader in kleinen Dialektgedichten und allerlei literarischen Allotria zutage. Daneben zeigte sich früh Neigung zur Musik, der er auch später ausübend in engerem und weiterem Bekanntenkreis treu blieb, soweit die Berufsarbeit Muße gewährte. Die Muße wurde freilich mit den Jahren spärlicher. Der Schüler und der junge Studio hatte an der Hand des Vaters oder mit trauten Genossen offenen Auges und Herzens die Schönheiten und Erinnerungen der engeren und weiteren Heimat in sich aufgenommen; der Tübinger Fuchs hatte unter den „Luginsländern" als echter Schwabe in vollen Zügen die Seligkeit der akademischen Freiheit genossen und treue Freundschaft für das Leben geknüpft. Später konnte er wohl, als das Berliner Arbeitsfieber auch ihn erfaßt hatte, humoristisch von diesem Tübinger „Herrenleben" reden. Aber auch in Berlin blieb ihm stets die Fähigkeit zu harmlosem Genießen im Freundeskreise, und die spröden Schönheiten der märkischen Natur wußten auch zu dem Sohn des reizenderen Gebirgslandes zu sprechen. Die Sprachbegabung des Schülers war es wohl, die ihn auf der heimisch-schwäbischen Universität Tübingen der alten Philologie zuführte und dort zwei Jahre festhielt, trotzdem er niemals eine besondere Neigung gerade für dieses Studium empfunden hat. Die alte Philologie steht für die Ausbildung zum höheren Schuldienst in Württemberg in ganz anderer Weise im Mittelpunkt als nach den preußisch-norddeutschen Prüfungsvorschriften. So konnte Stäbler erst, als es ihm gelang, das Widerstreben seines Vaters zu überwinden, und er aus dem schwäbischen Heimatskreise hinaus zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin übersiedelte, hier in weiteren drei Jahren in der Geschichte das Arbeitsgebiet finden, für das Neigung und Beanlagung ihn in gleicher Weise befähigten.

Dietrich Schäfer und Michael Tangl waren seine Hauptlehrer. Der erstere beriet ihn bei der Ausarbeitung seiner Dissertation. Das Thema brachte er sich, ein Beweis seines selbständigen und, wie der Erfolg zeigte, selbstsicheren Geistes, aus der Heimat mit, wo er unter den führenden Männern der landesgeschichtlichen Forschung treue Freunde und Helfer besaß. Auf das Gebiet, die ältere Geschichte der Reichsstadt Eßlingen, wies ihn der verdienstvolle Bearbeiter des historischen Teiles der Oberamtsbeschreibungen des Königreichs Württemberg, Professor Viktor Ernst, hin; die Fragestellung und Ausgestaltung im einzelnen war sein Eigentum. Hier drängte er von Anfang an über den lokalgeschichtlichen Rahmen hinaus zu den Grundfragen der älteren Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte. Er wußte aus der genauen Untersuchung eines Sonderfalles, für den die Quellen reichlich fließen, wertvolle Gesichtspunkte für die Beurteilung des in neuester Zeit so lebhaft erörterten Problems der älteren deutschen Markverfassung zu gewinnen. Die Berliner Dissertation erschien 1913 unter dem Titel: „Geschichte Eßlingens bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts" und fand in der führenden landesgeschichtlichen Zeitschrift, den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte N. F. XXII, Aufnahme. Hier gilt sein Streben zunächst, ehe er sich den Fragen der städtischen Entwicklung, der städtischen und landesherrlichen Gerichtsbarkeit, den Beziehungen zum Reichsgut und zu den Grundherren der Umgebung zuwendet, der Rekonstruktion der Eßlinger Urmark, die unter umsichtiger Verwertung zum Teil später und ungedruckter Quellen zum Ziel führte. Urmark und Hundertschaft müssen hier im Anfang zusammengefallen sein. Die hier an einem besonderen Material gewonnenen Ergebnisse waren der sichere Grund, von dem aus er in die Erörterungen über die Markenfrage eingriff, in der letzten vollendeten Arbeit, deren Korrektur er noch während seiner militärischen Ausbildung „entweder auf dem Schlacht- (Manöver-)feld in Gefechtspausen oder zu Haus (in der Baracke) im Bett beim Schein der elektrischen Taschenlampe" las. Sie ist erst nach seinem Tode im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XXXIX, 3. Heft, herausgekommen: „Zum Streit um die ältere deutsche Markgenossenschaft." In ihrer scharfen und klaren Fragestellung und straffen Gedankenführung wird diese Arbeit zweifellos einen fruchtbaren Anstoß für die weitere Forschung, in ihrer Kritik der Ansichten und Methode von Dopsch und Wopfner, in der Zurückweisung der Meinung Ilgens von einer größeren Bedeutung der Grundherrschaften für die Geschichte der Markgenossenschaft und die Entstehung der Dorfgemeinden u. a. vielleicht einen Abschluß bedeuten. Er sucht hier aus dem Leben der spätmittelalterlichen Markgenossenschaft Einzelzüge auf, die in die ältesten

Zeiten zurückweisen und, wenn dies zugegeben wird, das Alter der Einrichtung selber erweisen, und hält dann, was aus den späteren Zeugnissen erschlossen worden ist, mit den Quellen der Karolingerzeit zusammen. Er schreitet energisch zu der Gleichung vor: Kirchspiel=Markgenossenschaft, Markgenossenschaft=Gerichtsbezirk, Gerichtsbezirk=Kirchspiel, und tritt wieder allgemein für den Satz ein, den er für Eßlingen bewährt gefunden hatte: „Ursprünglich enthielt die Mark, welche zugleich Gerichts- und Kultusbezirk war, nur eine Ansiedlung." Aber: „Je nach der Größe der Mark ist dieser Zustand für immer herrschend geblieben oder es splitterten . . . allmählich Tochtergründungen ab, die mindestens durch den Flurzwang mit dem Mutterdorf in Verbindung gehalten werden . . . . Allmählich verselbständigten sich die Tochtergemeinden, erhielten eigene Kirchen und sonderten sich teilweise zu selbständigen Niedergerichtsbezirken ab; die im Flurzwang gegebene Verkettung mit dem Mutterdorfe löste sich, die Dorfgemeinde bekam ihre eigene Gemarkung."

Stäbler hatte beabsichtigt, den preußischen Oberlehrer zu machen. Noch vor beendetem Doktorexamen aber brachte ihn die Empfehlung seiner Lehrer in das Haus des erblindeten Rechtshistorikers Karl Zeumer, dem er in dessen letztem Lebensjahr bei allen seinen Arbeiten wesentlich zur Hand gegangen ist und der ihn nach bestandenem Examen sofort als Mitarbeiter bei der von ihm geleiteten Abteilung der Leges der Monumenta Germaniae historica anstellte. Zuerst beschäftigten ihn Arbeiten für die Constitutiones des 14. Jahrhunderts, die Zeumer in Verbindung mit Salomon und Schwalm herausgaben, dann nach Zeumers Tode im Sommer 1914 Vorarbeiten für die von dem neuen Abteilungsleiter E. Seckel vorbereitete Ausgabe des Benedictus Levita, die ihn einführen sollten in die große selbständige Aufgabe, die ihm im Einklang mit seiner eigenen Neigung jetzt gestellt wurde, die Fortführung der deutschen Concilia über 843 hinaus. Daneben bereitete er für die Scriptores eine Ausgabe des Heinricus Surdus vor, eines der wichtigen süddeutschen Reichschronisten des 14. Jahrhunderts. Zu mehr als Vorarbeiten, Kollationen, ist er nirgends gekommen, und ebenso ist für die mancherlei Arbeiten, die ihn daneben bis in die letzten Wochen innerlich beschäftigten, die Klosterpolitik süddeutscher Dynasten im Investiturstreit, die Verwertung der Flurnamen für die Rechts- und Siedelungsgeschichte, eine rechtsgeschichtliche Untersuchung über Kirchhöfe und über die Bedeutung der bei Grenzbeschreibungen vielfach genannten „Eisernen Hand"[1]), ausgearbeitet schwerlich etwas worden, wenn auch Sammlungen zum

1) Die Bezeichnung scheint, worauf eine Aufzeichnung unter seinen Papieren führt, auf das Vorkommen von Eisen an solchen Stellen zu deuten.

Teil vorliegen. Neben regelmäßigen Literaturberichten aus belgischen und skandinavischen Zeitschriften für das Neue Archiv lieferte er Einzelrezensionen in den „Mitteilungen aus der historischen Literatur“, die ihm als Mitglied der Historischen Gesellschaft nahe lagen. In den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft“ hat er zuletzt den Abschnitt über die Staufer mit Pünklichkeit und Geschick bearbeitet.

In diese glückliche Entwicklung einer nicht nur wissenschaftlich sympathischen, sondern auch menschlich liebenswürdigen Persönlichkeit trat der Krieg. Vom 1. Oktober d. J. ab sollte er als Einjährig-Freiwilliger in Friedberg i. H. sein Jahr abdienen; bei der Mobilmachung stellte er sich sofort als Kriegsfreiwilliger bei den Marburger Jägern. Er wurde der 1. Kompagnie des Reserve-Jägerbataillons 24 zugewiesen. Schon während der Ausbildung war er mit Leib und Seele bei seiner neuen Aufgabe, so schwer ihm, dem Stubengelehrten, der er nun doch geworden war, trotz der gelegentlichen Turnpreise der Schülerzeit, bei seinen 26 Jahren manches davon geworden sein mag. Jubel im Herzen und auf den Lippen rückte er am 12. Oktober von dem Senne-Lager aus ins Feld. Am Morgen des 20. Oktober traf ihn in der Nähe von Passchendaele, zwischen Moorslede und Ypern, etwa 1½ Meilen von der Stadt, vor der sein Bataillon seit dem 18. Oktober in dauerndem Kampf stand, das tötliche Blei durch die Hand und die Patronentasche in die Zwerchfellgegend, als er an einem Waldrande im heftigsten feindlichen Feuer mit dem Hauptteil seines Zuges wieder zusammenkam, von dem er mit drei Genossen getrennt worden war. Rasch und wohl schmerzlos trat in zwei Minuten der Tod ein; am nächsten Morgen begruben ihn die Kameraden. Auch im Felde war er seines Mutes und seiner Tüchtigkeit als Entfernungsschätzer und Patrouillengänger halber, als guter Kamerad von allen gern gesehen worden.

Schwer war es dem Schwaben, der aus streng christlichem Gemeinschaftskreise kam, geworden, sich auf sich selbst zu stellen und im preußischen Norden warm zu werden; aber er hat ein innerliches Verhältnis zu diesem ihm ursprünglich fremden Wesen gefunden und hätte, wie sein Lehrer Dietrich Schäfer hervorhob, sicherlich zu seinem Teil dazu geholfen, die in sich gediegene württembergische Bildung und Sinnesart immer fester in der großen deutschen Bildung, dem großen deutschen Volkstum zu verankern. Ein guter deutscher Mann, ein treuer und lieber Freund auch im Kreise der Fachgenossen und Freunde, die ihm seine Arbeit hier zuführte, ist uns in ihm entrissen. Wer ihn gekannt hat, wird sein Andenken immer lebendig im Herzen bewahren.

Schicksale der Reichsstadt Schwäb. Gmünd während des Dreißigjährigen Krieges.

Von Pfarrer a. D. E. Wagner in Tübingen.

Einleitung.

Sind auch die Schlachten des Dreißigjährigen Krieges nicht in der Nähe von Gmünd geschlagen worden, so bieten doch die Schicksale dieser Stadt während desselben manche besondere Züge, die — als bezeichnend für die kriegführenden Parteien wie für die in Schwaben eine Sonderstellung einnehmende Stadt — von Interesse sind. Sie sind, wenn auch mit Ausnahmen, ein natürliches Ergebnis der Zustände und der Haltung Gmünds vor dem Kriege, und es erscheint notwendig, eine kurze Schilderung derselben vorauszuschicken. Diese wird uns manches Folgende begreiflich machen.

Gmünd hatte seit dem Passauer Frieden von feindlichem Überzug nicht zu leiden gehabt, und diese Friedenszeit ließ eine Stadt, die in ihrem Nahrungsstand durch Einkünfte von einer ziemlich zahlreichen Untertanschaft günstig gestellt war und durch Kunstgewerbe, Industrie von Eisenfabrikaten und Handel mit Luxuswaren und Wein eine gute Einnahme hatte, zum Wohlstand gelangen. Aber während lebhafter Handelsverkehr geeignet ist, freiere Anschauungen von den Rechten des Einzelnen im Staat und in der bürgerlichen Gemeinde und von der Freiheit des religiösen Gewissens zu befördern, so war hier die Verfassung bei der, der Reichsstadt von Kaiser Karl V. 1552 aufgedrungenen, 1556 in oligarchischem Sinn noch weitergebildeten Gestalt [1]) stehen geblieben und das religiöse Leben befand sich noch im Bann einer ausschließlichen Herrschaft der katholischen Kirche.

Das Regiment der Stadt führte im Namen des Kleinen Rats der Geheime Rat, rechtlich der Ausschuß des Kleinen, tatsächlich meist die wirkliche Regierung. Er bestand aus 3 dem Bürgerstand im engern Sinn angehörigen Bürgermeistern, lebenslänglich vom Kleinen Rat gewählt, und 2 gleichfalls lebenslänglichen Oberstättmeistern, die dem Finanzwesen vorstanden.

---

1) Die betreffenden Vorgänge sind von mir dargestellt in Württ. Vierteljahrsh. für Landesgesch. N. F. I. S. 88 f., 100 f., 110 f. Die Beschreibung des Oberamts Gmünd stellt die Verfassung nicht richtig dar.

Von den drei Bürgermeistern hatte, alle 4 Monate abwechselnd, je einer als Amtsbürgermeister die Leitung der Geschäfte. Nur er durfte eine Sache vor den Rat bringen, ein anderer nur mit seiner Ermächtigung. Zu diesen 5 Geheimen kamen im Kleinen Rat 4 Mitglieder auf der Bürgerbank, 12 [2]) auf der Gemeinen Bank.

Jedes Jahr traten von der Bürgerbank ein Mitglied, von der Gemeinen drei aus, konnten aber wieder gewählt werden — im ganzen waren es 21 Mitglieder. Diese bildeten sodann im Zusammentritt mit den 8 Oberachtmeistern, die (seit die Zunftmeister 1552 abgeschafft worden waren) den Innungen vorstanden, den Großen Rat.

Diesem Großen Rat, der früher nicht nur bei den Rats- und Bürgermeisterwahlen mitgewirkt hatte, sondern bei allen wichtigeren Angelegenheiten, mehr als den im Handwerk beschäftigten Zunftmeistern lieb war, zu Rat gezogen worden war, hatte die von Karl V. umgestaltete Verfassung einen sehr eingeschränkten Wirkungskreis gelassen. Es sollte ja „in des Kleinen Rats Gewalt stehen, den Großen, wenn es die Notdurft erforderte, entweder zu setzen oder zu entsetzen" (zu versammeln oder zu entlassen), und der letztere war „in allweg dem erstern zu gehorsamen schuldig". So war der Kleine Rat, wenn er wollte, bei seiner Selbstergänzung und seinen Beratungen und Beschlüssen von jeglicher Kontrolle des in Innungen gegliederten Teils der Einwohnerschaft befreit. Welchen Gebrauch er in der Regierung von dieser Stellung machte, werden wir des weitern sehen. Die Versuchung zum Mißbrauch war groß genug.

Stetigkeit, aber auch Schwerfälligkeit im Regiment sicherte dieser Regierungsapparat, bei dem einer vorwärtsstrebenden Initiative von oben wie von unten Fesseln angelegt waren. Zur Orientierung wollen wir eine Bürgermeisterliste für die Zeit des deutschen Kriegs anlegen. Es ergibt sich aus dem Obengesagten, daß sie dreireihig sein muß:

Jakob Spindler	Kilian Debler	Wilhelm Holzwart
1618—1623.	1606—1619.	1610—1618.
Veit Domma	Martin Grub	Joh. Kraus
1624 (andere 1626)	1620—1622.	1619—1622.
bis 1649.	Georg Jelin	Karl Seibold
	1623—1646.	1622 (1625?)
	Johann Schonter	bis 1667.
	1648—1655.	

Die Listen bieten zum Teil verschiedene Namen und Jahreszahlen.

2) S. 90 a. a. O. ist von 16 Gemeinen die Rede. Dies ist ein Versehen; es waren nur 12.

Eine besondere Schwierigkeit liegt aber in der weiteren Angabe der Bürgermeisterlisten:

Jakob Werthwein 1633—36.
Rochus Ramser 1637—43.

Demnach soll es von 1633—43 vier Bürgermeister zugleich gegeben haben? Die Tatsache ist nirgends erwähnt, geschweige denn erklärt, die obigen Angaben sind aber gut bezeugt.

Die Lösung bietet vielleicht die Notiz bei Dom. Debler Bd. XIII, P. 24, S. 24: Karl Seibold wurde altershalber vom Rat ausgeschlossen und ihm der Hut gegeben. Er nahm solches aber sehr übel und verlangte, sein Amt lebenslang zu bekleiben. Als der Magistrat solches nicht zugab, füllte er einen hohlen Stock mit Dukaten und ging nach Wien, wo er einen kaiserlichen Befehl auswirkte, daß er lebenslang Bürgermeister sein und das Amt bekleiben solle. Er war Goldarbeiter und arbeitete sehr künstlich.

So der Chronist, der nur leider keine Daten beifügt, so daß wir auf Vermutungen angewiesen sind.

K. Seibold ist am 5. August 1667 im Alter von 101½ Jahren gestorben, also anfangs 1566 geboren. Als Jak. Wertwein Bürgermeister wurde, 1633, war er 67 Jahre alt. Da dieses Alter kaum im Ernst eine Unfähigkeit, das Amt zu führen, begründen konnte, müßten wir das „altershalber" als Vorwand ansehen und annehmen, daß er, der schon seit 1605 im Rat saß und vielleicht Oberachtmeister der Goldschmiedszunft gewesen war, besonderen Umständen, vielleicht der Rücksicht auf eine Bewegung unter der Einwohnerschaft seine Wahl verdankte, später aber bei der herrschenden Klasse unbeliebt wurde und den Abschied bekam [8]). Durch die kaiserliche Entscheidung genötigt, nahmen sie ihn wieder an, aber als überzähligen 4. Bürgermeister, und dies wurde festgehalten, bis (nach dem Tode des Bürgermeisters R. Ramser 1643) entweder die damaligen politischen Verhältnisse oder der Druck der zur Sparsamkeit drängenden Not dazu führte, daß man keinen weiteren Bürgermeister mehr wählte, sondern Seibold für voll gelten ließ. In Urkunden von 1633—43 nicht als Bürgermeister genannt, kommt er gleich 1644 wieder als solcher vor, und zwar von 1649 an als erster in der Reihe.

Derselbe hat noch in seinem Todesjahr das Amt als Amtsbürgermeister versehen.

In dieser Regierung war zwar einem bestimmten Kreise von Geschlechtern die Erhaltung und Geltendmachung seiner Vorrechte und seines

8) Dies war gegen die Verfassung, die bei den Geheimen keinen Abgang vorsah.

Machtbesitzes gewährleistet, dem Einzelnen aber, etwa einem hervorragenden Bürgermeister, war eine durchgreifende Wirksamkeit zur Verbesserung der Zustände schon durch den Wechsel des Amtsbürgermeisters je nach vier Monaten erschwert.

Bezeichnend dafür ist, daß man während des Kriegs nur in ganz vereinzelten Fällen den Namen des die Stadt vertretenden, die Maßregeln treffenden Bürgermeisters erfährt.

Dieses Regiment stand — jedenfalls während der ersten 20 Jahre — im innigsten Bund mit der jesuitischen Reaktion, mit ihr einig in dem Streben, nicht nur keinen evangelischen Kultus aufkommen zu lassen, sondern Evangelische überhaupt nicht unter sich zu dulden.

Der kräftige, in der Wahl seiner Mittel wenig skrupulöse Stadtpfarrer M. Schroth (1582—1621) hatte im vorigen Jahrhundert den Kampf gegen alle Versuche evangelischer Bürger, zu freier Religionsübung zu gelangen, siegreich durchgeführt und unterließ nichts, was dazu dienen konnte, das Errungene zu behaupten. Er scheute sich nicht, um 1601 dem Bürgermeister Heinrich Dapp (1587—1609) die 120 fl., die er der Priesterfraternität schuldete, gegen deren Willen zu schenken, was er dem Bischof gegenüber mit den Verdiensten Dapps um Erhaltung der katholischen Religion und gegen die ketzerischen Bürger, gegen die er ihm treulich Beistand getan, zu rechtfertigen wußte (s. Viertelj. N. F. X, 198).

Ein Fall[4]) aus der Zeit vor dem Kriege — bezeichnend für den mächtigen Einfluß der Geistlichkeit und für das Verfahren der Stadtregierung den Evangelischen gegenüber — soll hier aufgeführt werden, weil er geeignet war, das Verhältnis zu Württemberg zu trüben.

Am 9. Dezember 1608 wurde Barbara Beckh, die aus Schwaikheim gebürtige evangelische Ehefrau des Gastwirts Georg Beckh (Sohn des Leonhard Beckh, Bürgermeisters von 1596—1613) mit ihrem Manne vor den Rat berufen und — nachdem sie 7 Jahre unbehelligt in der Ehe mit ihm gelebt, zur Leistung des gewöhnlichen Bürgereides[5]) „und alles dessen, was Bürgern allhie zu tun gebührt“ aufgefordert. Sie erbot sich vorerst dazu. Was damit gemeint war, sollte ihr nachher durch Pfarrer Schroth ganz deutlich gemacht werden, der von ihr verlangte, sie solle auch zur katholischen Religion schwören. Die Frau weigerte sich. Am 29. Januar 1609 beschloß der Rat, wenn seinem Verlangen bis zum 6. Februar nicht entsprochen wäre, solle ihr das Bürgerrecht abgeschlagen sein und sie in Zeit von 2 Monaten „ihre häusliche Anwohnung anderer Orten suchen“.

4) Nach Beil. 90—93 zum F. A. Vgl. Dr. Klaus, Beiträge S. 69.

5) Über diesen siehe Württ. Vierteljahrsh. N. F. II. S. 321.

Nun wandte sich die Mutter der Barbara Beckh an ihren Landesherrn, den Herzog Johann Friedrich von Württemberg und bat ihn um eine Fürschrift. Ihre Tochter hätte gar kein Bedenken, den gewöhnlichen Eid zu erstatten — das andere Zumuten aber sei wider ihr Gewissen. Ihr Ehemann, dessen Vater und Brüder hätten ihr bei der Verlobung versprochen, sie bei ihrer Religion frei zu lassen.

Der Herzog erließ dd. Stuttgart den 11. Februar ein Schreiben an den Bürgermeister und Rat von Gmünd. Nach Anführung obiger Beschwerde heißt es darin: Die Frau Beckh sei entschlossen, nicht von der Religion abzuweichen, sondern außer der Stadt in ihr Bürgerrecht zurückzuziehen. „Deren aber ihr Ehewirt, mit dem sie sonst friedlich lebt, nicht folgen will, darum desto ungereimter zu hören, daß Ihr, Gottes Ordnungen zuwider, zu dergleichen Ehetrennung — Ursach geben wollet.“ Er habe auch Gmünder in seinem Herzogtum wohnen, aber dergleichen nie an sie gesinnen lassen. „So wollen Wir uns hiemit gnädiglich versehen, ihr werdet Unserer Untertanin Tochter dieses Orts bei ihrer Religion unbedrängt, wie bisher, bleiben lassen und uns nicht Anlaß geben, daß wir gegen eure Bürgers- und Untertanenkinder dergleichen vornehmen müssen —. Denen Wir sonst wohl beigetan.“ (Beil. 91.)

Auch der Schwiegervater, Bürgermeister Beckh, wandte sich mit einer Supplikation an den Rat. Da seine Söhnerin „wegen etlicher sonderbaren, durch HE. Pfarrer ihr fürgehaltenen Religionspunkten“ nicht zum Übertritt zu bewegen sei, — ihm könnte nichts erwünschter sein, als daß sie überträte — nun aber im Fall ihrer Austreibung den Gmündern, die in Württemberg ihre Nahrung suchen, Repressalien von württembergischer Seite drohen, so bitte er, seinen Sohn und dessen Frau noch so lang in ihrem Wesen zu dulden, bis ein anderes von seinen Kindern die Wirtschaft übernehmen könne. (Beil. 92.)

Diesem Wunsche wurde, scheint es, vorerst entsprochen. Die Frau mag, wie Pfarrer Schroth berichtet (Beil. 93), diesen mit dem wiederholten Versprechen begütigt haben: wenn sie eine eigene Wohnung bekomme, werde sie sich entscheiden und „schuldiger Gehorsam, wie alle anderen Bürger sich verhalten“.

Aber im Januar 1612, als sie „sich immer noch nicht mit Konfitieren und Kommunizieren eingestellt“ hatte, wandte Schroth sich mit einer Eingabe an den Rat und machte geltend: „weil dann die Bürgerschaft Eure Weisheit und mich in ungütlichem Verdacht haben, daß nicht die Gleichheit in unseren katholischen Glaubenssachen gehalten, sondern gegen etliche nach Gunst verfahren werde, langt an Eure Weisheit mein Bitten, mit genannter Gastgeberin zu schaffen, daß sie ihres Versprechens

ehrlich sich erzeige". Dies erfordere ihre (des Rats) obrigkeitliche Schuldigkeit. Der Registrator fügt am Schlusse dieser Eingabe bei: „Wegen der lutherischen Religion ist dieser Beckh das Bürgerrecht aufgekündet." Ob damit wirklich Ernst gemacht worden ist, darüber haben wir keine Nachricht. Es läßt sich aber denken, daß ein solches unduldsames und rücksichtsloses Verfahren gegen eine württembergische Untertanin die württembergische Regierung verletzte und die Spannung, die ohnedies zwischen den beiden Religionsparteien im Reich bestand, nur steigern konnte. Wir werden gleich im Anfang des Krieges daran erinnert werden.

Wie eine ansteckende Krankheit wurde evangelisches Wesen ängstlich und gewalttätig zugleich von Gmünd ferngehalten. Dagegen geschah nichts oder gelang es wenigstens nicht, die geistige Epidemie, die damals in Schwaben, namentlich in den Reichsstädten sich verbreitete abzuwehren, den Hexenwahn. Derselbe drang, wie es scheint, aus der Herrschaft Rechberg durch die Denunziation dort eingezogener, der Hexerei verdächtiger und der Tortur unterworfener Personen nach Gmünd. Hier wurden (zwischen 1613 und 1618) 78 Personen der Hexerei angeklagt und nur 13 freigesprochen.

Bei der so regierten, gegen Reformation und Reform überhaupt fest verwahrten, dem Kaiserhof seit mehreren Generationen ergebenen und gegen die evangelischen Nachbarn mißtrauischen Stadt konnte es kaum zweifelhaft sein, welcher Fahne sie bei dem drohenden Kampfe zwischen den beiden Hauptparteien folgen würde. Sie hielt, so lang und sobald sie frei wählen konnte, zum Kaiserhause; doch erfüllten sich die Hoffnungen und die Ansprüche, die sie auf diese Haltung gründen mochte, nicht ebenso, wie die Gefahren, die sie damit auf sich nahm[6]).

Quellen.

Die Urkunden des nunmehr dem Kgl. Staatsarchiv einverleibten Gmünder Archivs, deren Benützung die Kgl. Archivdirektion mir jederzeit in dankenswerter Weise ermöglichte. Dort befindet sich namentlich der „Fasciculus Actorum über die 126 Original- und andere authentische Urkunden und Beilagen, deren in des hl. Römischen Reichs Stadt Schwäbisch Gmünd von 1525—1635[7]) angedauerte lutherische Religionstroublen. Zusammengetragen 1738."

Von den Urkunden dieses Bandes beziehen sich Nr. 104—126 auf die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Wir bezeichnen ihn mit F. A.[8]).

6) Die nachfolgende Darstellung kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Verfasser hielt es aber für angezeigt, die zerstreut vorgefundenen Nachrichten — in den Rahmen der Zeitgeschichte eingefügt — einmal zusammenzufassen.

7) Richtiger 1613.

8) Dr. Klaus hat in seinem Aufsatz: Zur Geschichte der kirchlichen Verhältnisse in der ehemaligen Reichsstadt Schw. Gmünd, Württ. Vierteljahrsh. 1902 S. 52, behauptet:

Akten des Bischöflichen Archivs in Rottenburg, deren Benützung mir im Herbst 1876 gütigst gestattet wurde.

Wahrhafte Beschreibung der großen Geldauslagen und täglichen Einquartierungen, welche die Stadt Schw. Gmünd und Landschaft Ao. 1619—70 erlitten.

Aus dieser Sammlung amtlicher Berichte, Instruktionen und anderer Schriftstücke, von Dom. Debler als „Das rote Buch auf dem Rathaus" erwähnt, habe ich um 1869 Auszüge gemacht, die ich jetzt benützen konnte (im folgenden mit: „Wahrh. Beschreibung" bezeichnet). Die Sammlung selbst ist indessen abhanden gekommen.

Die „Chronica der hl. uralt gantz Katholischen Röm. Kais. Freie Reichsstadt Schw. Gmünd rc." des Gmünder Kaufmanns Dominikus Debler († um 1820) — von mir in Württ Vierteljahrsh. 1881 S. 81 geschildert – bietet im V. (von 18) Folioband, wo die ganze ältere Geschichte Gmünds chronologisch erzählt ist, einige Notizen für unsern Zeitraum, ist aber in den Daten wenig zuverlässig. Wertvoller ist ein Anhang zum II. Bd. Pars IV, in welchem er eine Reihe von Aufzeichnungen vom 20. Mai 1633 bis 9. August 1634 abgeschrieben hat, die von einem in die damaligen Ereignisse und Verhandlungen eingeweihten Zeitgenossen herzurühren scheinen. Nicht frei von Abschreibefehlern. (Wir zitieren DD. Bd. II. Anh.)

Die Chronik des Friedrich Vogt, Ratsherrn, von 1674 enthält außer älteren Stücken Nachrichten aus seiner Zeit — von ihr sind für diesen Zeitraum auch die übrigen Gmünder Chroniken abhängig (beschrieben Württ. Vierteljahrsh. 1881 S. 81 und 1886 S. 2).

Der „Auszug aus den Pfarrbüchern, zusammengestellt durch Stadtpfarrer Pfizer". — Der verstorbene Verfasser hat die 2 Bände desselben in das Gmünder Altertumsmuseum gestiftet.

Der Gotteszellische Prozeß und dessen Vergleichsrezeß Ao. 1659. Von Michael Wingert, Th. und U. J. Cand., 1663 dem Gmünder Magistrat gewidmet. Enthält in einem Folioband von 1088 Seiten die Prozeßschriften. Belege und bezügliche Korrespondenzen (mit Ausnahme der ersten Eingabe des Klosters als Klägers) in Abschrift. (Im Kgl. Staatsarchiv.)

Die beiden Veröffentlichungen von Rektor Dr. Klaus in Gmünd in den Württ. Vierteljahrsh. für Landesgesch. N. F.

XI. 1902 und XIII. 1904: Zur Geschichte der kirchlichen Verhältnisse der ehemaligen Reichsstadt Schw. Gmünd.

XX. 1911: Zur Geschichte der Klöster der ehemaligen Reichsstadt Schw. Gmünd.

Verschiedene andere Quellen sind am betreffenden Ort genannt.

„Wagner hat eine von ihm veranstaltete Sammlung von Urkunden Fasciculus Actorum genannt." Dies ist unrichtig.

Veranstaltet ist die Sammlung 1738 wahrscheinlich von dem Registrator Jakob Dubenn, von Gustav Schwab vor der drohenden Verschleuderung bewahrt, mit einem Einband versehen und 1856 von mir in einer Dachkammer des Gmünder Rathauses wieder entdeckt und in Sicherheit gebracht. Die oben angeführte, jetzt nicht mehr vorhandene Überschrift des Faszikels hat Schwab in der „Neckarseite der Schwäb. Alb", wo einiges daraus abgedruckt ist, mitgeteilt. Dies und sonstiges über diese Quelle habe ich schon in den Württ. Vierteljahrsh. 1879 S. 26 veröffentlicht.

Den Beilagenband, der 98 den F. A. ergänzende Urkunden enthält, habe allerdings ich gesammelt und einbinden lassen.

Erstes Kapitel.

Der württembergische Einfall.

Die Reichsstadt Gmünd war 1619 auf dringendes Anraten des Bischofs von Augsburg der 1610 gegründeten Liga „zur Verteidigung und Erhaltung der wahren katholischen Religion, zur Fortpflanzung des gemeinen Friedens, zur Abwendung besorgter Gefahr und zur Handhabung der Reichsordnungen" beigetreten. Wiederholte Aufforderungen, sich der protestantischen Union anzuschließen, hatte sie, trotz der Nähe des unionverwandten Württemberg, von sich gewiesen. Die Ereignisse in Prag (Mai 1618) und in Wien (Juni 1619) wurden in ihrer drohenden Bedeutung wohl noch nicht erkannt — sie hatten ja auch die Union noch nicht zu kriegerischem Auftreten vermocht.

Nun entschloß sich aber Herzog Johann Friedrich von Württemberg, der anfangs die Annahme der böhmischen Königskrone durch den Kurfürsten von der Pfalz entschieden widerraten hatte, nachdem er auf dem Unionstag in Nürnberg mit seinem Standpunkt in der Minderheit geblieben war, sich dem Mehrheitsbeschluß zu fügen, und gegen Kaiser Ferdinand zu rüsten[9]). Dies bekam (gleichzeitig mit Gegenden der Alb und des Schwarzwalds) die Reichsstadt zu fühlen[10]).

Der Herzog hatte schon am 6. Juli und noch dringender am 19. Juli an die Stadt die Aufforderung gerichtet, sich der Union zu einer beständigen Kriegskontribution zu verpflichten, widrigenfalls mit Offensive, Besetzung des Gebiets und Einziehung von Einkünften gedroht wurde — bei Ja oder Nein durch den Boten. Der Rat antwortete darauf „mit aller Bescheidenheit" und suchte nachzuweisen, daß der Herzog keinen Anlaß habe, mit seiner Drohung Ernst zu machen.

Aber am 6. September[11]) wurde das ganze Regiment Reinhau in Lorch zusammengezogen, und nachdem einer Abordnung des Obersten, die freien Durchmarsch und Quartier gegen Bezahlung der Viktualien verlangte und Schonung der Einwohner versprach, der Durchmarsch durch die Stadt verweigert und nur um dieselbe zu ziehen zugestanden worden war, erfolgte am 7. ohne weitere Ankündigung der Einmarsch, bei dem gleich im Sachsenhof Vieh weggenommen und sodann der Marsch durch die Stadt, mit brennenden Lunten ausgeführt wurde. Die Truppen

---

9) Siehe Schneider, Württ. Gesch. S. 223.

10) Den ausführlichsten Bericht bot die „Wahrhafte Beschreibung" (s. o. unter den Quellen), wohl ein offizieller Bericht, der den verschiedenen Eingaben um Entschädigung als Beleg beigegeben wurde. Außerdem Vogts Chronik.

11) Nach der „Beschreibung von Gmünd" von Pfarrer Heinrich Kausler wäre das geschehen, als der Herzog sich noch auf dem Korrespondenztag in Nürnberg befand.

wurden in der Stadt und in den umliegenden Orten einquartiert. Die Reichsstadt bekam den ganzen Grimm einer unionistischen Truppe gegen eine Genossin der Liga zu fühlen. Der Oberstleutnant v. Lützelburg sagte es deutlich: „wir sind eben jetzt im Feindesland." Auf dem Lande soll geplündert, Höfe sollen angezündet(?), gegen die Weiber Bestialitäten verübt worden sein. Oberst Jost Fabri habe in Bettringen den Gerichtsstab abgebrochen, zum Rathausfenster hinausgeworfen und erklärt, er sei jetzt Obrigkeit in Bettringen.

Wenn, wie berichtet ist, Reinhau offen ausgesprochen hat, er sei aller Katholiken abgesagter Feind — er wolle sie, wo er imstande sei, verfolgen, so wundern wir uns weniger, daß seine Untergebenen besonders gegen die Geistlichkeit drohend auftraten — „sie ziehen nicht ab," hieß es, „bis sie ein oder mehrere Pfaffen aufgerieben" — so daß die Mehrzahl derselben flüchtig wurde. Im Quartier zu Bargau schoren einige Soldaten ihren Quartiergebern eine Tonsur an. Sie ließen ihren Mutwillen an den am Wege stehenden Kreuzen aus und schossen danach, und an den Kirchen, in denen sie sangen und predigten. Vor ihrem Abzug nach Königsbronn am 26. September forderten sie Zeugnisse für ihr Wohlverhalten — ohne (was ihnen befohlen war) etwas zu bezahlen — und Geld zum Lohn für früheren Abzug. Sie suchten die Ortsvorstände — so namentlich den Gmünder Rat — zur Unterzeichnung des von ihnen aufgesetzten Abschieds zu nötigen. Sie wurden aber vom Rat, wie von den meisten Ortsvorständen abgewiesen. Der Vogt von Spraitbach und die Vierleute von Durlangen, die sich geweigert hatten zu unterschreiben, wurden in Fesseln nach Mögglingen mitgenommen und erst losgelassen, als sie dort dem Oberstleutnant zu Willen waren.

Auf wiederholte Beschwerden bei Württemberg traf zwar ein württembergischer Kommissär v. Sperberseck ein, ging aber auf die Forderung eines Ersatzes für die Auslagen der Stadt und ihrer Untertanen, welche — die Naturalien ungerechnet — auf 20585 fl. angeschlagen wurden — nicht ein.

Um den 20. September erfuhren sodann die Gmünder, daß an der württembergischen Grenze Reiterei zusammengezogen werde, und fragten den Kommissär, warum dies geschehe? „Weil man besorgen mußte, es werde hierum nicht alles richtig abgehen," war die Antwort. Wo die 1000 Reiter ihren Durchzug nehmen? Darauf gab er ihnen den spottenden Bescheid: „Sie werden nicht wohl über die Welt fliegen können."

Am 23. Oktober rückte dann eine Abteilung Reiter, die zu dem Regiment des Grafen Kraft von Hohenlohe gehörte, in Dewangen ein;

sie und noch andere Abteilungen sollten ins Ellwangische weiterziehen, wandten sich aber, vom Propst abgewiesen, wieder dem Gmünder Gebiet zu, wo sie sich in den umliegenden Ortschaften niederließen. Jetzt erst kam ein Schreiben an die Stadt, das unter Drohungen Proviant forderte, da die Ortschaften schon von der vorigen Einquartierung ausgesogen waren. Die Stadt weigerte sich, konnte aber nicht verhindern, daß die sie umlagernden Truppen ihren Verkehr hemmten. Sie mußte sich, um ihren Protestationen und Bitten Eingang zu verschaffen, dazu verstehen, dem erst nach einigen Tagen eintreffenden Grafen ein schönes Reitpferd und den beiden württembergischen Kommissären je 200 fl. zu verehren. Abwehr alles Schadens wurde versprochen — aber die Brandschatzungen, angeblich selbst durch die Kommissäre, hörten nicht ganz auf. Erst nach 3 Wochen sollen die Reiter abgezogen sein[12]).

Die Gmünder stießen sich um so mehr an dieser feindseligen Haltung und diesem rücksichtslosen Verfahren Württembergs, als sie — außer andern Gefälligkeiten — während des Interregnums (zwischen dem Tode Kaiser Matthias' und der Thronbesteigung Ferdinands II.) sich hatten gefallen lassen, daß württembergische Offiziere auf ihrem Gebiet für das Fußregiment Reinhau Soldaten warben. Aber sie hatten durch Verweigerung des Durchmarschs, die wohl durch ihre Angehörigkeit zur Liga begründet wurde, sich selbst zum Feindesland erklärt, und in der Behandlung der Einwohner verriet sich die seit Jahren gesteigerte Erbitterung zwischen beiden Religionsparteien. Auch besaß Württemberg erst seit kurzem stehende Truppen, deren Führer und ebenso ihre Untergebenen von Eifer brannten, ihre Macht zu zeigen. Da für Kasernierung von Truppen — wenigstens bezüglich außerordentlicherweise angeworbener — in jener Zeit nicht gesorgt war, blieb's bei dem bisherigen Brauch, dieselben bei Bürgern und Bauern — womöglich in Feindesland — unterzubringen.

Indessen geriet das kriegerische Vorgehen der Union bald ins Stocken. Der neue König von Böhmen, dessen Unterstützung es gegolten hätte, war als Calvinist, dessen Genossen es nicht lassen konnten, den böhmischen Evangelischen und den Lutheranern in Deutschland durch ihr Vorgehen gegen den Kultus und die Bilder Ärgernis zu geben, unbeliebt, und die lau gewordenen lutherischen Bundesgenossen ließen sich durch die Liga zu einem Vertrag (zu Ulm 3. Juli 1620) bestimmen, der

12) Wir werden diesen Einfall zu den „Plünderungszügen" zu rechnen haben, die nach dem Nürnberger Unionstag von württembergischen Reiterabteilungen über die Alb bis zur Donau und bis zum Schwarzwald unternommen wurden, um sich den Unterhalt zu verschaffen (siehe Schneider, Württ. Gesch. 1896 S. 223).

sie vom König trennte, so daß der übermütig begonnene Kriegszug im Sande verlief.

Die Gmünder ermangelten nicht, durch ihre Vertreter beim Kaiser und den Ständen Beschwerde zu führen und Schadenersatz zu verlangen. Gmünd, machten sie geltend, sei im Frieden angegriffen worden, ohne daß es dazu Anlaß gegeben habe. Die böhmischen Unruhen könnten nur ein Recht begründen, dem rechtmäßigen Landesherrn beizustehen. Württemberg sei nicht Gmünds Obrigkeit und habe ihm nichts zu gebieten, geschweige denn, ihm den freien Zugang, Proviant u. a. zu sperren und es zu bekriegen; auch als Kreisoberster dürfe der Herzog sich keine weitere als die ihm verfassungsmäßig eingeräumte Gewalt oder Hoheit über andere Kreisstände anmaßen. Sie baten den Kaiser und die Stände, Verfügung zu treffen, damit Gmünd des erlittenen Schadens ergetzt werden möge.

Die Erstattung des auf 40000 fl. angeschlagenen Gesamtschadens wurde unter dem 25. August 1621 dem Herzog Joh. Friedrich auferlegt; auf dem Regensburger Reichstag 1640 wurde aber festgestellt, daß noch kein Heller davon erstattet worden sei.

So empfindlich solche Schädigungen — namentlich für das Landvolk waren — was bedeuteten sie gegenüber der Sintflut kriegerischer Verheerung, die noch über die deutschen Lande hereinbrechen sollte? Aber auf die weitere Haltung Gmünds während des Krieges war dieser Anfang doch nicht ohne Einfluß.

Zweites Kapitel.

Laib und Stritzel.

Aus dem Jahre 1620 liegen zwei Nachrichten vor, die uns ein Rätsel aufgeben, indem sie gar verschieden lauten, und wir doch kaum umhin können, sie auf dieselben Vorgänge zu beziehen.

In der Franziskanerkirche befindet sich das gemalte Bildnis eines Mönchs [13]) mit der Inschrift: Jacobus Laib, Guardianus, 1620 civitatem Gamundiam in vera fide servavit.

Sodann lesen wir in der handschriftlichen Chronik des P. Berard Müller 1703 [14]): 1620 Cives Gamundiani ad Lutheranorum sectam inclinantes per fratrem Jac. Laib de Thannis, Guardianum, virum magnanimum, zelosis suis concionibus et exhortationibus privatis ab interitu erepti, ad verae fidei professionem fuerunt revocati ac in ea confirmati.

13) Eine Kopie desselben in der Erhardtschen Altertumssammlung.

14) Mitgeteilt im Diözesanarchiv für Schwaben 6. Jahrgang Nr. 15.

Es liegt nahe, diese Nachricht in Verbindung zu bringen mit dem uns in F. A. Nr. 104 urkundlich vorliegenden Beschluß des Rats von Gmünd vom 17. November 1620, wonach „Joh. Stritzel Predigerordens als öffentlicher Calumniant und Aufwiegler in der Stadt ferners nicht geduldet werden könne, und werde dem Prior des hiesigen Klosters Mag. Th. Andreas Holander (1618—23) hiemit auferlegt, daß er denselben unverzüglich von hier wegschaffe". Dieses Verlangen wird damit begründet, daß derselbe „nunmehr etlich Zeit her selbst erdichtete, dem hl. Evangelium und Gottes Wort nach rechtem, wahrem Verstand — ungemäße Predigt gemacht und zu Aufruhr auch Ärgernis dem gemeinen Mann — vorgetragen, auch uns, den Magistrat selbst injuriose angegriffen".

Noch deutlicher erhellt, was der Gegenstand seiner Angriffe war, aus dem erhaltenen Entwurf eines Berichts über Stritzels Predigt, den der Magistrat — wie es scheint als Entgegnung auf ein Rechtfertigungsschreiben — an den Prior und Konvent des Predigerklosters richtete.

Am 22. Sonntag nach Pfingsten 1620 (8. November) hatte nämlich Stritzel über das Evangelium des Sonntags: Matth. 22, 15—22 gepredigt und das Wort: „Du achtest nicht das Ansehen der Menschen" zum Thema genommen[15]).

„Über dieses Wort", klagt der Magistrat, „hat ein neuer Ordens-Religiosus, Joh. Stritzel eine — (fast wörtlich wie in obigem Beschluß geschilderte) Predigt gemacht und mit merklicher Passion wider uns, den Magistrat, unsere Diener und Offizianten unbescheidentlich fürgetragen und die Kanzel unserer Liebfrauenkirch — ungewohnlich mißbraucht."

„Nachdem er die Geistlichen, die ihren Stand nicht recht führen (im Beichthören 2c.) etwas weniges berührt (damit man's nicht so grob merken solle) — hat er darauf die Offizianten, Schultheißen, Vögt — doch auch etwas gelinder als uns, den Magistrat, angegriffen und derselben ihre Straf und Gebot, hernach die Wirt', darunter man wohl verstehen konnte, wen er gemeint (er hat ja auch von der Ordenskanzel dergleichen Spezialpersonen traduziert[16]); und folgends hat er sich gar in Laden gelegt und dem Faß den Boden ausgestoßen mit unerschrockenlichem Vermelden, daß die Pfleger geistlicher Pfründ — ohne alle Ausnahme — immer und ewig verloren, verdammt und des Teufels seien; desselbengleichen sei auch Bürgermeister, Spital- und armer Leute Pfleger und andere des Rats in dem angezogenen Text mit diesem Verstand ge-

15) Wir geben den Wortlaut des Berichts etwas gekürzt wieder.

16) Traducere dem Spott preisgeben.

meint. Letztlich mit unserem Advokaten, den er mit eines Richters und Prokurators Namen verblümt, hat er also beschlossen, daß ein solcher schuldig — sei, vor die Ratsstube hinauszugehen und jeder Partei, reich oder arm, anzuzeigen, welche recht oder unrecht habe, und von keiner absolute nichts nehmen — solle — — auch gebeten, da der Richter — etwas habe, so er von den Parteien empfangen, (daß er's) armen Leuten gebe und Gott bitte, daß er ihm solche Sünde vergebe."

Diese Textauslegung findet der Magistrat ganz falsch, verfänglich und gefährlich; Caesarius von Heisterbach, auf den Stritzel sich berief, gehöre nicht zu den in der Augsburger Diözese akzeptierten Postillanten — von diesen erkläre kein einziger den Text so — somit habe er „diesen dolose (böswillig) und rebellisch dem gemeinen Mann auf etlich wenige Standespersonen eingebildet und (diese Anwendung) wider die katholische Auslegung eigensinnig auf den Text — kontorquiert (hingedreht).

Auch darum sei seine Lehre korrupt, weil zuviel scharfe scommata (Sticheleien) und mordacitates (bissige Ausfälle) — eingemengt — wie daß die Pfleger der geistlichen Pfründen und Stipendien diese nach Gunst und Bestechung verteilen, also auch die Bürgermeister die Händel nach Bestechungen und Blutsverwandtnissen beilegen u. dgl."

Zu Verhetzung des gemeinen Manns und Untertanen gebe solche Predigt nicht wenig Antrieb.

Zum Beweis, daß dieser Dominikaner der hl. Schrift ungemäß dreingegangen, beruft sich der Magistrat auf Ephes. 6, 19, wonach es Aufgabe der Predigt sei, „das Geheimnis des Evangeliums kund zu machen" — nicht aber „auf der Kanzel zankspürig zu stehen, ungereimte Sachen — auf das Wort Gottes zu kontorquieren und die Leute dadurch zu verleumden. Die Predigten sollen in Ahndung der Hauptlaster vehementes sein, doch so, daß sie die brüderliche Liebe nicht außer acht lassen — wenn man aber nur auf allerhand spitzige Worte denkt, wie dieser oder jener könnte — gestochen werden, das sei keine apostolische opportuna instantia"[17]). Die Entschuldigung Stritzels, man solle ihm seine Äußerungen nicht übel nehmen, er sei fremd und mit den hiesigen Verhältnissen unbekannt, läßt der Magistrat nicht gelten — damit sei im Widerspruch, „daß er die Ämter und Personen in Gmünd so umständlich angreife, die einen mit Namen nennend, die andern so, daß es die Bauern merken könnten, und sich Gutherzige darob geärgert".

Was der Magistrat dem Dominikaner zum Vorwurf macht, ist also **nicht Vortrag lutherischer Lehre**, sondern Mißbrauch des Textes

---

17) Schicklicher Nachdruck der Rede.

und des Rechts zu predigen zu aufreizenden Ausfällen gegen verschiedene Stände und namentlich gegen die Obrigkeit der Reichsstadt. Sein Auftreten muß wirklich Aufsehen gemacht haben, und eine Volksbewegung schien zu drohen — dies beweisen die Schritte des Rats. Vielleicht hatte dieser gegenüber den Beschuldigungen Stritzels kein ganz gutes Gewissen.

Der Vorgang läßt uns in das Gestrüpp von Mißtrauen, ja von wuchernden Mißbräuchen hineinblicken, das unter der obengeschilderten Verfassung gedieh. Aber als ein Wiederaufflammen der lutherischen Bewegung werden wir das Auftreten des Dominikaners und die dadurch hervorgerufene Aufregung wohl nicht deuten dürfen.

Waren auch in Gmünd damals noch einzelne Bürger, die zum evangelischen Glauben neigten, und mögen sie — was ja wahrscheinlich ist — sich unter denen befunden haben, die durch Stritzels Predigten aufgeregt und geneigt waren, gegen die Mißbräuche in der Regierung und Verwaltung der Stadt aufzutreten — auf die Alleinherrschaft der katholischen Kirche war es bei dieser Opposition nicht abgesehen. Der Magistrat würde in seiner Darstellung davon nicht geschwiegen haben und jene war — abgesehen von der kleinen Zahl der Evangelischgesinnten — schon deshalb nicht in Gefahr, weil die württembergische Invasion des vorigen Jahrs die Gemüter schwerlich für den lutherischen Glauben gestimmt hatte.

Wie kommen aber die angeführte Inschrift und die Chronik Berard Müllers zu ihrer Auffassung?

Ein Chronist, dem Grimm S. 362 folgt, erzählt, daß einst ein lutherischer Prädikant die neue Lehre von der Kanzel der Johanniskirche zu verkündigen anfing; da sei Laib herbeigeeilt und habe ihn von der Kanzel herabgejagt, und dann sich gegen die Anwesenden in streng verweisender Rede gewandt, daß sie um dieses Predigers willen hiehergekommen seien.

Ein derartiger Auftritt, freilich nicht (was für damals undenkbar) von einem lutherischen Prediger hervorgerufen, wird wohl die Gegenwirkung eröffnet haben, mit welcher der Franziskanerguardian (während die Vorgesetzten Stritzels nur zögernd auf das Verlangen des Magistrats eingingen) gegen die zündenden, populär werdenden Vorträge des hitzigen und schroffen Dominikaners und gegen die Agitation eines sich bildenden Anhangs einzusetzen wagte. Wenn er einem Dominikaner entgegentrat, handelte er nicht gegen die Tradition seines Ordens, auch konnte ihn gerade der Umstand, daß Stritzel an Worte der Schrift anknüpfte, bedenklich machen. Er mochte in dem Gebaren des Führers und seines An-

hangs die ersten Regungen zu einem Wiederaufleben der Reformbewegung des vorigen Jahrhunderts erblicken und erwarten, diese rücksichtslose Anwendung der Schriftworte werde den Dominikaner weiterführen und ihn und seine Genossen, unter denen er lutherischer Gesinnung Verdächtige sah, ins Geleise der lutherischen Reformation ziehen. Er zögerte nicht, diesen Verdacht jetzt schon auszusprechen und schreckte die Menge mit dieser Aussicht. Lutherisch! das war zwar allem nach nicht das Feldgeschrei Stritzels und der Unzufriedenen, die ihm gern lauschten; aber das Wort in Laibs Munde konnte nicht verfehlen, manchen Anhänger der Bewegung stutzig zu machen. Lutherisch wollten die meisten doch nicht heißen, wenn sie über den Rat noch soviel zu klagen hatten, denn der Name war durch die Ereignisse des vorigen Jahres besonders unpopulär geworden. Der Magistrat wird es sogar nicht ungern gesehen haben, wenn so der Streit vom politischen und sozialen Gebiet auf das religiöse verlegt wurde. Hatte man früher Lutheraner als Aufrührer, als „widersässige Bürger“ verfolgt, warum sollte man nicht jetzt widersässige Bürger Lutheraner nennen?

Diese Wendung würde auch einigermaßen die leichte Beilegung der sich erhebenden Mißhelligkeiten erklären. Stritzel konnte scheint's — weil sein Anhang sich spaltete — ohne Rumor entfernt werden und man erfährt nichts mehr über ihn. Die Chronik eines Dominikaners von 1722 erwähnt den Fall gar nicht. Laib eiferte scheint's noch in einer Reihe von Predigten gegen die lutherische Gefahr und bekämpfte sie in Gesprächen mit einzelnen für lutherisch Geltenden. Wenn er auch vielleicht erst später eigentlichen Anlaß bekam, für den katholischen Charakter der Stadt einzustehen[18]) — die Erhaltung Gmünds in vera fide durch ihn wurde von dem Auftreten 1620 datiert.

Gleichzeitig hatte der rührige Mann noch ein anderes, wohl mühsameres Werk unternommen und führte es mit anerkannter Ausdauer und Geschicklichkeit hinaus. Das Franziskanerkloster in Gmünd hatte im Reformationsjahrhundert große Einbuße erlitten — in der Mitte desselben zählte es nur noch ein oder zwei Konventualen[19]). Noch 1612,

---

18) Die Anregung zu der Sitte, daß die Ratsherrn mit dem Rosenkranz in der Hand auf das Rathaus kamen, die nach anderen schon Bürgermeister Rauchbein eingeführt haben soll (siehe Vierteljahrsh. N. F. I. 110, II. 287 Anm.), wird vielfach dem P. Laib zugeschrieben (siehe Eubel, Gesch. der oberd. Minoritenprovinz S. 108 f., und dessen Geschichte des Franziskanerminoritenklosters Gmünd, Vierteljahrsh. 1890). Vielleicht hat er ihre Erneuerung durchgesetzt (siehe S. 108 Anm.). Sie bestand so lange als Gmünd Reichsstadt blieb.

19) Siehe Eubel, Gesch. der oberd. Minoritenprovinz 1886, S. 108.

als Laib schon einige Zeit[20]) dem Kloster vorstand, gehörte demselben nur ein Priester an. Aber unter dem eifrigen P. Guardian waren es fünf Priester und drei Laienbrüder geworden. Auch den Bau des Klosters fand er fast ganz zerfallen vor, und die Einkünfte gestatteten den Aufwand nicht, den die Wiederherstellung erforderte. Laib legte aber nicht mutlos die Hände in den Schoß. Der Bettel, der den Franziskanern die Nahrung lieferte, mußte auch zur Herstellung der Wohnung helfen. Und er verstand es zu betteln. In der angeführten Inschrift ist ihm weiter nachgerühmt: pro reformatione Monasterii in propria persona collegit eleemosynae summam 11 948 Fl.[21]). Er habe, berichtet die Chronik P. Müllers, mit einem Empfehlungsschreiben Kaiser Ferdinands ausgestattet, in vier Jahren (1620—24) bei Fürsten und Adeligen diese Summe erbettelt und damit Kirche und Kloster repariert, wobei ihm auch die durch sein Auftreten gegen die unruhigen Bürger gewonnene Gunst des Rats förderlich sein mochte.

Laib blieb wohl bis 1630 in Gmünd, worauf er Guardian in Thann wurde (im Oberelsaß, wahrscheinlich sein Geburtsort) bis 1639, in welchem Jahr er nach Gmünd zurückgekehrt ist[22]). Nachdem er hier wieder sechs Jahre das Guardianat bekleidet, blieb er auch nach Niederlegung desselben noch einige Zeit hier; ob er in Gmünd auch starb, ist ungewiß. Wir werden ihm später wieder begegnen.

Drittes Kapitel.

Die Kipper- und Wipperzeit. 1621—23.

Solche häusliche Angelegenheiten konnten die Gemüter damals und noch eine Zeitlang beschäftigen, als der Krieg schon eine größere Ausdehnung gewonnen hatte — eine weite Entfernung trennte ja die Gegend noch vom Kriegsschauplatz. Ein so ernstes Ereignis, wie die Schlacht am weißen Berge im November 1620, erfuhr man wohl, aber wer konnte damals schon seine Tragweite ermessen? Wimpfen am Neckar war nach damaligen Begriffen noch nicht sehr nahe. Die Fortsetzung des Kriegs in der Rheinpfalz 1622 und in Westfalen verursachte wohl noch keine schwere Sorge — die konnte man dem von Tilly bedrohten Württem-

20) Nach Vierteljahrsh. XX. S. 36 etwa vier Jahre. Dr. Klaus berichtet dort über einen Vorgang von 1610, anläßlich dessen Laib mit dem Baumeister Kasp. Vogt in Konflikt kam und sich für den Ruf seines Klosters wehren mußte.

21) Der jetzige Wert dieser Summe ist für 1620 nicht sicher zu bestimmen. Nach einer Berechnung des Kaufwerts des Geldes für 1650 wäre er rund zu 372 000 ℳ anzuschlagen — was doch wohl etwas zuviel ist.

22) Eubel, Gesch. des Franziskanerminoritenklosters Gmünd in Vierteljahrsh. 1890.

berg lassen —, war doch der Gang des Kriegs ein der ligistischen Sache günstiger.

Indessen konnte die Stadt 1622, wie im Frieden, durch einen ihrer hervorragendsten Baumeister und Bildhauer, Kaspar Vogt, die schöne Kapelle zur Herrgottsruhe erbauen lassen, 1623 ihren Gottesacker vor der Stadt erweitern. Beide, sowie ein Teil des Ölbergs auf dem Salvator (Wallfahrtsort auf einer Anhöhe 10 Minuten von der Stadt, s. Oberamtsbeschr. S. 202) und zwei Altäre in der Pfarrkirche und der Johanniskirche wurden am 8. September 1623 eingeweiht[23]).

Nun zeigte aber ein Feind in rascher Steigerung seine Macht, der ohne Waffen und Blutvergießen, ohne Verheerung der Felder dem Volk unauffällig schon einige Zeit geschadet hatte und nun der alten Reichsstadt recht empfindliche Wunden schlug[24]).

Es fiel, etwa vom Herbst 1621 an, eine Teuerung auf, die, durch den Charakter des Jahrgangs — es war ein mittelmäßiger — nicht erklärt, sich im folgenden Jahre von Monat zu Monat steigerte.

Vom Jahr 1622 berichten die Gmünder Chronisten[25]), daß 1 ℔ Brot bis Michaelis auf 16 kr. stieg, 1 ℔ Butter auf 2 fl., Milchschmalz (sonst 40 kr.) auf 2 fl. 30 kr., Schweineschmalz auf 2 fl. Für 100 Krautköpfe waren 21 fl. zu bezahlen, für 1 Simri Salz 4 fl., 1 ℔ Rindsschmalz 20 Batzen — es stieg noch auf 2 fl. 30 kr.; 1 Hühnerei kostete 4 kr., jetzigem Kaufwert nach ca. 2 ℳ (im Jahre 1650 soll das Hundert 12 kr. gekostet haben).

Das Viertel Kernen, das anfangs des Jahrs 3 fl. (4½mal so viel als anno 1588) kostete, mußte an Bartholmäi mit 4 fl. 30 kr., 8 Tage nachher mit 6 fl., nach Michaelis mit 7 fl. 30 kr. bezahlt werden, ein Viertel Roggen zuerst mit 2 fl., an Bartholomäi mit 5 fl., nach Michaelis 6 fl. 30 kr. Aber der Preis stieg noch höher, bis zu 10 fl. für Kernen, 18 kr. für 1 ℔ Brot. Für die Maß Wein, die an Ostern noch 7 Batzen (schon doppelt so viel als 1588) kostete, mußten im Spätherbst 18 Batzen bezahlt werden. Ein Bauer hatte — schon das zu allgemeiner Verwunderung —

---

23) So die Chronik des Ratsherrn Fr. Vogt von 1674, möglicherweise eines Sohns des Meisters. K. Vogt durfte schon 1611 — kaum aus der Lehre getreten — die Rinderbachertorbrücke bauen, 1617—20 die beiden Kapellen auf dem Salvator aus dem Felsen hauen — wahrscheinlich an eine ältere Kapelle anschließend (renovavit heißt es in seiner Inschrift). (Klemm, Vierteljahrsh. 1882, S. 183. Beschreibung des Oberamts Gmünd S. 20.) Über seine weiteren Werke siehe Dr. Klaus, Vierteljahrsh. N. F. IV, S. 242 f.

24) Zum folgenden vgl. G. Freytag, Bilder aus deutscher Vergangenheit Bd. III, 149 f. Beschreibung des Oberamts Gmünd S. 202.

25) Fr. Vogt und der Kap. II erwähnte Dominikaner; nach ihnen Dom. Debler.

ein Paar Ochsen um 100 fl. verkauft. Dieselben wurden, nachdem sie 15 Wochen im Futter gestanden, um 500 fl. verkauft.

Auch die Arbeit des Handwerkers und die Ware des Kaufmanns stieg entsprechend im Preis: für eine Elle „ländisches Tuch“ mußten 15 fl. (über 100 ℳ jetzigen Geldwerts), für ein Paar Mannsstiefel 25 fl. (vielleicht 170 ℳ), für ein Paar Sohlen 2 fl. 30 kr. bezahlt werden.

Diese Teuerung rührte nicht von Mißwachs oder durch den Krieg gesteigerter Nachfrage her, sondern von einer Unordnung im Münzwesen, die schon seit einiger Zeit eingerissen war und jetzt, nachdem sie weite Kreise ergriffen hatte, in ihrer ganzen Verderblichkeit offenbar wurde.

Die Regierungen brauchten in rasch steigendem Maße Geld. Bisher hatten nur Falschmünzer oder auch sog. Heckenmünzen (nicht approbierte, aber durch das Münzrecht einzelner Standesherren oder Städte gedeckte Privatmünzen) in der Prägung minderwertiger Münze ihren Vorteil gesucht. Jetzt fingen auch einzelne Regierungen (die Chroniken nennen besonders den Herzog von Braunschweig, den Grafen von Hohenlohe, auch die Stadt Frankfurt) an, zu leichterer Geldbeschaffung von der früher geübten Gesetzlichkeit und Strenge bezüglich des vorgeschriebenen Metallwerts der Münzen abzugehen, indem sie Kupfer beimischten. Dieses, der Habsucht so sehr einleuchtende Treiben, bei dem man ohne Arbeit schnell reich werden konnte, wurde nun, durch das Beispiel der Regierenden entschuldigt, bald zu einem Strom, der alle Dämme gesetzlicher Vorschriften durchbrach. Die Spekulation geriebener Handelsleute und Geldwechsler wußte die Betörung immer allgemeiner zu machen und immer gründlicher auszubeuten. Das Geld, das die Juden münzten, soll noch das beste gewesen sein.

Natürlich ließ sich mancher gern einen kupfernen Kessel in Münze verwandeln; mancher Schuldner brachte es durch solche Kunstgriffe dahin, daß er bald seine Schulden bezahlen konnte. Brachten es manche kluge Leute dadurch zu Geld und Gut, so gaben sich andere, die ihr gutes altes Geld scheinbar mit großem Profit in die neue Münze umgesetzt hatten, zu ihrem Schaden einem bisher ungewohnten Wohlleben hin.

Dies ging so fort, bis das den Verblendeten bis dahin entgangene Verderben größeren Umfang gewann und so grell ans Licht trat, daß man es sich nicht mehr verbergen konnte. Nun kam die Gegenwirkung. Zuerst fiel auf, daß fremde Ware sehr teuer wurde, weil fremde Kaufleute mit alter, echter Münze bezahlt sein wollten. Bald verriet aber die neue Münze, die zuletzt lediglich aus weißgesottenem Kupfer bestand, ihr eigentliches Wesen jedem durch ihre braunrote Farbe. Welches Mißtrauen mußte das mit dem verschiedensten Gepräge, Gewicht und Metall-

wert umlaufende Geld erwecken! Man wollte die Münze bald nicht mehr zum vollen Wert nehmen. Schon bisher hatte der Bauer, der Kaufmann seine Preise erhöht, den allgemeinen Geldzufluß sich zunutze machend; jetzt noch mehr, da der Kredit des Geldes sank.

Da mußten die kleinen Leute erleben, daß um das mühsam verdiente Geld kaum mehr etwas zu haben war; wer von einem festen Gehalt leben sollte, Geistliche, Beamte, auch der Student, der auf Stipendien angewiesen war, geriet in Not, da das entwertete Geld, das ihnen ausbezahlt wurde, zum Ankauf der hochbewerteten Lebensmittel nicht mehr reichen wollte.

Nur einige Proben vom Schwanken des Geldwerts, wie die Chronisten es beschreiben. Im Herbst 1621 kamen Sechsbätzner hierher — bald nahm man sie nur noch zu 5 Batzen — 15 kr. — 8 kr. —, nach 1/2 Jahr konnte niemand mehr etwas darum kaufen. Hernach kamen Dreibätzner — jeder wollte von dieser Münze haben; aber sie erwiesen sich als ganz schlecht — sie schieferten ab und man mochte sie geschenkt nicht nehmen. Da man mit Kupfermünze, auch mit Kreuzern, Pfennigen und Hellern, nicht mehr kaufen konnte, entstand großer Geldmangel und eine Teuerung, die manchen nötigte, sich mit Gras und Wurzeln zu nähren. Indes kauften Kupferschmiede dies Kleingeld um einen Spottpreis auf, um 8 Batzen, später 5 Batzen das Pfund, gleichviel welche Münzen; es kaufte einer 9 ℔ um 1 fl. 30 kr.

Es kam dahin, daß Wirte, besonders auf dem Lande, lieber ihre Schilde einzogen, als mit Schaden fortwirtschafteten. Taglöhner verlangten zum Lohn statt Geld Viktualien.

Aber nicht nur der kleine Mann, auch der vormals reiche Kapitalist geriet in Not: was er als Zins einzunehmen gewohnt war, reichte vielleicht kaum mehr zum Leben, denn er erhielt statt guten Geldes wertloses Blech, so daß Leute, die kostbaren Schmuck besaßen, genötigt waren, ihn zu verkaufen, um Brot kaufen zu können. Ein anderer hatte Geld aufgenommen und leichte Münze sich gefallen lassen; nachdem die Krisis ausgebrochen war, forderte der Gläubiger den Zins und zuletzt das Kapital in schwerem, schwer zu bekommendem Gelde. Welcher Anlaß zu Prozessen! Wie mußte der Handel durch Kreditlosigkeit gelähmt werden!

Es entstand eine allgemeine Empörung gegen die Urheber dieser Verwirrung; die Verführer und Betrüger, zu denen anfangs die Menge sich gedrängt hatte, weil sie sich von ihnen Erleichterung ihrer Lage, ja Reichtum und Wohlleben versprach, wurden jetzt als „Kipper und Wipper" auf offener Straße, dazu mit Bildern und Flugschriften, verhöhnt und verurteilt.

Und Not ergriff nicht nur das Volk, sondern auch den Staat, der seine Erfordernisse teurer und teurer bezahlen sollte und dem die Steuern ein wertloses Geld lieferten. Bald war durch einen Zwangskurs nicht mehr zu helfen — diejenigen Staaten, die minderwertiges Geld ausgegeben hatten, mußten dies, ihr eigenes, herabsetzen, und man beeilte sich, die schlechte Münze einzuziehen und zur Prägung vollwertigen Silbergelds zurückzukehren. Württemberg, berichtet Vogt, prägte nach diesem eine neue Münze, Taler à 15 Batzen, halbe und Vierteltaler, auch Schillinge, Kreuzer und Heller, und das Geld ging auf des Herzogs Befehl durch ganz Württemberg[26]).

Ob in Gmünd besondere Maßregeln getroffen wurden, um dem tief gesunkenen Kredit und ganz zerrütteten Verkehr wieder aufzuhelfen, erfahren wir nicht; nur daß Auswärtigen, die Wechselgeschäfte machten, ihr „böses" Geld abgenommen wurde, wird erwähnt. Die Aufregung dauerte bis 1625, und wenn dann auch der Handel und Wandel wieder in ein ordentliches Geleise kam — manches Haus erholte sich nicht wieder, und bei den Durchzügen 1624 und 25, wie in den folgenden Kriegsjahren hatten die Staaten und namentlich die Reichsstädte es zu büßen, daß in der Kipper- und Wipperzeit 1621—23, viel von dem in guten Jahren ersparten Silber und Gold vernichtet worden war und man tiefer in Schulden steckte. Wer aber nachher reicher dastand, wurde in der nächsten Zeit erst noch darum angesehen.

Viertes Kapitel.

Die Lage Gmünds von 1623 bis zum Regensburger Reichstag 1630.

Die Gunst, deren die aristokratische Gmünder Regierung unter Karl V. und seinen Nachfolgern sich erfreut hatte, durfte sie auch unter dem der Kirche unbedingt ergebenen Ferdinand II. — anfangs wenigstens — erfahren. 1620 hatte er der Stadt alle Privilegien, namentlich das Schultheißenamt und das Recht, über das Blut zu richten, bestätigt, und unter dem 3. November 1623 ihr das Recht zu fernerer Erhebung eines Weggelds verliehen. 1624 gestattete er dem Bürgermeister und Rat die Erhöhung ihrer erst 1605 erhöhten (siehe Vierteljahrsh. N. F. X. S. 199) Besoldungen auf 1050 fl. (sie hatten auf 1400 fl. angetragen) „wegen ihrer als kathol. Stand gegen ihn und seine Vorfahren bewiesenen Devotion und Gehorsam"[27]). 1625 ordnete er an, wie diese Summe auf die einzelnen Ämter zu verteilen sei.

---

26) Vgl. Schneider, Württ. Gesch. S. 227 f.

27) So berichtet das in Vierteljahrsh. N. F. I. S. 87 beschriebene Manuskript:

Indessen hatte der Krieg sich seit 1625 mit dem Auftreten Wallensteins mehr nach Norddeutschland gezogen. Aber er machte sich auch im Süden fühlbar, indem er durch Einquartierungen, Musterplätze, Durchzüge und die bei der herrschenden Geldkrisis doppelt beschwerlichen Lieferungen Gmünd wie das benachbarte Württemberg in Mitleidenschaft zog.

Diese Leistungen gingen nach damaligem Kriegsbrauch weit über das hinaus, was wir uns jetzt unter Einquartierung und Lieferungen an die Armee vorstellen. Der Oberst eines Regiments war über seine Offiziere und Soldaten nicht vom Landesherrn gesetzt, und nicht eine Regierung war es, welche der Truppe den Sold reichte, ihren Unterhalt bestritt, sondern ersterer hatte sein Regiment selbst anzuwerben und lebte mit demselben in Feindesland auf Kosten dieses. Dabei hatten die Städte die Verschonung mit Plünderung und Brand, die wir gewohnt sind — besondere Umstände ausgenommen — als selbstverständlich zu betrachten, durch hohe Brandschatzungsgelder zu erkaufen. Und es ging dem Freunde nicht viel besser als dem Feinde. Dieser wurde geradezu räuberisch angefallen, jener mußte sich aufs äußerste aussaugen lassen. Denn man hatte jetzt wohl mit stehenden Heeren einen Anfang gemacht, aber Kasernen und sonstige Garnisonseinrichtungen gab's noch nicht, und doch mußten die Truppen im Winter, weil dann wegen der ungenügenden Verkehrswege der Krieg ruhte, untergebracht werden. Sie wurden in Städte und Dörfer gelegt und bei den Einwohnern und etwa in leeren Klöstern einquartiert, und zwar fiel der Einwohnerschaft nicht nur die Ernährung von Mannschaften und Pferden, sondern auch der Sold für Offiziere und Soldaten zur Last.

Auf dem Deputationstag zu Regensburg 1623[28]) war dieses von dem ligistischen General Tilly nach Besiegung Ernsts von Mansfeld und Christians von Braunschweig eingeschlagene Verfahren Gegenstand der Beschwerde seitens mehrerer Reichsstädte, so Heilbronns und Halls im Dezember. Während die Städte sich für unabhängig und unverletzlich hielten, belegte sie Tilly mit Truppen, deren Verpflegung und Sold sie auf sich nehmen mußten. Das eigene Kriegsvolk nötigte man sie zu entlassen, das fremde in die Häuser aufzunehmen (in Aachen z. B. Spanier) und die städtischen Obrigkeiten hatten nur noch soviel Gewalt als die Kommandanten ihnen gewährten. Trotz der Fürsprache des Kaisers bei Tilly, und der größeren Städte, sowie der sächsischen Gesandten beim Fürstentag blieb Tilly dabei, im Winter müßten die Truppen in den

Miscellanea de civitate Gamundiana. Der seither verstorbene Stadtpfarrer Pfitzer hat es der Registratur des Kathol. Stadtpfarramts vermacht.

28) Vgl. Gindely, Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs IV. S. 515 f.

Städten untergebracht werden. Alle Einsprache und Fürsprache erreichte nicht mehr, als daß während einer solchen Einquartierung die belegten Städte von weiteren Kontributionen frei sein sollten. Erwähnt wurde bei diesen Verhandlungen, daß Worms monatlich 18000 fl., Speier 15000 fl. bezahlen, Hall seit geraumer Zeit täglich (wohl einschließlich des Aufwands der Quartiergeber) 18—20000 fl. leiden mußte und seinen Gesamtaufwand bereits auf 2 Millionen Gulden berechnete. Dabei die persönlichen Mißhandlungen, namentlich des weiblichen Geschlechts, so daß manche Bürger ihr Haus verließen und im Elend umherirrten, während die Soldaten in ihren Häusern schwelgten und ihre Habe verzehrten.

Der Kaiser gab mildernde Verordnungen, aber die Ligisten, die eben den Reichsstädten aufluden, was sie sonst hätten selbst aufbringen müssen, kehrten sich wenig daran.

Was war nun in solcher Zeit das Los einer Reichsstadt, die selbst der Liga beigetreten war und der der katholische Glaube nicht erst aufgedrungen werden mußte? Ist sie geschont und in ihren Privilegien geschützt worden?

Eine Supplik der Stadt Gmünd an den katholischen Verein von 1631 (u. „Wahrh. Beschreibung") macht den besonderen Anspruch geltend, den die reichsstädtische Regierung durch ihre bisherige Haltung glaubte erworben zu haben: „sie hätten sich nicht bloß mit Bezeugung ihrer ganz reinen katholischen Religion von andern rebellisch protestierenden oder neutralen Städten ganz abgesondert, sondern selbst zu der kathol. Liga verbunden, in Hoffnung, gemäß kaiserl. Befehl mit Einquartierungen und Durchzügen aller kathol. Stände verschont zu werden und ihre Assistenz und Schutz wirklich zu genießen zu haben — wie sie auch zu dem schönbergischen Regiment in die Bundeskasse ihre Schuldigkeit äußerstem Vermögen nach geleistet".

Nichtsdestoweniger seien sie

1624 durch das Schönbergische Regiment,

1625 auch wider des Herzogs von Friedland ausdrücklichen Befehl durch die holsteinische Kavallerie (6 Kompagnien), mit Sammlungs- und Musterplatz auf 5 Wochen, nebst dem Geld zur Musterung[29]),

1626 durch Sachsen-Lauenburgische Reiterei,

1627 durch Kronberger und zugleich durch die Krazische Reiterei und

29) 27. Oktober 1625 quittiert Oberst Graf Merode über 2000 Rth., die Gmünd zur Armierung der 5 eine Zeitlang auf ihrem Gebiet einquartierten Kompagnien „und zu Bezeigung ihres Eifers zur Vollziehung der Kais. Dienste" bezahlt habe. Staatsarchiv Büschel 86.

Fußvolk jedesmal etliche 1000 fl. (neben anderem durch die Soldateska zugefügten Schaden) zu kontribuieren angehalten worden[30]).

1628 mußten sie sich mit dem Kais. Kriegsrat Oberst v. Ossa zur Erlangung einer Kais. Salva guardia (Schutzbrief) um etliche 1000 fl. abfinden, worauf die Untertanen eine Kompagnie zu Roß samt dem Staad-ferrarischen Regiment bekamen und 4 Monate unterhalten mußten. Dieselben nötigten ihnen gleich bei ihrer Ankunft etliche 1000 fl. ab.

1629, 4.—20. Februar war $^1/_2$ Kompagnie Reiter des Freiherrn v. Kronberg in den Landorten von Gmünd einquartiert unter Rittmeister Berlo. Da Gmünd nicht zahlen konnte, schoß der Oberst 530 Taler vor, forderte sie aber 3. Februar 1631 seinen „sonders lieben Freunden" wieder ab (Schreiben dd. Bellberg, Staatsarchiv B. 86).

1629 Ende April mußte man sich mit einigen brandenburgischen Kompagnien um ein ansehnliches Geld abfinden, bekam aber anfangs Mai Einquartierung zweier Regimenter, und im September wurde — trotz einer durch Bayern ausgewirkten Salva guardia des Generals Grafen Collalto, daß Gmünd mit der nach Italien (zum Mantuanischen Krieg) marschierenden Armee Wallensteins verschont werden solle, — wieder ein Regiment in Gmünd einquartiert.

So hatte Gmünd zwar während des Pfälzischen Krieges noch Ruhe gehabt, war aber von 1624 an, wo doch das blutige Schauspiel des Kriegs sich auf den Norden und Osten beschränkte, einem recht verderblichen Kriegszustand verfallen. Noch 1630 — als schon mit dem Frieden von Lübeck das Kriegsfeuer im Norden fast erloschen war, hatte man hier zu klagen: „Gmünd ist mehr als 10fältig von allerlei hin und her marschierender Soldateska, sogar abweichend von ihrem eigentlichen Marschziel auf Umwegen aufgesucht worden."

Ohne daß uns viel Einzelheiten über die Raubgier und den grausamen Übermut, der nach sonstigen Nachrichten schon auf solchen Durchzügen, besonders an dem Landvolk ausgeübt wurde, berichtet werden, glauben wir, was die Supplik (1631) zusammenfassend beifügt, — „Daher ist aller von sovielen Jahren härtiglich zusammengesparte ... Vorrat an Geld, Wein, Getreide, Futter, ja an den zum täglichen Gebrauch nötigsten Utensilien verzehrt und überdies der gehabte Kredit gänzlich geschwächt und aufgehoben, — — Handel und Handwerk gesperrt, die freie Zufuhr, Handel und Wandel bei so beharrlicher Unsicherheit der Straßen wie in Verbot gelegt, und die vorher verarmten Untertanen mit Steuern und Kontri-

30) Dies wohl eine Abteilung der Truppen, die Wallenstein einrücken ließ, vorerst Württemberg verschonend. Schneider, S. 288.

butionen belegt — daher Bürger und Untertanen in unwiderbringliches Verderben gesetzt (sind), die Stadt gar erschöpft ist."

Die Gmünder versäumten die Gelegenheit nicht, die der Regensburger Reichstag von 1630 bot, Beschwerden anzubringen und sich gegen weitere Bedrückungen zu sichern. Ihr Abgesandter, Ratschreiber Jak. Wertwein[31]), meldet unter dem 6. Juli 1630 (Staatsarchiv B. 86), daß er, von ihrem Agenten Trach beraten, zwei einflußreiche Herrn je mit 1/2 Faß Wein „verehrt" habe und einer Resolution entgegensehe — doch was man in einer Stunde hoffe, lasse hier wohl 2 Tage auf sich warten. Er erfuhr, daß Tilly anwesend sei, Friedland erwartet werde — es seien noch mehr Stände mit dergleichen Anliegen da; es werde eine allgemeine Beschwerde werden. Wenn der Rat wolle, könne er auch eine Klagschrift aufsetzen und übergeben lassen.

Ehe der Sturm gegen Wallenstein ausbrach, der sich hier schon ankündigte, erhielten die Gmünder, wohl als Frucht von Werthweins Bemühungen, eine Salva guardia, durch den Obersten und Kais. Kriegsrat v. Holck, von Memmingen aus dd. 18. Juli 1630 gegeben (Staatsarchiv B. 86). Es sei des Kaisers Befehl, daß man alle Bundesstände mit wirklicher Einquartierung bei den Durchzügen verschonen solle. Daher verlange er von allen Kais. Begleitkommissären und Kriegsoffizieren, daß sie der Stadt Gmünd, als Bundesstand kein Quartier zumuten, sondern solches auf andere benachbarte zurichten.

Wohl im Zusammenhang mit den vereinten Beschwerden und Anstrengungen der Stände, die im August zu Wallensteins Absetzung führten, steht die aus Regensburg vom 3. August 1630 datierte Erteilung einer Salva guardia des Generals Tilly[32]).

Sie lautet — mit einigen Kürzungen:

Wir, Joh. Graf Tserklaes v. Tilly, Freiherr v. Marbeiß usw., der Röm. Kais. 2c. Majestät und der Kurf. Durchleuchtigkeit in Bayern Generalleutnant, Rat und Kämmerer — fügen hiemit zu wissen, — demnach des Röm. Reichs Stadt Gmünd nicht allein in der Röm. Kais. Majestät — — Devotion und Gehorsam schuldigster Gebühr nach jederzeit verblieben, sondern auch zu Unterhaltung der Soldateska in des löbl. kathol. Bundes Kassa seither ein Ansehnliches kontribuiert und noch kontribuieren tut, und deswegen billig ist, daß selbe Stadt hingegen vor unbilliger Gewalt, Zunötigungen, Pressuren und Tätlichkeiten vermögens (= möglichst) geschützt werde, maßen wir auch zu solchem Intent und Ende derselben gegen-

31) Diesem geschickten Diplomaten, nachmaligem Bürgermeister, hatte der Rat schon 1629 als Erkenntlichkeit für seine Dienste 600 fl. verwilligt.

32) Aus dem Gmünder Archiv, im Staatsarchiv B. 86.

wärtigen Schutzbrief und schriftliches protectorium in Gnaden — erteilen lassen.

So befehlen wir allen und jeden zu unserer untergebenen armada gehörigen hohen und niederen Offizieren, sowohl auch gemeinen Soldaten zu Roß und Fuß hiemit ganz ernstlich und bei unausbleiblicher Strafe, daß sie unser Protektorium — — in schuldigster Gebühr gehorsamlich respektieren, halten und also besagte Stadt, deren Bürger, Einwohner und Untertanen samt Hab und Gütern, auch zubehörige Dorfschaften, Meierhöfe und andere Pertinentien (nichts ausgenommen) — mit Exaktionen und Bedrängnissen, als unnötigen Durchzügen, Nachtlagern — Brandschatzungen, Ranzionierungen, Raub — auch was dergleichen Ungebührnisse mehr sind — keineswegs zu molestieren, zu betrüben und beschweren, sondern — besagter Stadt und ihren Angehörigen wider solche Pressuren und Unbilligkeiten in unserem Namen die gehörige hilfliche Hand bieten, defendieren und jederzeit nach Möglichkeit verteidigen helfen.

Das wollen und befehlen (wir) mit allem Ernst, dessen zu Urkund unsere eigenhändige Subskription und gräfliches Insigel —

Geben zu Regensburg den 3. August 1630.

Dieser Schutzbrief war notwendig erschienen, um die Stadt vor den Truppen der eigenen Partei zu schützen. Wenn unter dem 4. Dezember 1631 von Schott aus (Staatsarchiv B. 86) ein zweiter ausgestellt werden mußte, so wirft das kein günstiges Licht auf den Erfolg des ersten. Der zweite ist fast gleichlautend, nur daß die Verpflichtung, die Stadt nötigenfalls gegen Mißhandlungen zu verteidigen, fehlt. — Ähnliche Erscheinungen in Frankreich haben wir 1870 und 1914 erlebt.

Fünftes Kapitel.

Das Restitutionsedikt und die kirchlichen Zustände in Gmünd.

War der Krieg eine ernste Gefahr für den Wohlstand und die Selbständigkeit der Reichsstädte, auch des kaisertreuen Gmünd, so bedeutete der Sieg des Kaisers freie Bahn für die jesuitische Reaktion. Nach der Niederlage Christians IV. von Dänemark hält sie 1627 mit kaiserlichen Kommissären in Lindau, wo den Jesuiten das Zeughaus eingeräumt werden muß, in Memmingen, wo fortan nur Katholiken in den Rat gewählt werden sollten und die Jesuiten sich eindrängten, in Kaufbeuren, in Worms und Frankfurt a. M., wo Tilly den Kapuzinern Eingang verschaffte, u. a. O. ihren Einzug (vergl. Egelhaaf, Gustav Adolf und die deutschen Reichsstädte, in der Deutschen Rundschau Bd. III S. 230 f.).

Einer Reaktion bedurfte es nun in Gmünd nicht; doch ward dieses Gebiet im jesuitischen Hauptquartier nicht übersehen. In den „Commentaria de Germania sacra restaurata“ wird berichtet: Am 24. März 1628 ist dem deutschen Ordensgeneral die Aufgabe (commissio) übertragen worden, in den Reichsstädten Giengen, Bopfingen, Nördlingen, Aalen, Dinkelsbühl und Gmünd bezüglich der Religion Untersuchung anzustellen und deren Mängel unter Darlegung des Rechts, auch des Religionsfriedens, abzustellen und die Sache wieder in den ehemaligen Zustand, wie er zur Zeit des Passauer Friedens war, zu bringen.

In Gmünd gab es keine protestantischen Kirchen zu schließen, Prediger zu vertreiben, protestantische Ratsherrn zu entsetzen, Klöster wiederherzustellen, aber wir haben vom Juli 1628 und schon vom 7. Oktober 1627 Berichte[33]), die der Stadtpfarrer M. Schleicher von Gmünd, wohl auf Grund eines Fragebogens, wahrscheinlich dem Bischof von Augsburg zu liefern hatte und die wir im Auszug mitteilen.

Untertänige, getreue Relation über die Religionspunkten aus der Pfarr Schw. G. bis 7. Oktober 1627.

Ad 1 wird der Gottesdienst so gehalten, daß — Gott sei die Ehr — der Eifer merklich bei dem gemeinen Volk täglich wächst, da auch Fleischesser, Gotteslästerer und andere ärgerliche Sünder erdappt werden (deren es bisweilen nicht mangelt), selbige von mir sowohl publice als privatim, als auch von der weltlichen Obrigkeit — vermahnt und abgestraft. (Der Bericht von 1628 rühmt außerdem von den Pfarrkindern den fleißigen Besuch der Gottesdienste in Kirchen und Klöstern, namentlich der Frühmesse.)

Ad 2. An Sonn- und Feiertagen werden zu unterschiedlichen Stunden genugsame (je 3 an verschiedenen Orten und Stunden nach d. Ber. v. 1628) Predigten neben der Lehr des catechismi gehalten, — durch Zutun der weltlichen Obrigkeit (1628: „sonderbare Strafen“) größerer Eifer und Fleiß erweckt werden, besonders bei denjenigen Eltern und Kindern, so die Schule nicht besuchen und um öffentliche Ermahnung nichts geben.

Ad 3. Es besuchen die Herrn des Rats ihren Gottesdienst, sonderlich die Messe, teils in der Pfarrkirche, teils in Klöstern, desgleich das gemeine Volk und habe ich der obrigkeitlichen Hilf halben keine sonderliche Klage — (ebenso 1628).

---

33) Rottenburger Akten. — Daß unter dem 5. Oktober 1627 der Bischof von Augsburg dem Bürgermeister u. R. von G. in besonderem Schreiben zu verstehen gab: Die Verwaltung der Einkünfte von Pfarreien und anderen Benefizien, die jene zu des Bischofs Zufriedenheit besorgt zu haben glaubten, sei nicht ihre, sondern seine, des Bischofs Sache, — sie können sich dafür auf Herkommen oder Verjährung nicht berufen (Schreiben im K. Staatsarchiv) — sei hier nur erwähnt.

Ad 5 sind die vier Schulen mit qualifizierten Personen versehen und werden diese zu schuldigem Fleiß und Eifer — — durch Visitationen und exhortationes inständig angemahnt (1628: wie es denn bisweilen vonnöten).

Ad 7. Ist mir niemand bewußt, so zur österlichen Zeit die Beicht und Kommunion hätte halsstarriger Weise unterlassen (1628: es wird auf österliche Beicht und Beichtzettel, sonderlich deren in ausländischen Diensten, nach Vermögen aufgesehen und werden die Hinlässigen oder Ungehorsamen alsbald beschickt oder durch Mittel der weltlichen Obrigkeit — angehalten). Nur ein gefangener Mann blieb halsstarrig. Eine gute Zahl beichtet das Jahr durch, (1628: im verflossenen Jubilaeum 1500 Personen) und keiner ist in Todesnöten ohne die h. Sakramente gewesen.

Ad 8. Der ketzerischen Bücher halben ist mir nichts Sonderes bewußt; wenn ich deren in Erfahrung bringe, werden sie abgefordert; mit den verdächtigen Segnern habe ich noch derzeit wegen überlästigen Kriegsvolks bei der weltl. Obrigkeit schwerlich können vorkommen. (1628: etliche enthalten sich der Zaubersachen nicht ganz, ohne von der weltlichen Obrigkeit gestraft zu werden.)

Ad 9. Wegen der in lutherischen Orten Dienenden tue ich gute Anordnung, daß selbige in christl. kathol. Religion gestärkt werden, zu österlicher Zeit beichten und kommunizieren und soviel möglich ketzerische Dienste vermeiden sollen.

Ad 10 wäre große Notdurft, daß in den Pfarren Iggingen, Zimmerbach oder Spraitbach Schulen würden aufgerichtet (1628: könnte jetzt wegen der Kriegskosten nichts fürgenommen werden).

Als eine Frucht der jesuitischen Betriebsamkeit wird auch der Besuch anzusehen sein, den die Reichsstadt am 9. Juni 1630[34]) erhielt. Da „ist ein ehrsamer Rat der Reichsstadt Aalen mit Kreuz und Fahnen nach Gmünd zur Pfarrkirche wallfahrten gangen".

In Aalen war 1575 auf den Wunsch der Bürgerschaft von dem Tübinger Professor der Theologie und Kanzler Jakob Andreä die Reformation eingeführt worden. Aber 1628 kam eine kaiserl. Kommission, die im März die Kirche wieder einem katholischen Pfarrer einräumte und die Stadt unter Androhung von „Kommissären mit Schwert und Spieß" aufforderte, zum alten Glauben zurückzukehren. Ein Teil fiel ab; der evangelisch bleibende Rest hielt in der Spitalscheuer Gottesdienst, bis im August

---

34) So der Chronist Vogt. Der in seinen Zeitangaben nicht immer zuverlässige Dom. Debler hat 1631.

eine zweite kaiserl. Kommission den evangelischen Stadtpfarrer vertrieb und den Einwohnern nur zwischen Messe und Auswanderung die Wahl ließ. Ob wohl die Prozession nach Gmünd aus freiem Antrieb unternommen wurde? 1632 kehrte die Stadt zum evangelischen Glauben zurück.

Bei der Hauptaufgabe, die sich die siegreiche Partei 1629 stellte, der Restitution der eingezogenen Klöster und geistlichen Güter, war die Stadt in der glücklichen Lage, nichts zurückgeben zu müssen. Da somit bei ihr kein Widerstand zu erwarten war, wurde sie sogar als eine Art von Hauptquartier benützt für die Kommissionen und Truppenteile, die mit der Ausführung der erforderlichen Maßregeln betraut waren[35]).

Die kaiserlichen Kommissäre hatten schon am 11. Juni 1630 von Gmünd aus den Versuch gemacht, im Kloster Lorch die Exekution vorzunehmen, hatten aber weder am 11. noch am 17. Einlaß gefunden (Günter S. 114 f.).

Erst als Wallenstein, nach anfänglicher Weigerung, seinen Generalquartiermeister v. Ossa mit 25 Kompagnien zu Fuß und 3 zu Pferd in Württemberg hatte einrücken lassen und ihm befohlen hatte, den Kommissären an die Hand zu gehen, konnten sie zur Ausführung schreiten. Wieder von Gmünd aus sandten sie am 27. August 1630 vor das Kloster Lorch, wo man sie nicht erwartete, eine bevollmächtigte Abordnung mit 30 Reitern unter dem Obersten v. Ossa, der sich durch keinen Protest abhalten ließ, einzureiten, den Schultheiß und die Bürger im Namen des Kaisers ihrer Eidespflicht gegen Württemberg entband und dem Klosterpersonal gebot, dem mit 25 Musketieren zurückbleibenden Oberstleutnant und Kapitän Gehorsam zu leisten.

In Gmünd fanden dann Ende August Unterhandlungen mit den Vormundsräten des Herzogs Administrator von Württemberg statt, die — freilich vergeblich — verlangten, daß das Kloster wieder geräumt werde; in Gmünd mußten sich auch die evangelischen Pfarrer der Klosterflecken einfinden und sich eröffnen lassen, daß sie in der Kirche nichts mehr vornehmen dürfen und binnen Monatsfrist die Pfarrhäuser zu räumen haben (Günter S. 183 f.). Noch am 2. September waren die Kommissäre in Gmünd und nahmen sich heraus, den Herzog Administrator von Württemberg in Person oder durch Vertreter auf Montag, den 9. September, auf das Rathaus in Gmünd zu zitieren, zur Rekognition der Dokumente der Klöster (Günter S. 201).

35) Über diese Vorgänge enthalten die Gmünder Chroniken nur eine dürftige Notiz. Eingehend sind sie dargestellt in dem Buche: Das Restitutionsedikt von 1629 und die kathol. Restauration Altwürttembergs von Dr. H. Günter, sowie in Schneiders Württ. Gesch. S. 234.

Da es sich um Freigebung der Klostergüter und bezüglich der Untertanen um Änderung der Konfession handelte, so war namentlich zu prüfen, ob die Einziehung der ersteren und die Einführung der Augsburgischen Konfession schon vor dem Passauer Vertrag geschehen sei. Im nächsten Monat finden wir die Kommissäre nach Überlingen übergesiedelt. Indessen war mit der Wiederherstellung einer Reihe von Klöstern fortgefahren worden.

Als im Dezember 1630 die Prälaten und Administratoren der Klöster zur gemeinschaftlichen Wahrung ihrer Interessen sich in Rottenburg zu einem Bund vereinigten, wurde als Sitz für die Kasse Gmünd gewählt und am 8. Januar 1631 der zweite Tag in Gmünd gehalten, wo sie auch ihren Syndikus hatten (Günter S. 238 f.).

Aber ein völliger Umschlag bereitete sich in demselben Jahre vor — Gustav Adolf rückte in Deutschland ein.

Sechstes Kapitel.

Gmünd glaubt sich von der Liga verlassen.

Wir haben oben berichtet, daß Gmünd wegen seiner Bundestreue keineswegs besondere Schonung erfuhr, und daß es bei seinen Verbündeten mit seinen Klagen erst Gehör fand, als gegen die Brandschatzungen und Verheerungen alle Stände sich erhoben.

Dieser wenig bundesfreundlichen Behandlung wurde aber in den Augen der Gmünder die Krone aufgesetzt durch die ihnen anfangs 1631 gemachte Eröffnung, daß „der Kaiser bei dem neulichen kurfürstlichen Kollegialtag zu Regensburg dahin sich resolviert habe, daß forthin keine Reichsstadt zu dem katholischen Bund kontribuieren solle". Deshalb klagten sie, seien sie dann vom K. Kriegskommissär für den schwäbischen Kreis diesseits der Donau schriftlich mit Exekutionsdrohung ermahnt worden, hinfüro monatlich 200 Rtr. zu seiner Kommissariatskasse zu zahlen, „was ihnen schmerzlich falle, da sie nach so vielen ausgestandenen Pressuren von der Liga, deren sie je länger je mehr zu genießen in Hoffnung gestanden, jetzt urplötzlich separiert, dagegen den ungehorsamen unkatholischen Ständen, zu denen sie sich nie (hätten) verstehen wollen, adjungiert und gleichgehalten werden sollten" [36]).

---

36) Über diese Beschwerden der Gmünder berichten in der „Wahrhaften Beschreibung ꝛc." die Suppliken „an den katholischen Verein, die Stadt G. bei dem katholischen Verein zu belassen" — Kap. IV erwähnt — von 1631, und an den Bischof von Augsburg um dessen Fürsprache vom 5. März 1631. Letzterer sind obenstehende Worte entnommen.

Der Kaiser hatte auf dem genannten Fürstentag seinen siegreichen Heerführer Wallenstein den seine Absetzung verlangenden Ständen geopfert. Aber es geschah nur unter der Voraussetzung, daß die ihm längst bedenkliche Selbständigkeit der Liga aufhörte, und so wurden beide Heere, das bisher kaiserliche und das ligistische, unter dem Oberbefehl Tillys, der dem Kaiser und der Liga verpflichtet war, vereinigt und sollten von den Kontributionen der Kreise unterhalten werden, die, fortan auch von den Mitgliedern der Liga geleistet, in die allgemeine Kriegskasse floßen.

Auf die Bemessung dieser Leistungen hatten, abgesehen davon, daß die Reichsstädte des Schwäbischen Kreises größtenteils zur Union gehalten hatten, vielleicht auch die Absichten des Kaisers bezüglich der Reichsstädte Einfluß. Schon 1623 war ihm empfohlen worden, seine Herrschaft in den Reichsstädten fester zu begründen und sich ein Einkommen aus denselben (in denen man einen unerschöpflichen Reichtum voraussetzte) zu sichern; er solle jeder einen Vogt setzen, der die Oberaufsicht führe und alle Verbindung mit den Feinden verhindere[37]).

Wenn bei der neuen Ordnung Gmünd nicht besser fuhr als die „ungehorsamen unkatholischen" Reichsstädte, sondern über sich ergehen lassen mußte, was sich aus der veränderten Stellung der katholischen Bundesgenossen ergab, so ist also daran zu denken, daß die ganz besondere Gunst für ein Mitglied der Liga, auf die zu rechnen es einige Ursache hatte, bei dem Kaiser nicht vorhanden war.

Die Gmünder glaubten aber an diesen Anspruch und sandten anfangs März ihren Diplomaten, Jak. Werthwein, mit der erwähnten „Supplik" an den Kurfürsten Maximilian von Bayern ab. In der „Supplik an den katholischen Verein" wird gebeten, G. bei dem Verein zu belassen. „Sie seien, als mit widrigen Religionsangesessenen um und um umgeben, der vereinten Tat, Hilfe und Verteidigung vor andern bedürftig und viel Jahr her genug geprüft. Die Herren möchten doch in Beherzigung — namentlich der auf mehrere 100 000 fl. zu berechnenden Unkosten der Einquartierung von kaiserlichen, ligistischen und Unionstruppen und der unüberwindlichen Schulden, in die sie dadurch eingeschlagen, in Gnaden besonders dahin gedenken, wie sie aus der vom Kaiser jüngst auferlegten Kontribution befreit und als die mit Hintansetzung alles Zeitlichen standhaft katholisch verharrt, jetzt bei dem hoch-

37) Gindely, Gesch. des Dreißigjähr. Kriegs IV, S. 520. Über die in dieser Richtung in verschiedenen Reichsstädten namentlich seit 1626 unternommenen Schritte s. Egelhaaf, Gustav Adolf und die deutschen Reichsstädte, im III. Band der Deutschen Rundschau.

löblichen katholischen Verein einverleibt und künftiger Einquartierungen und Durchzüge überhoben werden möchten."

Der Abgeordnete bekam ein Schreiben an den Bischof von Augsburg, d. d. 5. März, mit, in welchem dieser gebeten wurde, die Supplik zu unterstützen, damit sie bei der Liga belassen werden, oder, wenn dies nicht möglich, wenigstens bezüglich künftiger Durchzüge, Einquartierungen und Kontributionen den andern (katholischen) Bundesständen gleichgehalten werden möchten. Der Bischof entsprach diesem Wunsche am 17. März 1631 und gab dem Abgeordneten ein Schreiben mit, worin er den katholischen Verein bat, die Gmünder, wenn der Ausschluß nicht zu umgehen, wenigstens so zu verabschieden, daß sie auf der Gegenpartei unvorhergesehene Überfälle oder Bedrängnisse sich etwas Schutz und Hilfe von der katholischen Liga zu getrösten hätten.

Wir kennen den nächsten Erfolg dieses Schrittes nicht. Die Ereignisse nahmen ja bald nachher eine Wendung, durch welche Durchzüge kaiserlicher Truppen und Kontributionen an den Kaiser für einige Zeit von selbst wegfielen.

Es handelte sich übrigens bei der beklagten Maßregel wohl nicht um Ausschließung Gmünds von der Liga, sondern um eine andere Regelung des Kontributionswesens, bei der nur auf sein bisheriges Verhältnis zur Liga keine Rücksicht genommen war.

Siebentes Kapitel.

Die Schweden besetzen Gmünd.

Wie hatte bald nach dem Frühjahr 1631 die Lage sich verändert! Damals waren die Gmünder unglücklich, daß sie von der Liga ausgeschlossen sein und ihren mächtigen Schutz entbehren sollten. Und sie bekamen von diesem eine hohe Vorstellung, als im Juni das kaiserliche Heer unter dem Grafen Egon von Fürstenberg einrückte und das dem Leipziger Schluß anhängende Württemberg so schnell überwältigte.

Aber nun war König Gustav Adolf in Deutschland erschienen, und durch die Schlacht bei Breitenfeld war die Macht des Kaisers gebrochen. Tilly mußte jetzt die Truppen an sich ziehen, die bisher die evangelischen Stände niedergehalten hatten. Noch am 4. Dezember 1631 ließ der Gmünder Rat sich von ihm einen neuen Schutzbrief erteilen[38], aber v. Ossas Regimenter mußten dann bald nacheinander abrücken und man erfuhr in Gmünd, daß am 31. Januar 1632 die Garnison von Schorndorf abzog und die Schweden den festen Platz besetzten.

38) S. o. am Schluß des IV. Kap.

Je mehr Gustav Adolfs Macht sich in Franken ausbreitete, desto mehr traten die zu ihm neigenden Stände im Süden aus ihrer Zurückhaltung heraus. Zuerst hatte Ulm am 25. Februar 1632 mit dem König ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen. Dann trat der Herzog Administrator von Württemberg, der noch im vorigen Oktober auf ein Bündnis und die verlangte Einräumung Schorndorfs nicht einzugehen wagte, anfangs Mai offen auf Schwedens Seite und stellte 6000 Mann.

Diese Lage übte auch ihren Einfluß auf die Klosterfrage. Vom Januar an wurden in Württemberg die Klöster nacheinander wieder besetzt. Den Mönchen in Lorch wurde am 2. Februar eröffnet, sie dürfen nichts mehr nach Gmünd in den Klosterhof führen lassen. In der Nacht vom 7. auf den 8. Februar floh der Klosteradministrator durch die Hinterpforte dem Walde zu und nach Gmünd, weil man mitgeteilt hatte, das Kloster werde überfallen. Am 10. fand die förmliche Übernahme von Kloster Lorch durch die Schorndorfer Vögte statt; die früheren Beamten traten wieder ein, die katholischen mußten weichen (Günter S. 261 f.).

Nun mußte auch Gmünd mit der schwedischen Macht in Berührung kommen und sich für oder wider entscheiden. Denn auf Neutralität ließ der König sich nicht ein.

Es scheint, daß von seiten des in schwedischen Diensten stehenden Obersten v. Degenfeld[39]) sein bevorstehender Einmarsch unter Anforderung einer Brandschatzung von 4000 fl. angekündigt worden war, als am 21. April 1632[40]) der Rat Abgeordnete an ihn abschickte mit dem Auftrag, um Abwendung oder doch Milderung der zugedachten Kriegslasten und um einen Akkord zur Sicherheit vor Plünderung und sonstiger Be-

---

39) Christoph Martin v. Degenfeld, geb. zu Eybach 1599. Studierte in Straßburg, Tübingen und Jena. Dieser Reiteroberst focht zuerst unter Wallenstein im Krieg gegen Bethlen Gabor, dann unter Tilly bei Wimpfen und Höchst 1622 und bei Lutter am Barenberg 1626. Mit Wallensteins Absetzung wurde sein Kürassierregiment entlassen und er begab sich auf seine Besitzungen (Eybach und Dürnau). 1632 bot er Gustav Adolf seine Dienste an und bildete aus den abgedankten kais. Reitern zwei Kürassierregimenter.

In Gmünd war er vorher schon nicht unbekannt. Sein Großvater hatte zwar 1697 seine Stammburg bei Degenfeld (jetzt Oberamts Gmünd) und seinen Anteil am Dorf an Württemberg verkauft. Aber die Familie besaß in Gmünd (bei der Johanniskirche) ein Haus, das unser Chr. Martin erst 1616 verkauft hatte.

Vgl. über ihn: Christoph Martin v. Degenfeld, nebst einer kurzen Geschichte der Familie von M. F. G. Kapff, Ulm 1844. Stark benützt aber auch ergänzt in: Chr. Martin v. Degenfeld und seine Söhne von v. Thürheim, Wien 1881.

Württ. Vierteljahrsh. N. F. III. S. 417 und Beschreibung des Oberamts Gmünd 1870, S. 315.

40) F. A. 106, wahrscheinlich 1. Mai n. St.

schädigung zu bitten. Der Rat nahm es wohl nicht schwer, sich an Degenfeld zu wenden, er war ja in der Stadt kein Fremder. „Bevorab," lautete die Instruktion weiter, „sollen sie darauf dringen, daß man dergestalt verhoffe und gebeten wolle haben, man werde einen E. Rat und Bürgerschaft zuvörderst in der Röm. K. Majestät Devotion (Untertänigkeit) wie auch bei dem exercitio katholischer Religion und wohlhergebrachten Liberalität u. K. K. Freiheiten fest und unperturbiert — verbleiben lassen" (F. A. 106).

Ehe diese Unterhandlungen zum Abschluß gekommen waren, die vielleicht zuerst im geheimen geführt wurden und, als etwas davon ruchbar wurde, um so mehr verdächtig erschienen, sah der Rat sich genötigt, am 15. Mai durch eine Proklamation die Bürgerschaft von der Teilnahme an einem Aufruhr abzumahnen, den ein entlassener Hauptmann, Michael Roß, angestiftet hatte (F. A. 105, 1). Die Einsicht, daß aller Widerstand aussichtslos und für die von den Freunden verlassene Stadt ein Abkommen mit den Schweden das Klügste sei, war unter dem Volk noch nicht so durchgedrungen, wie bei den Herren vom Rat; es war wohl nicht schwer, den gemeinen Mann zum Widerstand zu reizen, dem der Übergang aus der Feindesstellung gegen die protestantischen Schweden zu einem Vertragsverhältnis und kampfloser Einräumung der Stadt zu jäh, die Aufnahme des fremden Kriegsvolks nach den bisherigen Erfahrungen mit Bundesgenossen ein beängstigender Gedanke war.

Den Gmünder Abgeordneten wurde (nach F. A. 107 vom 19. Mai 1632, Akkord zwischen v. Degenfeld und Bürgermeister und Rat von Gmünd) eröffnet, v. Degenfeld handle im Auftrag König Gustav Adolfs; es seien ihm zu einem Sammel- und Musterplatz seines Regiments von 8 Kompagnien Reiter die schwäbische Ritterschaft samt den Städten Eßlingen und Gmünd mit ihren Dörfern angewiesen.

Offiziere und Reiter seien auf diesem Sammelplatz bis gegen 5. Juni Königlicher Kommunordnung nach zu unterhalten.

Die Abgeordneten machten dagegen die Not der erschöpften Stadt geltend und trugen auf einen Akkord an, den die Schweden bewilligten. In diesem wurde der Stadt die Bezahlung von weiteren 9000 Rtlr. zu den schon entrichteten 4000 auferlegt — ungerechnet die ihr zugemutete Quartierleistung. Dagegen wurde bewilligt, daß der Stadt die katholische Religionsübung[41]) und kais. und kgl. Privilegien ungeschmälert bleiben

41) Dies war ein spezielles Verlangen der Gmünder, nicht aber eine bei den Schweden erst auszuwirkende Rücksicht. Es war ohnedies des Königs Grundsatz, die Katholiken in ihrer Religionsübung nicht zu stören, wie er denn in jenen Tagen den Münchnern einen katholischen Oberst zum Stadtkommandanten setzte.

sollten, auch Zusicherung königlicher Sicherheit für Person und Eigentum der Bürger, Bauern, Geistlichen und Klosterfrauen; für den Fall eines Friedensschlusses versprachen die Schweden Verwendung für die Stadt, daß sie dieser Verpflichtung wegen von niemand gefährdet und beschwert werde.

Dieses Abkommen legte der Stadt Opfer auf, schränkte diese aber auf ein bestimmtes Maß ein. Der Rat genehmigte es.

Wenige Tage vor- oder nachher, um den 30. Mai, werden die Schweden eingerückt sein und ihre Quartiere, — der Oberst und sein Stab in der Stadt, die Mannschaft mehrenteils in der Umgegend, — bezogen haben.

Aber die Bürgerschaft war noch nicht beruhigt; der Rat mußte am 25. Mai (F. A. 105, 2) die Einwohnerschaft in einer „väterlichen Ermahnung" zur Abgabe aller Waffen auffordern, da der königlich schwedische Oberst, der durch Schimpfreden und Singen auf dem Markt und anderen Orten bei Tag und Nacht beleidigt worden sei, dieselben verlange und im Weigerungsfall mit Besetzung der Stadt durch einige Kompagnien Volks drohe.

Demnach hätte ursprünglich hauptsächlich das Land die Last der Einquartierung zu tragen gehabt — das war damals vielfach des Bauern Los — und hätte in der Stadt nur der Oberst mit Stab und Gefolge sein Quartier haben müssen. Hierin erfolgte ohne Zweifel jetzt eine Änderung — die Besetzung auch der Stadt wurde eine stärkere[42]).

Der Sammel- und Musterplatz kostete der Reichsstadt vom 22. April bis 30. Juni (a. St.) — denn bei dem zuerst verabredeten 5. Juni blieb es nicht —

bar Geld .	26 440 fl.	— kr.	
Verpflegung	21 002 fl.	24 „	
	47 450 fl.	24 kr.	

Davon allein für des Obersten Tafel und Küche	2386 fl. 7½ kr.
Für die Stabsoffiziere	2207 fl. 36 „

Mehrmals kam Befehl, Eßlingen und die Ritterschaft mit Quartier zu verschonen, wofür jedesmal Gmünd um so mehr zu tragen hatte.

42) M. Heinr. Kausler erzählt in seiner „Beschreibung von Gmünd" — ohne seine Quelle zu nennen: Im Jahre 1631 (jedenfalls unrichtig, statt 1632) habe die Bürgerschaft die feindlichen Offiziere in ihren Quartieren überfallen und die Besatzung mit Gewalt aus der Stadt jagen wollen. Möglich, doch ist es jedenfalls bei der bloßen Absicht geblieben; denn ein derartiger Versuch wäre ganz anders geahndet worden. Die 9000 Rtlr. waren nicht notwendig, wie er's auffaßt, eine etwas reduzierte Strafsumme, sondern eine Abfindung für die zugestandene Schonung der Stadt.

Das Datum 22. April läßt vermuten, daß der Muster- und Sammelplatz vom Abschluß des Akkords, am Tag nach dem Eintreffen der Abgeordneten im schwedischen Lager an berechnet wurde.

War sodann der 30. Juni nicht bloß das Ende der 1. Rechnungsperiode, sondern wirklich das Ende dieser Einquartierung, so hinge dies wohl damit zusammen, daß damals Gustav Adolf, der nach der erneuten Berufung Wallensteins auf Verstärkung seines Heeres bedacht sein mußte, auch die Reiterei v. Degenfelds an sich zog. Bei den Operationen um Nürnberg, die mit der Entscheidungsschlacht am 3. September endeten, wirkte nach dem Bericht seiner Biographen letzterer mit.

Ob und wie in diesen Monaten Gmünd besetzt war, mit welchen Empfindungen in der Reichsstadt damals das Ringen der beiden gewaltigen Gegner beobachtet wurde, darüber haben wir keine Nachricht. Der Krieg zog sich vom Osten im September nach dem Norden. Ehe aber dort der Zusammenstoß zwischen Gustav Adolf und Wallenstein bei Lützen am 6. November eine Periode desselben schloß, erließ unter dem 10. Oktober 1632 G. Friedrich, Graf von Hohenlohe, kgl. schwedischer Statthalter und Oberkommandant des Schwäbischen Kreises eine Verordnung, nach der v. Degenfeld mit seinem Regiment Gmünd, Lauchheim, Aalen und Kapfenburg samt Zugehörden zum Quartier haben sollte; es sollten dort seine Kranken, Verwundeten und Unbewehrten verteilt und verpflegt werden. Lauchheim wurde ihm zum Wohnsitz angewiesen und war darum mit Kranken zu verschonen (F. A. 109a).

Diese Verfügung macht zweifelhaft, was v. Degenfelds Biographen berichten, daß er an der Schlacht bei Lützen teilgenommen habe; aber es ist nicht ausgeschlossen, daß er, wie das ganze Heer, von dem Lager und Kampf vor Nürnberg her viele Kranke und Verwundete hatte, die einen weiteren Zug nicht mitmachen konnten, daß er aber nach entsprechender Unterbringung derselben mit den Kriegstüchtigen den weiteren Feldzug mitmachte.

Der Stadt Gmünd war auferlegt, im November und Dezember alle 10 Tage 630 Rtlr. zu bezahlen. Da die Entrichtung derselben auf sich warten ließ, wurde mit Exekution gedroht, und da man ohnedies bei v. Degenfeld mit 1000 fl. im Rückstand war, sah der Rat sich genötigt, eine außerordentliche doppelte Steuer auf die Bürger umzulegen (ib. 109b).

Achtes Kapitel.

Der Heilbronner Bund. Schenkung an Oberst v. Degenfeld.

Bei Lützen war König Gustav Adolf gefallen. Die Waffen ruhten vorerst. Der in der Schlacht gänzlich geschlagene Wallenstein verharrte

in Untätigkeit. Dem schwedischen Reichskanzler Oxenstierna wurde es auch nicht leicht, die bisherigen Verbündeten zusammenzuhalten. Erst im April 1633 vermochte er die protestantischen Stände von Franken, Schwaben, Ober- und Niederrhein zu dem Heilbronner Bund zu vereinigen.

In vier Kollegien (dem fürstlichen, gräflichen, reichsritterschaftlichen und dem reichsstädtischen) hatten die protestantischen Stände ihre Vertretung; in dem letztgenannten nahmen Frankfurt, Nürnberg, Straßburg und Ulm (die „ausschreibenden Städte") eine führende Stellung ein.

In der Zwischenzeit, vielleicht bis zum April 1633 mag Gmünd unbesetzt geblieben sein. Die spärlichen Nachrichten aus diesem Zeitraum berichten darüber nichts.

Bei Dom. Debler Bd. V. P. IX findet sich die Notiz: 1633, der Rat beschließt, daß man den Amtleuten und Räten nicht schenken dürfe.

Diese, zusammengehalten mit der in unserer Einleitung erwähnten Absetzung des Bürgermeisters Seybold, läßt vermuten, daß — etwa um die Zeit der Ratserneuerung (Lichtmeß) in der Einwohnerschaft eine Gärung, ähnlich wie 1620 oder 1632 entstand, der man mit obigem Beschluß Rechnung zu tragen genötigt war, für die aber genannter Bürgermeister büßen mußte (als ihr Sprecher oder Gegner? eher ersteres).

War Gmünd bei den Tagungen des Bundes in Heilbronn (April 1633) und Heidelberg auch nicht durch einen eigenen Abgeordneten vertreten gewesen, so erfuhr es doch bald, daß es nicht vergessen worden war[43]). Der Statthalter des Schwäbischen Kreises, Braun v. Brandenstein, ließ durch seinen Kommissär in Nördlingen den Rat am 20. Mai 1633 auffordern, Abgeordnete dahin zu schicken, was geschah.

Es wurde denselben eröffnet: nach dem beim Heilbronner Konvent gefaßten Beschluß bezüglich der monatlichen Kontribution sei Gmünd der Reichsmatrikel und Römerzug nach 18fach — nicht wie andere Stände 17fach — also mit 3168 fl. monatlich angelegt, weil Gmünd kein Kriegsvolk, wie andere Städte, zu werben habe. Sie sollen jetzt auf letzten Mai 3 Monate auf einmal erlegen, damit man zur Abschaffung der Insubordination und Ausschreitungen der Soldateska dieser Geld reichen und bessere Ordnung anstellen möchte.

Die an der Donau lagernden Truppen der Schweden und ihrer Verbündeten hatten schon länger keinen Sold erhalten und dies hatte zur Zerrüttung der Mannszucht, zu Meuterei und Mißhandlung der

43) Für die Vorgänge in G. vom 20. Mai 1633 bis Aug. 1634 haben wir einen Bericht von einem Gmünder, der dies alles miterlebt zu haben scheint, in Abschrift bei Dom. Debler, s. o. unter den Quellen.

Einwohner geführt und dadurch weitere Operationen unmöglich gemacht. Die Mittel der Bundeskasse waren aber gering und gestatteten nicht, Offiziere und Soldaten zu befriedigen. Daher diese Beschlüsse.

Außerdem sollten die Gmünder Abgeordneten eine ordentliche Spezifikation der Vorräte ihrer Stadt an Getreide und Munition übergeben, damit man wisse, wo nehmen. Man werde das etwa Gelieferte an der monatlichen Kontribution „defalzieren".

Die Gmünder machten dagegen den erschöpften Zustand der Stadt infolge des Degenfeldischen Musterplatzes und der vielen Durchzüge geltend und erklärten: ihren äußerst erschöpften Untertanen könnten sie eine so hohe Kontribution nicht aufladen, geschweige denn 3 Monate auf einmal aufbringen. An Proviant und Munition sei kein Vorrat vorhanden.

Aber der Kommissär bestand auf seiner Forderung, die eben einmal von den Ständen beschlossen sei — wenn man sich säumig erzeige, werde — zu ihrem Schaden — Exekution erfolgen. So berichteten die Abgeordneten bei ihrer Rückkehr am 23. Mai dem Rat. So mußte eben wohl oder übel bezahlt und geliefert werden.

Am 7. Juli 1633 bezahlte die Stadt dem Vogt des Obersten v. Degenfeld den Rest seines Anspruchs mit 258 fl. aus, so daß er von ihr 40 000 fl. empfangen hatte. Dazu kamen die sonstigen Unkosten, die Gmünd auf 70 000 fl. berechnete. Auch seine Reiter und Handpferde, die er noch hier hatte, waren nun abgeführt. Gott verleihe, fügt der Berichterstatter hinzu, daß die Stadt weiterer Einquartierung überhoben bleibe!

Aber die Stadt „erlitt noch viele Durchzüge auswärtiger Soldaten zu Roß und Fuß, wodurch noch Tausende von Gulden aufgingen, dabei noch Plünderung und Erpressung der Untertanen von den hin und wider streifenden Parteien, besonders zur Erntezeit". Das schwedische Lager blieb bis zum Herbst auf dem Schellenberg bei Donauwerth. Die von dort ausgehenden Streifzüge waren vielleicht mehr zu fürchten als Einquartierung.

Gmünd verband sich mit Württemberg und Limpurg zur Aufstellung von Wachtposten, z. B. in Dewangen, damit der Bauer die Früchte einheimsen und sicher handeln und wandeln könnte.

Allein auch so blieb der Ernteertrag nicht ungeschmälert. Der Kommissär des Bundes, Hamboldsheimer, eröffnete dem Rat durch ein Schreiben (Datum fehlt):

Nach dem Heilbronner Schluß sei von den verbündeten Ständen in Heidelberg beschlossen worden, daß von allen Ständen neben dem ordinari Zehnten (dem bisher schon verlangten sogen. Magazinzehnten) noch

ein, zweiter von allen im Jahre 1633 erwachsenden Früchten zu den Magazinhäusern geleistet und eingezogen werden müsse. Die Stadt wandte sich an die Kreisstadt Ulm und machte geltend, daß sie ohnedem mit der monatlichen Kontribution aufs höchste angelegt sei — wie man sich dazu verhalten solle? Aber alles Bitten und Lamentieren half nichts. Auf starkes Drängen des Kommissärs mußte man außer dem in die Magazine in Nördlingen schon vielfach gelieferten Proviant an Früchten, Brot, Wein und Bier auch noch etliche hundert Malter Früchte dahin liefern. (Bis daher nach Dom. Deb. am angef. Ort.)

Am 16. Juli 1633 lud der Reichskanzler die Vertreter der verbündeten Stände zu einem Konvent nach Frankfurt a. M.[44]) ein, wo u. a. über die bei etwaigen Friedensunterhandlungen von ihm einzunehmende Haltung, über ein Vermittlungs- und ein Bündnisanerbieten Frankreichs und namentlich darüber beraten werden sollte, „durch welche Mittel aller Mangel bei den Armeen abgewendet und hiedurch den vorgegangenen verderblichen Exorbitantien ab- und bessere Disziplin angestellt werde".

Bis der Konvent im August zusammenkam, war diesen bedenklichen Unruhen für den Augenblick gesteuert worden. Herzog Bernhard von Weimar hatte sich Ende Juli mit dem schwedischen Großschatzmeister beim Heere eingefunden und hatte nach wochenlangen Verhandlungen die Ordnung damit hergestellt, daß den Soldaten eine ansehnliche Geldsumme ausgeteilt, den Offizieren aber Güter und Herrschaften der eroberten Gebiete als freie, unmittelbare Erblehen des Deutschen Reiches zugesprochen wurden, von deren Ertrag sie fortan ihre Untergebenen zu befriedigen hätten. Dagegen verpflichteten sie sich, den Befehlen des Bundes, namentlich des Reichskanzlers, Folge zu leisten. Bei der Heerschau vor Donauwerth am 9. Aug. 1633 wurde das 24000 Mann starke Heer für die schwedische Krone und den Bund in Eid genommen.

Zu vollständiger und dauernder Befriedigung sollten aber nun die Mittel gesichert werden. Der Reichskanzler drang darauf und gab am 20. Sept. den Ständen zu bedenken, der Mangel an Geldmitteln sei in diesem Jahre allein daran schuld, daß man den Sommer über an der Donau habe still liegen müssen und nicht mehr habe ausrichten können (a. a. O. S. 250). Außer den schon in Heilbronn und Heidelberg beschlossenen Mitteln: Antizipation von 6 Monaten eines 12fachen (also wie es scheint doch etwas ermäßigten) Römerzugs und Erhebung eines Zehnten von allen in diesem Jahr wachsenden Früchten (des „Magazin-

44) Über diese Verhandlungen vgl. Joh. Müller, Reichsstädt. Politik zur Zeit des Frankf. Konvents im XXIV. Bd. der Mitteil. des Instituts f. Österr. Geschichtsforschung, S. 238 f.

zehnten"), kam u. a. in Vorschlag eine Besteuerung der okkupierten papistischen Orte, die keine Rekruten und Pferde hergeben.

Es ist hier nicht der Ort, auf jene unerquicklichen Verhandlungen näher einzugehen, bei denen gegenüber den hohen Anforderungen, die der Krieg an die verbündeten Reichsstädte stellte, ihre Erschöpfung schon nach der 1. Hälfte der Kriegszeit sich in lähmender Weise geltend machte. Schon das Angeführte macht uns die Schwere der Opfer verständlich, die eben in jenen Tagen von der Reichsstadt Gmünd gefordert wurden.

Und schon hatte das durch Herzog Bernhard von Weimar herbeigeführte Abkommen mit den Offizieren des Bundesheeres für Gmünd seine Früchte getragen.

Der regierende Bürgermeister erhielt ein von Donauwerth 6. Aug. 1633 datiertes Briefchen[45]) des Obersten von Degenfeld:

„Ehrenfester insonders vielgeliebter Herr Bürgermeister! Berichte Ihnen vertraulich, daß man allhier u. a. auch Ihre geistliche Güter zur Kontentierung der Offiziere hinwegzugeben im Werk, wie sie denn bereits mir selbst offeriert worden. Damit Sie zu verspüren, daß ich Ihr guter Freund, hab' ich Sie alsbald solches vertraulich berichten wollen, damit Sie solchem beizeit (welches ich zwar vergeblich halte) vorkommen mögen."

Gibt ihnen weiter zu verstehen, es wäre in ihrem Interesse, daß er die Güter bekomme, dann könnten sie jederzeit um Zurückerstattung einkommen, er würde sie allezeit wieder abtreten; kämen sie in andere Hände, so wäre es zu spät.

Vom 8. oder 9. Aug. wird sodann ein weiteres Schreiben des Obersten v. Degenfeld an die Reichsstadt[46]) zu datieren sein, in welchem er anzeigt, „wie ihm die Krone Schweden alle Klöster und geistliche Güter in Gmünd für Bezahlung seines Regiments ad 50000 fl. eingeräumt habe, derselben Gefäll indessen in Arrest und Gewalt zu nehmen."

Diese Eröffnung versetzte, wie die Geistlichkeit und die Klöster, so die Herrn vom Rat in große Aufregung.

Die Klostergeistlichkeit reichte beim Rat ein Bittgesuch um Schutz gegen die Einziehung ein, und der Rat legte dasselbe unter dem 14. Aug. dem Obersten vor. In dem Begleitschreiben (FA. 110) hieß es: „Obwohl wir nicht hoffen, Ihr werdet uns von unserer hergebrachten Possession in Einziehung unserer wenigen Gefälle zu notwendiger Unterhaltung unser und unserer Angehörigen je drängen wollen, so haben wir doch auf Bitten der Klöster um Gottes Barmherzigkeit zu bitten, sie und

45) Staatsarchiv, Gmünder Akten Büschel 87.

46) FA. 115, eine Nummer, die in dem Urkundenband fehlt, von der aber in der Dollischen Chronik ein Regest erhalten ist.

die Stadt bei den Privilegien und bei dem getroffenen Akkord gnädiglich zu lassen."

Nun traf eine sofort zu beantwortende Anfrage des Degenfeldischen Vogts vom 17. Aug. (FA. 111) in Gmünd ein, wieviel sich in jedem Kloster noch Geistliche befinden und „was sonst noch für notwendige Leut unterhalten werden müssen". Am 30. Aug. 1633 befanden sich: im Augustinerkloster: Prior und 2 Konventualen; Dominikaner: Prior, 5 Patres, Organist; Barfüßer: P. Guardian, 3 Priester, 2 Brüder (dazu in jedem Kloster einige Bedienstete).

Gotteszell: 22 Konventfrauen; Pater Beichtvater und 1 Diener; 1 Arzt; 3 Pfarrer auf dem Land; 14 Ehehalten, 1 Barbier und viele Taglöhner.

v. Degenfeld sei jetzt eben in Münsingen.

Da es demnach mit Beschlagnahme der Klostereinkünfte ernst werden sollte, wandten sich die Gmünder an demselben Tage mit einer Beschwerde an den schwedischen Feldmarschall G. Horn, v. Degenfelds Vorgesetzten (FA. 112 vom 17. Aug. 1633).

Der Rat macht in derselben geltend, daß Gmünd die monatliche Kontribution nicht mehr leisten könnte, weil ihm durch die Konfiskation dieser Güter die meisten ihrer Untertanen entzogen würden; ohnedies seien sie höher als andere Stände angelegt.

Diese Klöster und geistlichen Güter, hieß es in dem Schreiben, seien seit unvordenklichen Jahren samt ihren Inwohnern und Untertanen der Stadt nicht nur mit Schutz und Schirm zugetan, sondern auch mit aller hoher und niederer Obrigkeit und Botmäßigkeit unterworfen, auch in dem Akkord mit v Degenfeld unter des sel. Königs Schutz und Salvegarde genommen — —.

Stadt, Klöster und Geistlichkeit seien der Krone Schweden treu verblieben, und man könne sich nicht einbilden, warum sie so angesehen werden. Flehentliche Bitte, es dahin zu vermitteln, daß der Oberst mit seinem Anspruch anderwärts gewiesen werde.

Der Rat wollte nichts unversucht lassen, um die angekündigte Maßregel abzuwenden; er sah nicht nur die Interessen der Kirche, sondern auch die der städtischen Finanzen dadurch schwer bedroht. Über die Schritte, die er unternahm, sei hier nur in der Kürze berichtet.

Am 20. Aug. 1633 sandte der Rat zwei Vertrauensmänner nach Augsburg an den Grafen v. Brandenstein, K. schwedischen Geheimerat, Großschatzmeister in Deutschland (ihr Bericht FA. 113a).

Oberst v. Degenfeld, den sie in Donauwerth aufsuchten, bestätigte, daß ihm die Klöster verliehen worden, und war im Begriff, seinen Amt-

leuten in Göppingen zur „Immission" Auftrag zu geben. Darin verstand er sich zu keinem Aufschub, versprach aber bis zu ihrer Rückkehr sonst nichts zu verändern. Er wolle selbst dazu helfen, wenn man ein Auskunftsmittel wisse — aber es sei eben sonst nichts übrig, was man ihm anweisen könne. Er erinnerte an die Kontribution, mit der Gmünd seit 6 Monaten im Rückstand sei.

Ängstlich mahnten die Abgesandten den Rat zur sofortigen Entrichtung, da Exekution drohe.

In Augsburg erfuhren sie unter der Hand: Die geistlichen Güter seien zwar vergeben, aber die Geistlichen sollten nicht daraus vertrieben, sondern der Gebühr nach sustentiert werden. Da es zugleich hieß: v. Degenfeld habe an den Grafen geschrieben um die Konzession — da es schlechte Klöster seien — die Geistlichen hinausschaffen zu dürfen; so schöpften sie daraus die Hoffnung, dem Obersten werde die Lust zu dieser Erwerbung vergehen, er werde zu einem Akkord auf Geld geneigt sein.

In der Audienz beim Großschatzmeister beriefen sie sich darauf, daß weder (wie in Frankfurt) Geistliche noch Weltliche in Gmünd sich gegen Schweden widersetzlich gezeigt hätten, und daß im Akkord versprochen worden sei, die Stadt und sonderlich die Geistlichen bei allen ihren Rechten ungestört zu lassen. Aber v. Braubenstein erwiderte: Dem König von Schweden seien alle geistlichen Güter durch Kriegsrecht anheimgefallen und man müsse die Soldateska damit bezahlen, somit könne er in der Sache nichts tun; sie sollten sich an den Reichskanzler wenden (DD. Bd. II Anh.).

Der Generalkommissär v. Olbenburg, den sie auf der Rückreise in Donauwerth aufsuchten, versprach, sich zu verwenden und versicherte, es werde der Stadt von ihren Rechten (namentlich den Verlust der Jurisdiktion in den betreffenden Besitzungen, die u. a. recht einträglich sein mochte, fürchtete der Rat) nichts genommen werden.

Auch an den Feldmarschall Horn, der 700 Kranke in die Stadt gelegt hatte, schickten sie einen Gesandten und baten um deren Entfernung und seine Verwendung beim Reichskanzler. Der Gesandte wurde aber von den Kaiserlichen unterwegs aufgegriffen und bis Weihnachten gefangen gehalten.

Und nun erließ die schwedische Regierung im Oktober ein Dekret, das über die Befürchtungen der Gmünder noch hinausging. Es handelte sich nach demselben bezüglich der Klöster und geistlichen Güter nicht nur um eine zeitweilige Anweisung auf die Einkünfte, sondern um **bleibende Übertragung des Eigentumsrechts an dieselben auf den Obersten v. Degenfeld.**

In einer aus Frankfurt a. M. den 19. Okt. 1633 datierten Urkunde[47]) ratifiziert der schwedische Reichskanzler im Namen der Königin Christina einen zwischen v. Degenfeld und dem Großschatzmeister Grafen v. Brandenstein bezüglich der von ersterem geleisteten Kriegsdienste und der Soldrückstände getroffenen Vergleich,

wornach ihm statt barer Bezahlung die Klöster und geistlichen Güter zu Schw. Gmünd mit allen Pertinentien eingeräumt und übergeben werden, wogegen er bis auf 1. August nächsten Jahrs seine Offiziere und Soldaten ohne der K. Majestät Zutun befriedigen solle,

wornach er ferner die beiden adeligen Güter Strasberg und Lautlingen[48]), auf deren einem er eine starke Schuld, auf dem andern eine gerechte Erbforderung habe, konfirmiert erhalte,

— wegen der der Krone Schweden und dem gemeinen evangelischen Wesen geleisteten treuen und nützlichen Dienste, und zwar in der Weise, daß v. Degenfeld und seine Erben obige Klöster und geistliche Güter zu Schw. Gmünd mit allem ihrem Einkommen, neben den beiden adligen Gütern mit allen Zugehörden, Rechten und Gerechtigkeiten erb- und eigentümlich haben und genießen und der K. Majestät und Krone Schweden dafür jederzeit getreu, hold und gewärtig sein solle.

Daß der Oberst bald darauf die Verwaltung der klösterlichen Güter und Einkünfte durch seine Beamten übernehmen ließ, geht aus einer Supplik des Priors vom Dominikanerkloster und der Priorin von Gotteszell an den Rat hervor, d. d. 17. Nov. 1633. Ihre armen Gültleut seien ausgesogen, sie selbst durch Einquartierung in Schulden geraten; Württemberg habe einen Teil ihrer Gefälle angehalten — das übrige sei ihnen für ihren Unterhalt durchaus nötig. Sie bitten, damit sie nicht um Unterhalt und Aufenthalt kommen, um Schutz, da schon die Degenfeldischen Abgeordneten eingetroffen. (FA. 117a, 117b ist eine entsprechende Supplik vom Augustiner- und vom Barfüßerprior und Konvent.)

---

47) FA. 114. Abgedr. in Württ. Vjsh. N. F. III. 1894 nach dem Original im gräfl. Degenfeldischen Archiv.

Erwähnt ist dort auch ein nicht ganz genauer Abdruck im Freiburger Diözesanarchiv 18. 1886. S. 324. Wir beschränken uns auf Wiedergabe des wesentlichen Inhalts.

48) Nicht Straßdorf und Lautern, wie bei Grimm, Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Gmünd 1867, S. 188 zu lesen.

Neuntes Kapitel.

Bernhard von Weimar in Gmünd. v. Schlammersdorfische Einquartierung.

Die infolge der Beschlüsse des Frankfurter Konvents etwas reichlicher fließenden Mittel gestatteten im Herbst 1633 eine kräftigere Kriegführung, die für Gmünd zunächst eine Verminderung der Quartierlast zur Folge haben mochte. Doch erfahren wir nicht, daß die 700 in Verpflegung gegebenen Soldaten der Stadt abgenommen worden wären. Das von Bernhard von Weimar befehligte Heer drang in Bayern vor und nahm am 5. Nov. Regensburg ein.

Als aber die Heere ihre Winterquartiere bezogen, steigerte sich die Last wieder[49]). Unter dem 5. Jan. 1634 (FA. 118) ordnete Feldmarschall Gust. Horn von Lauingen aus an, daß das Schlammersdorfische Regiment zu Fuß[50]) Gmünd zum Rekrutenplatz haben solle. Dahin sollen Kranke und Beschädigte bis zu ihrer Restitution, die neuangeworbenen Soldaten auf sechs Wochen verwiesen und dazu ein diskreter Offizier vom Regiment verordnet werden, welcher gute Ordre und Disziplin halte, niemand über die Verpflegungsordinanz beschwere, den Ort äußerster Möglichkeit gegen die hin und herstreifenden Parteien schütze, die Straßen sichere ꝛc., sonst würden Ausschreitungen nicht an den Tätern, sondern den Offizieren gesucht werden.

Das lautet ja sehr menschenfreundlich; aber zeugt es nicht von arger Verwilderung der Heere? Und Gmünd mußte vom Dezember an monatlich 1475 fl. bezahlen. Diese Kontribution war nach Anordnung des

49) Erwähnt sei hier — obwohl ohne Zusammenhang mit dem hier Berichteten — ein für die Lage bezeichnender Vorgang: Am 7. Januar befiehlt der Herzog von Württemberg dem Obersten vom Holtz, sich nach Gmünd zu begeben und die vom Bürgermeister und Rat auf das Ausschreiben des Schwäbischen Kreises angebotenen 99 Trippelhilfspersonen (Söldner, die sich zu jedem Dienst hergeben) anzunehmen und nach Zwiefalten zu dirigieren.

Vom Bodensee her befürchtete man einen Einfall; dort standen die kaiserlichen Heerführer Aldringen und Feria und machten Streifzüge: „alles geriet in Furcht und Schrecken und der Herzog bot alle Mannschaft vom Lande auf.“ (Schneider, Württ. Gesch. 245). Diese Gefahr hatte auch das im Heilbronner Bund stehende Gmünd zu fürchten.

50) Die Normalstärke eines deutschen Regiments zu Fuß war 3000 Mann, sank aber unter Umständen auf 1000, ja bis auf 300 Mann (vgl. G. Freytag, Bilder aus d. Vergangenheit III). Oberst v. Schl. hatte am 1. Sept. 1633 Neuburg an General Aldringen übergeben müssen, weil seine Truppen, zum Teil eingereihte kriegsgefangene kaiserliche Offiziere und Soldaten, versagten. Kam als kriegsgefangen nach Ingolstadt. Er war also noch nicht lange — vermutlich durch Austausch — zur schwedischen Armee zurückgekehrt und in der Bildung eines Regiments begriffen. Die Gmünder bekamen, anstatt der Rekruten, wie es scheint, das ganze Regiment.

Reichskanzlers (Ausschreiben der Stadt Ulm vom 15. Jan. s. Dom. Debl. II S. 2534) bis auf weiteres nicht an die Kreiskasse, sondern an das Schlammersdorfische Regiment auszubezahlen, aber am 24. Jan. kam Ordre vom Feldmarschall Horn, daß sie zugleich für Oberst Plato und die Hornischen Dragoner bestimmt sein sollte.

Sofort traf 1 Kapitän, 1 Fähnrich und Sergeant erstgenannten Regiments ein, um für Kranke und neuzuwerbende Soldaten, aber auch für den Obersten und alle Offiziere Quartier zu machen. Vergeblich wehrte der Rat sich durch seinen Stättmeister bei Horn gegen eine Überschreitung obiger Assignation — am 31. Jan. kamen die Offiziere, 228 Soldaten und über 100 Pferde. Die Soldaten quartierte man in Ober- und Unterböbingen ein, den Offizieren verwilligte man den Unterhalt in der Stadt auf ihre Bitte für drei Tage. Dennoch, und obwohl man sich an die Kreisräte in Ulm um Abhilfe wandte, blieb das Regiment v. Schlammersdorf — Offiziere und die sich von Tag zu Tag (bis zu 500) mehrenden Soldaten — sieben Wochen hier und bei den Untertanen einquartiert.

Aber noch eine weitere Häufung der Lasten brachten schon die ersten Monate dieser Einquartierung. Auch Herzog Bernhard von Weimar mit seinem Hauptquartier rückte am 11./21. April 1634 in Gmünd ein.

Er hatte den Winter in Regensburg zugebracht. Da die geplante Verbindung mit Wallenstein durch dessen Ermordung im Februar 1634 vereitelt worden war, und Herzog Bernhard die verlangte Unterstützung durch Gustav Horn und durch die sächsische Armee, ohne welche er mit seinem kleinen, abgematteten, an Mangel leidenden Heer den Kaiserlichen nicht gewachsen war, nicht erhielt, konnte er bei allem Tatendrang, der ihn beseelte, an einen Einfall in Böhmen nicht mehr denken, sondern entschloß sich anfangs April zu einem Rückzug nach Franken und Niederschwaben, wo er seinen Truppen Erholung gönnen und durch Unterhandlungen mit dem Reichskanzler und dem Frankfurter Konvent seine Stellung stärken wollte. Besetzt wurden außer Gmünd: Rothenburg a. T., Hall, Bopfingen, Aalen, auch die Städte die Feldmarschall Horn als sein Einquartierungsgebiet ansah (vgl. Chemnitz II, 389). Die Weimaraner sollen an verschiedenen Orten übel gehaust haben[51]), ungeachtet eines strengen Befehls,

51) Nach dem Bericht des französischen Gesandten Marquis von Fonquieres s. Röse, Herzog Bernhard d. Gr. von Sachsen-Weimar 1828 I. Außerdem ist hier benützt Droysen, Herzog Bernhard von Weimar und Philipp von Chemnitz, der K. schwedische in Deutschland geführte Krieg. Bd. II.

daß man von den Einwohnern nicht mehr verlangen solle als durchaus nötig sei.

War es vielleicht ein verhältnismäßig günstiger Umstand, daß Gmünd gerade das Hauptquartier bekam — denn Bernhard von Weimar hielt auf Mannszucht —, so war doch das Zusammentreffen zweier Einquartierungen für die kleine Stadt eine Überlast!

Am 17. April vom General- und Hofquartiermeister angekündigt, traf am 18. der Hof- und Generalstab (angebl. 1700 Personen), am 19. das Leibregiment zu Pferd Herzog Wilhelms (1400 Mann in 7 Kompagnien), dessen anderweitige Unterbringung der Rat dringend erfleht hatte, und am 21. Herzog Bernhard mit seinen höheren Offizieren ein. Er selbst verweilte kurz, schon am 24. April schrieb er von Stuttgart an Oxenstierna und reiste nach Frankfurt — Gefolge und Truppen 5 Wochen (D. D. II. Bd.).

Der Rat — überdies durch v. Degenfeld bedrängt — wandte sich in dieser Not an den Frankfurter Konvent[52]), klagend über die schrecklichen Drangsale, „wodurch sie bereits an den Bettelstab gekommen". Bei ihnen lägen nicht allein Herzog Bernhards Hof- und Generalstab, sondern auch das Reiterregiment Herzog Wilhelms, dann außerdem noch 2 Kompagnien, wie auch Offiziere und Soldaten des Obersten von Schlammersdorf. Sie baten flehentlich um Verwendung beim Reichskanzler, damit sie befreit würden.

Auch baten sie unter dem 23. April (St.A. B. 188) 1634 den Feldmarschall Horn dringend, weil sie total ruiniert seien und unmöglich all dies Volk unterhalten und noch Rekrutierungsgelder zahlen könnten, dem Obersten ein anderweitiges Quartier anzuweisen.

Das Regiment bekam nun zwar Befehl, abzuziehen und ging bis auf 100 Neuangeworbene, aber bald verstärkte es sich und zuletzt kamen Oberst und Offiziere wieder herein und blieben bis nach Pfingsten (n. St. 4. Juni).

Dem Obersten mußten wöchentlich 50 Rtl. samt 1 Faß Wein und 1 Faß Bier, Haber für 8 Pferde, einem Kapitän 28 Rtl., einem Fähnrich und Leutnant 14 Rtl., einem Führer, Sergeanten, Fourier 7 Rtl., einem gemeinen Soldaten täglich 3 Batzen bezahlt werden.

Zum Überfluß drang „das Bayreutische Regiment zu Pferd" in das Gebiet ein und lag, über die Maßen übel hausend, einige Tage in Herlikofen, Breinkofen, Lautern und Iggingen. An den Abzugsbefehl des

52) d. d. 18. April n. St. 28. Im Auszug bei v. Soden, Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs, II S. 473.

General Majer, der den abwesenden Herzog vertrat, kehrte es sich nicht, sondern zog erst ab, als dort nichts mehr zu finden war.

Nochmals, am 3. (n. St. 13.) Mai, ließ darum der Rat einen Hilferuf nach Frankfurt ergehen — diesmal an die Gesandten der vier ausschreibenden Städte gerichtet (v. Soden II, S. 474) — und beklagte die obengeschilderte Einquartierung, die nun über vier Wochen auf ihnen laste. Dabei kämen noch andere Offiziere, die man einquartieren und unterhalten müsse. Oberst Sattler habe 60 Pferde, O. Khevenhiller 20, Mizlaw 16, Taupadel 25, Oberstleutnant Berika 60 Pferde bei sich. Bürger und Bauern wären bereits aus Angst und Not, Hunger und Kummer vom Haus gelaufen, worüber ein Stein sich erbarmen möchte. Sie baten nun „um Gottes Barmherzigkeit flehentlich", die Gesandten möchten wenigstens dafür sorgen, daß die Stadt wegen des erlittenen unaussprechlich großen Schadens in Zukunft mit der Kontribution verschont werde.

Ehe wir über den Erfolg obiger Hilferufe berichten, dürfen wir eine besondere Anfechtung nicht unerwähnt lassen, die in jenen Tagen der Stadt zu schaffen machte.

In einer Bittschrift des Bürgermeisters und Rats von Gmünd an den Kaiser vom Jahre 1636 (St.A. B. 87) werden die ausgestandenen Kriegsleiden und Verluste aufgeführt — darunter auch: „Und mit was eifrigem Supplizieren und Protestieren — haben wir — als Herzog Bernhard von Weimar mit dem Generalstab hier lag, unsere mit keiner irrigen Lehr violierte Religion pur erhalten müssen, indem die höchsten Offiziere alle List und Rank gesucht, eine, und zwar die älteste Kirche ad div. Joannem zu beunreinigen und ihr frei exercitium zu erlangen, welches wir doch mit inständigem Bitten, mit Uffsetz- und Darreichung Hab und Guts allein zur Konservierung unsers höchsten Religionskleinods verhütet, allermaßen uns sonst nichts, oder gar wenig übergeblieben.

In dem Fragment (Konzept) eines Berichts an den Bischof von Augsburg vom Febr. 1638 lesen wir: (Gmünd) hat unter diesem schwedischen Unwesen einen großen Eifer in der katholischen Religion erzeiget und jedesmal das ketzerische Exerzitium, welches sowohl der Herzog von Weimar als andere kurzum einführen wollen, mit Vorgeben, daß nie keine andere als die katholische Religion in dieser Stadt gewesen sei — verhindert.

Beide Berichte zeigen, daß während der schwedischen Einquartierung kein Druck auf die Gmünder ausgeübt worden war, um freie Religionsübung für die Evangelischen auszuwirken — erst die Weimaraner machten den Versuch. Sie ließen sich davon abbringen.

Welche viel weitergehendere Forderungen stellten die Ligisten z. B. in Kaufbeuren, Memmingen und anderen Orten und wie ganz anders machten sie dieselben geltend! Die katholischen Geistlichen fortzujagen, wie die kaiserliche Kommission die lutherischen in Aalen und Lorch, daran dachten auch die Weimaraner nicht.

Daß den Schweden die Johanniskirche eingeräumt werden mußte, wie eine vereinzelte Nachricht besagt[53]) ist nach dem Wortlaut obiger Berichte unwahrscheinlich; es könnte sich höchstens um einzelne Fälle handeln, in denen sie zu Militärgottesdiensten benützt wurde.

Die am 9. Mai (n. St. 19.) von den Ratsbotschaftern der ausschreibenden Städte in Frankfurt auf das Schreiben des Rats vom 3. (13.) abgesandte Antwort (St.A. B. 87), worin mit dem Bedauern über ihre Beschwerden die Zuversicht ausgesprochen war, das einquartierte Volk werde jetzt aufgebrochen sein, war bei ihrem Eingang (22. Mai n. St.) von den Ereignissen nahezu schon verwirklicht. Herzog Bernhard war, nachdem er in Frankfurt wenig Entgegenkommen gefunden, am 4. Mai von dort abgereist und am 6. Mai befand sich sein Hauptquartier schon in Dinkelsbühl (Chemnitz II, 389). Die in Gmünd einquartierte Heeresabteilung zog in diesen Tagen ab, nachdem sie dort noch viel Proviant aufgeladen hatte (Dom. Debl. II. Anh.). Aus „einigen Tagen" war fast ein Monat geworden (Chemnitz, vgl. aber Dom. Debl.).

Auch das Regiment v. Schlammersdorfs zog, wie erwähnt, nach Pfingsten endlich von Gmünd ab.

Beim Aufbruch erpreßten die Soldaten von den Untertanen noch mehrere 100 fl. und nahmen den Bürgern ihre Gewehre. Die Stadt mußte noch 1600 Brote, Wein, Bier sowie 7 Rinder liefern und das alles mit der Bagage bis nach Augsburg führen lassen — von den verwendeten Pferden der Untertanen kamen über 60 nicht zurück. Dieses Regiment kostete der Stadt über 80000 fl.

Dreißig kranke Soldaten blieben zurück — später kamen noch 50 weitere; ja 2 Kompagnien Schlammersdorfer rückten wieder ein. Bitten beim Feldmarschall, Klagen über ihre Aufführung führten wohl zu Ermahnungen an die Offiziere und Mannschaften, aber diese kümmerten sich nicht darum.

Zu den Leiden dieses Jahres gehörten auch die von Soldaten gegen die Einwohner verübten Gewalttaten. Das Totenbuch führt fünf von ihnen Erstochene oder Erschossene auf.

---

53) Bei Dom. Debl.: „Zumal bei dem schwedischen Einfall hat der evangelische Glaube und das exerc. rels eingedrungen w. wollen und den Soldaten die St. Johanniskirche hat eingeräumt werden müssen und es auch schon soweit gekommen, daß viele Weibsbilder den Rosenkranz öffentlich nur in der Kirche getragen, teils gar nicht mehr."

Mit dieser gehäuften Einquartierung war aber das Maß der Bedrängnisse, welches die Gmünder Regierung damals zu kosten bekam, noch nicht erschöpft. Selbst ihr „guter Freund“ v. Degenfeld mußte ihr noch zu schaffen machen.

Zehntes Kapitel.

Verhandlungen mit Oxenstierna wegen der Degenfeldschen Donation und anderer Anstände.

Schon am 3. März 1634 hatte die gesamte Stadt- und Klostergeistlichkeit wieder eine Bittschrift bei dem Bürgermeister und Rat eingegeben (FA. 120) um Schutz für ihre Einkünfte, die, wie sie vernommen, „geraubt und anderer Orten vergeben werden sollten“, und die Unterzeichner beriefen sich auf den Akkord vom vorigen Jahre.

Unterschrieben sind: Pfarrer und Priesterbruderschaft, Prior und Konvent zu den Predigern und Augustinern, Guardian und Konvent der Franziskaner, sowie Priorin und Konventualen zu Gotteszell Predigerordens.

Offenbar hatten sie erfahren, daß die Klosterfrage, die seit dem Nov. 1633 zu ruhen schien, aufs neue in Verhandlung stand. In der Tat erschien im April das im Oktober vorigen Jahres ergangene Dekret nochmals in etwas veränderter Auflage (FA. 121, Urkunde d. d. 14./24. April 1634, von Frankfurt). Inhalt: Bestätigung der Donation, mit der Änderung, daß v. Degenfeld statt der zwei adeligen Güter die Fuggerei in G. samt Zugehör und des Obersten Blarer[54]) Haus in Böbingen mit dem halben Dorf erhielt, und dem Zusatz bezüglich der Klöster: jedoch, daß derselbe die Geistlichen nicht verstoßen, sondern ad dies vitae notdürftig unterhalten solle.

Gleichzeitig erfolgte von seiten v. Degenfelds, den vielleicht die Überfüllung der Stadt und die geschehene Verwendung der Scheuervorräte der Klöster für das Magazin bezw. für die einquartierten Truppen besonders dazu reizte, die tatsächliche Besitznahme des Klosters Gotteszell.

Darüber beschwerten sich Bürgermeister und Rat am 18. (28.) April 1634 in dem früher erwähnten Schreiben an den Frankfurter Konvent und in einem fast gleichlautenden, wahrscheinlich gleichzeitigen[55]) an die Stände des Schwäbischen Kreises, mit der Bitte um Hilfe und Interzession beim Reichskanzler.

---

54) Blarer v. Wartensee in Oberböbingen s. Beschr. d. Oberamts G. S. 448.
55) FA. 122.

Es wird darin geklagt:

„Dieser Tage habe der Delegierte v. Degenfelds „mit 40 Fuhr- und Reitpferden per forza die Possession im Kloster Gotteszell arripiert". Damit verlören die Klosterfrauen — wie die drei Bettelorden — ihren Unterhalt. Aber nicht nur die ohnedies verarmten Klosterfrauen treffe der Schaden, sondern auch die Stadt, welcher die Klöster für den bisher, wenn jeweils nötig, gewährten Schutz und Schirm (besonders in diesem Jahr) noch ein Ergiebiges von ihren Gefällen dargereicht hätten und damit, wie seit undenklichen Jahren, besteuert worden. Um dieser Einnahme willen habe die Stadt, die sonst nicht viel Landgüter habe, in der Reichsmatrikel einen so hohen Anschlag bekommen, der jetzt herabgesetzt werden müßte. Sie bitten die Stände um Hilfe und Interzession bei dem Reichskanzler.

Auch in dem anderen Schreiben bitten sie die Gesandten der Reichsstädte, sie, als ein armes, ganz erschöpftes Glied, in ihren Rechten zu schützen.

Am 10. Mai n. St. vereinigten sich auf der Ratsstube in G. Bürgermeister und Rat sowie die durch Prioren und Prokuratoren vertretenen Klöster zu einer Protestation gegen die Bedrängung der Klöster und die geforderte Spezifikation ihrer Einkünfte von seiten Degenfelds — durch einen beeidigten Notar. (Urk. im Gm. A.)

Daraus geht hervor, daß v. Degenfeld die ihm bezüglich der Klöster eingeräumten Rechte bisher nicht ganz in Anspruch genommen hatte. Aber wie rücksichtslos ging er jetzt vor!

Am 26. Mai (n. St.), wird berichtet, ließ v. Degenfeld dem Bürgermeister Wertwein erklären, man müßte mit ihm ohne ferneren Aufschub um eine jährliche Summe Gelds oder überhaupt akkordieren, widrigens gedenke er Offiziere in die Klöster zu legen und die Geistlichen fortzujagen. Außer andern Zumutungen und Drohungen verlangte er Ersatz der für den Hof- und Generalstab Herzog Bernhards und das Leibregiment Herzog Wilhelms aufgewendeten Früchte. Der Rat legte dagegen förmliche Protestation ein[56]).

Hier haben wir wohl, wie schon angedeutet, den Schlüssel zur Erklärung seines schroffen Vorgehens. Der Oberst hatte seine Truppen

---

56) Nach N. 123 des FA., einem unvollständigen, datumlosen Konzept eines nicht mehr vorhandenen Schreibens der Reichsstadt an eine andere, nicht genannte, oder vielleicht an die in Frankfurt versammelten Ratsbotschaften der vier ausschreibenden Städte, denn es ist Antwort auf ein Schreiben vom 9. Mai n. St. (vgl. S. 109). Ganz dieselben Drohungen und Zumutungen werden in dem nachher zu erwähnenden Schreiben an die Stadt Ulm, d. d. 13. Juni, aufgeführt.

selbst zu besolden und unter Umständen zu ernähren. Für schon gehabten und für noch zu machenden Aufwand waren ihm die geistlichen Güter angewiesen worden. Nun mußte er bei seiner Rückkehr erfahren, daß die Gmünder auch in den Scheunen des Klosters Gotteszell den Magazinzehnten erhoben, vielleicht in der neulichen Einquartierungsnot noch mehr geholt hatten. Und doch konnte er die Früchte für seine Truppe ebensogut brauchen und meinte wohl, er sei vom Magazinzehnten frei, da ja die Früchte von ihm auch für Kriegszwecke verwendet wurden.

Die Schritte, welche die Gmünder bisher getan hatten, um ihrer Rechtsauffassung bezüglich der Klöster Geltung zu verschaffen — Schreiben an den Frankfurter Konvent im April 1634 (S. 115), an die Stände des Schwäbischen Kreises, an die Gesandten der vier ausschreibenden Städte (S. 116) — hatten in dieser Beziehung nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Die Gesandten hatten in dem oben erwähnten Schreiben vom 9. (19.) Mai die Gmünder auf eine früher oder später zu erwartende Verhandlung über die gemeinsamen Beschwerden, bei der sie ihrer Anliegen gedenken werden, vertröstet.

Nun wandten Bürgermeister und Rat sich durch ihren Agenten in Frankfurt, Dr. Matthäus Klaus, mit einer Eingabe an das Direktorium. Er teilte darauf am 31. Mai mit: Es lasse sich augenblicklich nichts machen, weil der Reichskanzler abwesend sei — sie sollten aber eine Denkschrift („Information") abfassen lassen und vorlegen, in der die Rechtsverhältnisse bezüglich der Klöster nachgewiesen wären, namentlich, daß ihre Rechte schon 1521, als die Reichsmatrikel fixiert wurde, hergebracht waren und sie daher einen stärkeren Anschlag bekommen haben. Zugleich sollten sie ihre Eingabe dem Reichskanzler, dem Vizekanzler Löffler (Württemberger) und den Assessoren des Direktoriums Ingoldt und Tetzel in besonderen Schreiben empfehlen. (Staatsarch. Büschel 87, dem alle in diesem Kapitel noch angezeigten Urkunden angehören.)

Demgemäß wurde nun verfahren. Noch richteten zuvor Bürgermeister und Rat am 13./23. Juni ein Schreiben an die Stadt Ulm mit Darlegung ihrer Beschwerden und der Bitte, „ihre vielvermögende Hilfshand als ausschreibende Stadt zu reichen" und sich beim Reichskanzler und den versammelten Ratsbotschaftern für sie zu verwenden.

Die Konzepte der vier Schreiben, zu denen Klaus riet, sind vom 25. Juni (n. St.), das Memoriale vom 6. Juli (n. St.) datiert:

Die Hauptgründe, auf die der Vertreter der Stadt sich berufen sollte, um „im Namen seiner Prinzipale um Kassierung der apprehendierten Possession zu bitten", waren:

1. Die Stadt habe von altersher ein kaiserlich verbrieftes Schutz- und Schirmrecht über die Klöster, namentlich Gotteszell; es sei über dessen Hintersassen alle hohe und niedrige Obrigkeit, Botmäßigkeit und andere jura in ununterbrochener Possession hergebracht.

Beigebracht wurden dafür:

Das Vidimus gemeinen Städtischen Collegii Gotteszell halben — Spruch: daß sie in derer von Gmünd Schirm ewiglich bleiben sollten. Original von einem Städtischen Collegium zu Ulm aufgerichtet am Montag vor Mariä Geburt 1. Sept. 1382[57]).

Die Konfirmation und Bestätigung des Schutz- und Schirmrechts des Bürgermeisters und Rats von Gmünd über das Kloster Gotteszell durch Kaiser Friedrich III., d. d. 27. März 1477.

Der Vertrag zwischen den Frauen von Gotteszell und dem E. Rat zu G. vom 19. April 1531, dessen Bestimmungen wir später mitteilen.

2. Die Verleihung der Klostergüter an v. Degenfeld widerspreche dem Akkord der Stadt mit dem König von Schweden vom 19. Mai 1632, wonach die Stadt und ihre Dorfschaften, Geistliche und Weltliche bei ihrem exercitio religionis und ihren Privilegien ungeschmälert bleiben sollen.

Sie widerspreche auch des Obersten v. Degenfeld selbsteigner Handschrift vom 6. Aug. 1633 (dem oben angeführten Briefchen aus Donauwerth, das beilag), in welchem er doch versprochen habe, die Güter auf ihr Sollizitieren wiederum abzutreten.

Die Stadt habe sich, Geistliche und Weltliche gleich anfangs dem König ergeben, und sie — auch die Ordenspersonen — hätten sich nicht im geringsten wider ihn und die konföderierten Stände vergriffen.

Daher die flehentliche Bitte, diese Geistlichen bei dem getroffenen Akkord und ihren Freiheiten und Gerechtsamen bleiben zu lassen, auch der Stadt „ihres guten zum gemeinen Wesen wohlbekannten Eifers halber mit anderweitigem Rekompens zu gedenken".

Dieser Schritt, bei dem sie sich dem Vizekanzler gegenüber auf ihre bis zu ihrem Ruin geleistete möglichste Dienste berufen konnten, war doch nicht ganz vergeblich.

Der **Reichskanzler**, der mehr Rechtssinn hatte als seine Offiziere, richtete unter dem 26. Juli an den Obersten v. Degenfeld ein Schreiben, worin er aus den Beschwerden der Gmünder, „die in gehorsamer Devotion (gegen den Heilbronner Bund) beständig gedenken zu verbleiben", hauptsächlich die hervorhebt, daß v. D. die von ihnen nach ihrem jus col-

57) S. Vjsh. 1911 S. 15.

lectandi von den geistlichen Gütern erhobenen und in usum publicum treulich verwendeten Magazinzehnten von ihnen ernstlich wiederum erfordere und allem nach die Erhebung desselben auch heuer nicht werde gestatten wollen. Aber „des Herrn" Konzession erstrecke sich nicht weiter als auf diejenigen Einkommen, Gefälle, Rechte und Gerechtigkeiten wie sie die vorigen Besitzer innegehabt — und genossen, also salvo jure et absque praejudicio (d. h. das Besitzrecht der Klostergeistlichkeit gehe an ihn über eben **mit** den daran haftenden Verbindlichkeiten gegen die Stadt). „Solchem nach tue ich den Herrn hiemit freundlich erinnern, er woll' den Rat der bereits erhebten Früchte halben weiter nicht anfechten, ihnen auch in ihren andern Rechten bezüglich der geistlichen Güter in und außer der Stadt kein Hindernis zufügen und ihnen zu weiterer Klage keine Ursache geben."

Noch am 25. Juni hatte der Oberst von Dürnau aus in Gmünd angefragt, ob sie ihm die entwendeten Früchte wieder zu erstatten begehren? und angegeben, wohin sie der Überbringer führen lassen solle — im widrigen Fall werde er sich bezahlt zu machen wissen. Mit diesem Anspruch war er jetzt durchgefallen. Die Vorlegung des seinerzeit wohl gut gemeinten Briefleins bei dem Directorium war für ihn wohl besonders peinlich — er erschien darin in etwas eigennütziger Beleuchtung.

Wie seine Biographen berichten, ist Chr. M. v. Degenfeld nun schon vor der Schlacht von Nördlingen aus dem schwedischen Dienst ausgetreten. Er fand bald in Frankreich eine Verwendung als oberster General der fremden Reiterei. Aus dieser Stellung durch allerlei Ränke verdrängt, nahm er Kriegsdienste bei den Venetianern, zeichnete sich im Krieg gegen die Türken sehr aus und wurde zum Generalgouverneur von Dalmatien ernannt. 1649 kehrte er zurück und wurde von Ferdinand III. wieder zu Gnaden angenommen. Er durfte seine Besitzungen in Eybach und Dürnau wieder einnehmen und seine verbrannten Schlösser wieder aufbauen. Er starb in Dürnau 1653.

Gmünd hat er weiter nicht mehr angefochten.

Ihren Hauptwunsch, die Zurücknahme der Donation, setzten die Gmünder bei dem Reichskanzler freilich nicht durch.

Auf den Rand der Abschrift des reichskanzlerischen Erlasses bemerkt ein städtischer Beamter: „Die Kassation der Donation hat NB. NB. NB. um so weniger wollen geschehen, weil der württ. Kanzler Löffler und die Ulmer, Nürnberger und Straßburger Ratsbotschafter die Stadt G. nicht persuadieren gekonnt, daß sie sich unter des Herzogtums Württemberg Schutz begeben, gleich andern Städten im Land: Eßlingen, Reutlingen, Weilderstadt. Also gottlob die Stadt Gmünd auch bei so starker Zu-

setzung und Feindesgefahr unter Württembergs Schirm niemals kommen, sondern Ihre Röm. Majestät als das einige wahre Oberhaupt und allergnädigsten Schutzherrn allein erkannt."

Mochte somit auch die Frage wegen der Donation in der Schwebe bleiben — niemand konnte ja wissen, ob nicht ein anderer in dieselbe eingesetzt werde — Gmünd hatte doch seine Unabhängigkeit behauptet, damit tröstete sich das reichsstädtische Selbstgefühl. Und bald wurde durch eine entscheidende Wendung des Krieges die Donation hinfällig.

Noch von einer anderen Seite waren sie — zu allem andern hin — bedrängt worden, was in diesen Tagen seine Erledigung fand.

Die Kreisräte in Schwaben hatten ihnen, nachdem sie die vermöge des Heilbronner Schlusses zu leistenden 18 Römermonate durch 7 Monate entrichtet, mit Rücksicht auf ihre „erlittenen großen Beschwernisse" ihre Kontribution für die übrigen 5 Monate auf 12 Römermonate ermäßigt. Seitdem hatten sie auch an diesen durch Leistungen für des Feldmarschalls Dragoner und für die Regimenter Schlammersdorf und Plato laut der Assignationszettel soviel geleistet, daß nur noch 157 fl. zu bezahlen waren. Nun erschien aber, vom Generalzahlmeister gesandt, ein Exekutionskommissär, der ihnen 5940 fl. für die vom Feldmarschall angeschafften Gewehre und Munition abforderte, als seien sie das an den 7 Monaten noch schuldig. Er erklärte, nicht weichen zu wollen, bis er entweder befriedigt werde, oder ihm eine andere Ordre vom Reichskanzler vorgewiesen werde und verursachte durch sein Bleiben weiteren Aufwand. Sie ließen nun durch Abgeordnete nachweisen, wieviel sie schon bezahlt hatten und baten beim Reichskanzler um Zurücknahme dieser, wohl nur von mangelnder Information herrührenden Forderung und Abzugsbefehl an den Kommissär. Dem wurde durch einen Erlaß des consilium formatum an Feldmarschall Horn, d. d. Frankfurt 14. Juli 1634 (St.A. Büschel 87), entsprochen.

Elftes Kapitel.

Die Schlacht bei Nördlingen und ihre Folgen. Die Pest. König Ferdinands Besuch.

Die Weimaraner waren im Mai 1634 abgezogen. Dem Herzog Bernhard lag alles daran, das von den Kaiserlichen hart bedrängte Regensburg zu entsetzen. Dazu gehörte aber eine ausgiebigere Ausrüstung mit Proviant und Geldmitteln. Für dieses unabweisliche Bedürfnis hatte er in Frankfurt nicht viel Liebe gefunden. Die Not wurde dringender.

Am 22. Juli — wo der Herzog, von Landshut aufgebrochen, die Nachricht erhalten hatte, daß Regensburg übergeben sei, wurde von den Ständen des Schwäbischen Kreises (Ellwangen, Nördlingen, Gingen, Aalen u. a.), darunter auch Gmünd, die Absendung von Deputierten (wohl nach Ulm) verlangt und diesen eröffnet: Herzog Bernhard begehre inständig, daß die Stände Früchte zur Verproviantierung der Armee nach Augsburg liefern und Fuhren übernehmen, auch 100 kranke Soldaten zur Verpflegung ins Quartier nehmen. Gmünd übernahm es zweimal 3 Wagenladungen von Lauingen nach Augsburg zu befördern.

Noch bedenklicher verriet sich die Not der von ihrer Oberleitung so stiefmütterlich behandelten Armee und der Drang, ihr in der elften Stunde noch abzuhelfen, in 2 Schreiben des Herzogs von Württemberg vom 6. und 8. August (bei Dom. Debler a. a. O.). Nach einem am 30. Juli in Eßlingen gefaßten Beschluß sollte die Stadt wegen Einbruchs des spanischen Kriegsvolks Munition nach Ulm liefern. Munitionsmangel spielte schon damals im Krieg eine Rolle. Ihre erste Antwort war: Für das Schlammersdorfische und andere aufgehalste Regimenter sei alles aufgegangen und kein Vorrat mehr vorhanden. Ärger als andere mit Einquartierung beschwert, hoffen sie der Lieferung überhoben zu bleiben. „Damit nicht widrige Gedanken geschöpft werden,“ lieferten sie dann doch — da es ja an der Kontribution abgehen sollte — etwas Lunten und Pulver.

Das war Mitte August. Die Katastrophe, welche dieses geschäftige, fast ängstliche Rüsten ahnen ließ, stand nahe vor der Tür.

Das Heer König Ferdinands näherte sich **Nördlingen**. Während Bernhard von Weimar, um sich womöglich mit dem heranziehenden Rheingrafen Otto Ludwig zu vereinigen, Schorndorf zu rückte, fielen die Kaiserlichen schon sengend und brennend ins Heidenheimische ein.

Welche Empfindungen mag in dem von den Schweden verlassenen Gmünd das Gerücht von dem Nahen des Königs erweckt haben! Wenn sie bald den Feind mit dem Freund vertauschen durften, hofften wohl die meisten statt Bedrückung eine wohlwollende Behandlung zu erfahren. Da wartete ihrer aber vorerst eine grausame Enttäuschung. In der Nacht des 20. August[58]) wurde die Stadt „von einer kaiserlichen Partei“, die das Waldstetter Tor (Südseite, von der man wohl weniger einen

58) Im Datum dieses Einfalls widersprechen sich die Chronisten. Der Chronist Vogt hat den 27. August, die Chronik des Dominikaners von 1722 den 20. Juli. Das Richtige hat wohl das Totenbuch: „den 20. August, da man die Stadt plünderte, seien 4 Bürger erschossen bzw. tödlich verwundet worden (außerdem in demselben Jahre 5 Bürger erstochen bzw. erschossen)“.

Angriff erwartete) überstieg, „mit List überfallen" und geplündert. Einige Bürger, berichten die Chroniken, seien blessiert, im Spital mehr als 4000 fl. an Geld und Silbersachen weggenommen worden.

Die Plünderer konnten nicht lang verweilen. Bernhard von Weimar, der sich unterdessen bei Aalen mit Gustav Horn vereinigt hatte, vertrieb sie wieder (s. Schneider, Württ. Gesch. S. 247). Die wachsam gewordenen Bürger bereiteten anderen nachher angreifenden Parteien einen üblen Empfang.

Am 27. August (n. St. 6. September) erfolgte die Entscheidung; in der blutigen Schlacht bei Nördlingen siegten die Kaiserlichen.

Die erste Plünderung erfuhr also Gmünd, wie der Rat dem Kaiser zwei Jahre später vorhielt, „von einer Freundestruppe".

Daß dies nicht im Plan des Königs lag, nicht etwa eine Züchtigung für die bisher den Schweden geleistete Unterstützung sein sollte, dürfen wir aus der nachfolgenden Behandlung schließen. Aber den kaiserlichen Scharen, diesen Kroaten und Spaniern, war schon beim Abmarsch von Regensburg auf Entschädigung für die bisher erduldeten Entbehrungen durch Beute und gute Quartiere im Schwäbischen Kreis Hoffnung gemacht worden — jetzt eilte jede Truppe, sich ihren Anteil zu sichern, und die Plünderer Gmünds ahnten wohl kaum, welche Rücksicht die Stadt wegen ihrer katholischen und kaiserlichen Gesinnung erwarten konnte. Gmünd hatte übrigens von Glück zu sagen; in diesen Tagen gingen Aalen, Gingen, Waiblingen u. a., bald auch Schorndorf in Flammen auf.

Der Sieger, König Ferdinand, soll nach einer — jedoch alleinstehenden — Nachricht schon in diesen Tagen nach Gmünd gekommen sein. Da er in diesem Herbst zweimal (am 10. September und 16. November) nach Stuttgart kam, ist es nicht ganz unwahrscheinlich. Doch wird er diesmal nur durchgeritten sein, so daß die Erinnerung daran bei den anderen Chronisten durch den förmlichen Besuch 1636 verdunkelt werden konnte.

Die Stadt bekam eine Besatzung — nur 2 Kompagnien Reiter, begründet durch die von der schwedischen Besatzung in Schorndorf drohende Gefahr. Dies und die Anordnung, daß für diese Last Gmünd von Stadt und Amt Heidenheim alle Unterhaltungsmittel zugeführt erhalten solle, beweist, daß die Kaiserliche Heeresverwaltung nun doch angewiesen war, Gmünd zu schonen[59]).

59) Dieser Verpflichtung nachzukommen, war Heidenheim nicht imstande. So mußte Gmünd die Last und den Aufwand tragen, der bis Ende Februar 1635 auf 8558 fl. angewachsen war. Heidenheim verpflichtete sich dann am 3. März 1635 diese

Die Klöster, von der Degenfeldtischen Besatzung befreit, kehrten in das alte Verhältnis zur Stadt zurück — auch Kloster Lorch wurde restituiert.

Bei der Entfernung des Kriegsschauplatzes — er befand sich zunächst am Rhein und in den Niederlanden — hatte die Stadt von außen jetzt verhältnismäßig Ruhe. Aber nun drang vom Herbst 1634 an ein Feind ein, der ärger wütete als die Soldateska — die Pest. Die vermochten die starken Mauern nicht fernzuhalten, sie halfen ihr eher sich einzunisten — der Mangel und die Teuerung (der Malter Korn stieg auf 34 fl.) hatten ihr in der Bevölkerung den Weg bereitet.

Der Gottesacker mußte erweitert werden. 1634 starben hier 2 Geistliche, 1635 10, worunter 6 hiesige. Von 12 Pfründen konnten 5 nicht besetzt werden. Man war genötigt eine Anzahl Tote in ein Grab zu legen. „H. H. und M. M.", erzählt das Totenbuch von 1635, „haben das ganze Jahr miteinander gehabert, und sind doch zusammen in ein Grab kommen."

Aber auch die gewöhnlichen Kriegsbeschwerden — von Feind und Freund — ruhten nicht ganz. Um den 7. Juni 1635 verursachten vier vorüberziehende Regimenter den Bürgern und Untertanen Unkosten und sollen Kirchenraub verübt haben. Vermutlich handelt es sich um einen der Streifzüge des schwedischen Obersten Taupadel, der im Frühjahr 1635 Württemberg mit 4 Regimentern beizuspringen suchte (siehe Schneider, Württ. Gesch. S. 251).

Und selbst die Besatzung von Freundesseite gab zu Klagen Anlaß. Das Totenbuch führt 1635 vier von Soldaten Erstochene oder Erschlagene auf und fügt beim letzten bezüglich der Täter bei: Sind Kaiserliche gewesen. Auch eine Soldatenfrau, die sich mit dem Degen tapfer wehrte, sei erstochen worden.

Es war der Reichsstadt von der Kaiserlichen Militärverwaltung die Errichtung eines Magazin- und Proviantshauses auferlegt worden. Nun sollte sie aber auch das Proviantmehl von Donauwörth herbeiführen lassen. Dies wurde den Leuten schon wegen des geringen Pferdematerials, das ihnen geblieben war, schwer; dazu wurden die Fuhren zur Zeit der Heuernte von ihnen verlangt, zu der die Pferde ihnen unentbehrlich waren,

---

Summe binnen eines Jahres in gangbarer Reichsmünze zu entrichten und einstweilen mit 5% zu verzinsen. Dafür versetzte der Schuldner als Unterpfand alle gegenwärtigen und künftigen Güter — Dörfer, Weiler und Höfe, Steuern, Gulten und Zehnten. Wann dieser Ersatz geleistet worden ist, erfahren wir nicht. Noch 1636 bat der Rat den Kaiser, die Heidenheimer zur Entrichtung anzuhalten (Gmünder Arch. Büschel 87). 1640 war sie noch nicht erfolgt (Instruktion der Gmünder Abgeordneten zum Reichstag).

und wurde ihnen nur der ganz geringe Fuhrlohn verwilligt, den die Armeefuhrleute bezogen. Bürgermeister und Rat beschwerten sich am 19. Juni 1635 bei dem K. Generalkommissär und baten um Verschonung über die Zeit der Feldgeschäfte.

Aus einer von König Ferdinand am 22. September 1635 auf Schloß Hornegg ausgestellten Quittung ersehen wir, daß laut des Prager Friedens (30. Mai) die Gmünder jährlich 120 Römermonate zu entrichten hatten, und das am 1. September fällige Sechstel mit 3520 fl. bezahlt worden war. Es waren also jährlich 21 120 fl. zu liefern.

Die finanzielle Lage von Bürgern und Untertanen war daher sicherlich schon keine günstige, als am 7. Januar 1636 eine Kompagnie des Regiments Gallas nebst dem Regimentsstab nach Gmünd gelegt wurde.

Wir besitzen noch die Quartierliste, in welcher die Namen sämtlicher Bürger, die mit Stabspersonen und die mit Mannschaft belegt waren, aufgezeichnet sind. Bei den ersteren, 36 an der Zahl, waren untergebracht:

Die Offiziere, worunter 2 mit Frauen und Kindern, des Obersten Vetter mit einem Diener, ein Wagenmeister mit Frau und 2 Knechten, der Leibbarbier mit 2 Pferden, der Jäger mit 1 Knecht und 1 Jungen, der Stuckhauptmann mit Frau, Kind und Pferd, 2 Kammerdiener, 2 Lakaien, der Hofmeister mit 2 Dienern und 2 Pferden, ein Taschenspieler samt Weib und Kind; 1 Freiherr, einer von Adel, ein Regimentssekretär, ein Gerichtsschreiber, etliche Spielleute, eine ziemliche Anzahl Kutscher, 6 Reitknechte, 2 Feldscherer, ein Kommismetzger mit Weib und Kind, ein Tafeldecker, 1 Hufschmied, 4 Stallknechte, 1 Kaufmannsdiener, ein Quartiermeister samt 3 Dienern und 7 Pferden und dessen Reiter, 2 Marketender samt Weibern, Mägden, 2 Dienern und 3 Kindern.

Solchen Troß führte ein einziges Regiment mit sich — es war für alles gesorgt, was den Befehlenden das Leben leicht — den Quartiergebern schwer machen konnte. Und wird nicht die Schwerfälligkeit der Operationen und die Verlängerung des Kriegs durch unentschieden gebliebene Kämpfe u. a. dadurch erklärt?

Sodann waren bei 134 Bürgern einquartiert: 140 Soldaten und Unteroffiziere, verschiedene Leutnants, Fähnriche, Trommler und Furiere. Davon brachten 59 ihre Weiber, zum Teil mit 1—2 Kindern, von den erstern auch mehrere ihre Mägde mit.

Sodann sind noch 173 Bürger und Witwen aufgezählt, „so nit beleget," wovon aber 27 nachträglich noch Soldaten, Trommler und Spielleute ins Quartier bekamen.

Es waren also in der Stadt 343 bürgerliche Haushaltungen.

Die Quartierliste (St.-Archiv Büschel 87) gibt den Stand vom 27. Januar 1636 an.

Wie lange die Truppen blieben, erfahren wir nicht. Nicht mehr als 2—3 Monate, denn noch im Winter stand Feldmarschall Gallas schon im Elsaß[60]) dem Herzog Bernhard und den Franzosen gegenüber, konnte aber wegen des liederlichen Zustandes seiner Truppen das Elsaß nicht behaupten, überhaupt nichts Entscheidendes ausrichten. Aber lange genug waren sie in der Stadt Gmünd, um ihr ein Grauen vor Wintereinquartierungen der befreundeten Armee einzuflößen.

Davon zeugt ein bewegliches Klag- und Bittschreiben des Bürgermeisters und Rats an den Kaiser vom Sommer 1636 (St.-Arch. ebendas.). Es besagt:

Ihre Pflichten gegen die ihnen anvertrauten Bürger und Untertanen erinnern sie, zu klagen, daß sie durch diese langwierigen allgemeinen Übel &c. von nunmehr 18 Jahren herein elendiglich in größte, jetzt des Hungers, bald Sterbens &c., Kriegstrübseligkeiten &c. gefallen. — Nur wenig Wochen seien sie ohne Einquartierung, Durchzug, Plünderung, Raub in und außer der Stadt, oder immer gesteigerte Geld- oder Getreidekontributionen gewesen, nie ruhig und unangefochten geblieben; „darum wir aus diesem Labyrinth uns nicht ohne besondere Gnade Gottes und allergewaltigste Hilfshand des Kaisers im geringsten werden erheben können".

Es wird nun namhaft gemacht, wieviel sie während der Besetzung durch die Schweden wegen ihrer Standhaftigkeit in der Religion und getreustem Gehorsam gegen den Kaiser gelitten, daß ihnen auch „nach der glückseligst vor Nördlingen erhaltenen Schlacht und Viktori" weder die für Einquartierung zweier Reiterkompagnien zuerkannten 9000 fl. von Heidenheim bezahlt, noch der durch württembergische Einquartierung 1619 verursachte Aufwand von 20588 fl. ersetzt worden. Dann hätten sie Einquartierung von Eßlingen und Reutlingen aufnehmen müssen. Degenfeld, der die Klöster an sich riß und ihre Gefälle und Einkommen einzog, habe der Stadt und Geistlichkeit einen Schaden von gegen 70000 fl. zugefügt.

„Was ihnen noch geblieben, sei teils durch die Plünderung von einer Freundestruppe, teils durch die härtesten Durchzüge und namentlich die stärkste Kriegsbeschwerde des Winterquartiers, das alles gegen 80000 fl. gekostet, bis aufs Mark verzehrt worden. Außerdem hätten sie zur Verhütung größeren Unheils ‚sich mit Aufnahme der größten Schuldenlast so einschlagen müssen, daß dieselbe auf nunmehr 200tausend Gulden mit 20tausend jährlichem Zins gestiegen'."

---

60) Droysen, Herzog Bernhard von Weimar II 207, 212.

„Da sie somit keine Zinsgelder mehr aufbringen könnten, müßten alte Stiftungen und Jahrtäge unverrichtet bleiben und könnten sie ihre Priesterschaft leider, leider seit geraumer Zeit nicht besolden. Es gehe nichts ein — mit der wenigen überlebenden Bauerschaft könne nicht der zehnte Teil Ackers gebaut werden —, Flecken, Häuser, Felder werden unbewohnt und unbebaut liegen gelassen."

„In der Stadt sei gleichergestalt Jammer und Elend anzusehen: von 800 Bürgern seien noch wenig über 400 am Leben und die übrigen, vor noch inliegendem Schrecken und ausgestandenen allerhand Pressuren schreien gleichsam dem Tod zu, daß sie aus diesem Jammertal geschieden werden; wo nicht, müßten sie doch von Haus und Hof, Hungersnot halben, entlaufen, weil niemand dem andern mehr zu helfen weiß[61])."

„Das Einkommen unserer Stadt ist das Umgeld und bürgerliche Steuer, welche jährlich nicht über 6000 fl. ertragen, woraus zu schließen, wie die Jahreseinnahmen sich zur Schuldenlast verhalten — nicht die Hälfte der Zinsen könne damit entrichtet werden. Mit dem, was an Zöllen eingehe, könnten sie höchstens 2—3 Taglöhner, Torwarte und Zimmerleute belohnen, wo doch höchst notwendig wäre, alle grundlosen Wege, eingefallenen Brücken und Stege zu bessern und wiederaufzubauen, sonst gehe, zum höchsten Schaden für Reisende und Fuhren, wie für sie selbst, alles zugrunde."

Sie bäten, damit sie nicht vollends untergehen, vielmehr die Stiftungen und Gottesdienste, den abgestorbenen Seelen zum Trost wieder angestellt werden mögen rc., den Kaiser um Hilfe und Errettung: er möchte sie jetzt und künftig vor solchen Winterquartieren, vor allerhand Kriegsbeschwerden, Kontributionen und anderem schützen und befreien. Es sei ihnen von der Generalität auferlegt, 4000 fl. (wahrscheinlich zweimonatlich) zu erstatten — sie wüßten aber nicht, wie sie nur 2 Monate mit 1500 fl. beschaffen könnten. Der Kaiser möchte die Heidenheimer und Württemberg zur Bezahlung ihrer Entschädigungsgelder, auch den Obersten v. Degenfeld zu einer Entschädigung anhalten und ihnen gestatten, zu baulichen Verbesserungen ihr Weggeld zu erhöhen[62]). Schließt mit wiederholter Bitte um Schirm und Verschonung.

Am 9. Juli 1636[63]) kam König Ferdinand nach Gmünd, wurde vom Rat am Rinderbacher Tor empfangen und in die Stadt geleitet.

61) Der Chronist Vogt bezeugt ausdrücklich zu 1636 eine schreckliche Hungersnot.

62) Das Weggeld betrug pro geladenen Wagen 5 kr., 1 Karren 3 kr., für jedes Pferd 2 kr. und soll erhöht werden auf $1/2$ Rtlr. — 30 kr. — 4 kr. Diese Bitte scheint nicht erfüllt worden zu sein, denn 1640 wurde nur um fernere Gewährung des 1623 eingeräumten Rechts gebeten.

63) Vogt und die anderen Chronisten.

Er verweilte drei Tage in der Stadt und besuchte die Stadtpfarrkirche sowie die 1617—20 erweiterte und verschönerte Kirche auf dem Salvator, die seine Bewunderung erregte. Den zirka 40 Bürgern, die vor seinem Quartier Wache gehalten, schenkte er 100 fl. Er kam vom Kriegsschauplatz im Elsaß, wo er am 13. Juni im Lager bei Drusenheim geweilt hatte (Droysen II 212).

Die oben im Auszug angeführte Bittschrift wird wohl erst nach diesem Besuch verfaßt worden sein; vielleicht hat der König die Stadtväter mit ihren mündlich vorgebrachten Anliegen an den Kaiser verwiesen.

Aber die Kriegskontributionen nahmen ihren Fortgang, und der Rat sah sich Ende Oktober oder Anfang November 1636 genötigt, dazu sämtliche Zehnten und Gefälle, auch der geistlichen Pfründen in Beschlag zu nehmen. Dadurch wurde die Priesterschaft zu einer „kläglichen (d. h. klagenden) Supplikation“ an den Bürgermeister und Rat veranlaßt (Rottenburger Akten), er möchte ihr doch zu den kompetenzmäßigen Einkünften verhelfen, „da sie sonst nicht zu leben haben, vor Schulden schier nicht ausgehen können und am Ende die Stadt verlassen und anderswo ihr Brot suchen müßten“.

Der Rat vertröstete sie auf die Zeit, wann die Kontribution beigebracht sei, und verwies sie an die Kasse der vazierenden Pfründen (in der befanden sich ganze 10 fl.).

Auch der Bischof verwendete sich für sie beim Rat — er fürchte, sie möchten wegziehen. Er mißbilligte diese Verfügung über geistliche Einkünfte ohne Beiziehung der Geistlichen. Mit welchem Erfolg, erfahren wir nicht. Dieser Eingriff war nicht der letzte (s. Kap. XIII).

Im Jahre 1637 starb Kaiser Ferdinand II.[64]). Sein Nachfolger Ferdinand III. bestätigte d. d. 8. Oktober die Privilegien der Reichsstadt.

Während der Winter 1636—37, wie es scheint, keine Einquartierung gebracht hatte, nahm der Einzug der Kriegskontributionen[65]) seinen ungestörten Fortgang.

Und nun brach wieder eine Pestepidemie aus — wie sie ja im Jahre 1637 in ganz Schwaben wütete. Es sollen wiederholt an einem Tage 30—40 Menschen gestorben sein. Das Totenbuch führt die Gestorbenen nicht mehr einzeln auf. Mitunter wurden alle Verstorbenen eines Tages in eine Grube gelegt; auf einem Grabstein aus jener Zeit war zu lesen:

---

64) Drei Ämter wurden in Gmünd für das Seelenheil des Kaisers gehalten, mit 86 Kerzen.

65) Monatlich 4500 fl. in verschiedenen Raten, zwischen 5500 und 2000 fl., auf welche bald das Proviantamt, bald Generale angewiesen wurden.

Ist das nicht eine harte Plag;
77 in einem Grab?

Diese Seuche nebst gleichzeitiger Viehseuche und Brotmangel steigerte das Elend aufs äußerste. Die Not zwang die Leute aus Eicheln Mehl zu bereiten, Schnecken, Schwämme und Wurzeln zu sammeln, Mäuse, Katzen und Hunde zu schlachten — ja um das Fleisch gefallener Pferde riß man sich.

Zwölftes Kapitel.

Die Einquartierung der flüchtigen kaiserlichen Armee nach der Schlacht bei Rheinfelden. Der Regensburger Reichstag 1640. Zustände von 1638—1642.

Auch im Winter 1637/38 war die Stadt ohne Einquartierung. Aber vom 22. März bis 4. April 1638 hatte sie das Hauptquartier der am 20. Febr. bei Rheinfelden geschlagenen und vieler höhern Offiziere beraubten kaiserl. Armee aufzunehmen und zu beherbergen.

Den ersten Schrecken brachte die Nachricht, daß der schwedische Generalmajor Taupadel nach Überschreitung des Schwarzwalds sich bei Rottweil gelagert habe, worauf er Tübingen einnahm[66]), von württembergischen Städten als Befreier begrüßt, unter den Gegnern bis nach Bayern Bestürzung erregend. Seine Reiterei nahm Stuttgart ein und drang bis Göppingen vor — auf wie kurze Zeit, konnte man ja zuerst nicht wissen.

Indessen hatten sich die Trümmer der kaiserl. Armee in völliger Auflösung und Demoralisation über das Gmünder Gebiet ergossen, und ließ sich in der Stadt die Generalität nieder.

Darüber lassen wir die Stadtbehörden selbst berichten.

Die Gmünder Regierung hatte schon am 31. März ein Klage- und Bittschreiben an den Kaiser abgehen lassen, und am 12. Mai wurde ein zweites durch Besonderen eingeschickt. (Staatsarchiv Büschel 88.)

Demnach war am 22. März der Generalstab des Generals v. Fürstenberg, der Generalfeldzeugmeister Graf von der Wahl, der Hochstab des (in jener Schlacht gefangenen) Joh. de Werth und andere höhere und niedere Offiziere eingetroffen und hatten der Stadt großen Schaden und Aufwand (auf 15 000 fl. berechnet) verursacht. Noch schlimmer sei auf dem Lande gehaust worden — dort seien die Leute von Haus und Hof vertrieben, Häuser zerstört oder unwohnlich gemacht, Pflüge, Wägen und anderes Gerät zusammengeschlagen — alles verwüstet worden. In den Dörfern seien über 60 Häuser und Scheunen, in Iggingen und Bargau

66) Vgl. Schneider, Württ. Geschichte, S. 256 f.

uralte Pfarrkirchen in Brand gesteckt worden — „was von keinem Kriegsvolk bei uns jemals geschehen". Das habe sie bis in den Tod gekränkt.

Dadurch erlitt auch die kirchliche Restauration in der sich wieder etwas erholenden Reichsstadt eine unliebsame Störung. Noch am 5. Februar hatte ein Ungenannter, wohl ein auswärtiger Ordensgeistlicher, an den Bischof von Augsburg berichten können[67]): „Das Kapitel Ellwangen ist — außer 2 oder 3 Personen wieder mit Priestern besetzt. Desgleichen das Kloster Schw. Gmünd. — — Von dort wurd ich berichtet, daß die Religiosen von St. Bläsi zu Lorch wieder ankommen (seien). — Herr Dr. Doreth, Pfarrer zu Bopfingen, jetzund Pfarrer zu Stuttgart (habe) etliche zu der Meß gehörige Stücke abholen lassen." Nun konnten aber die Pfarreien Iggingen und Bargau — und nicht nur diese — längere Zeit nicht besetzt werden.

Am 4. April waren sodann — besagt das Schreiben vom 12. Mai weiter — die Offiziere und ihre Truppe abgezogen, über Wallerstein nach Nördlingen, wohin[68]) der Kaiser verschiedene Truppenabteilungen, namentlich die beträchtliche des Feldmarschalls Grafen Götz, der in Westfalen stand, zusammenzuziehen befohlen hatte. Es blieb aber eine Besatzung von 200 Fußsoldaten und einer starken Kompagnie Arkebusieren zurück. Ihre Verpflegung kostete bis 27. April der Stadt 8000 fl. und am 26. kam die neuformierte Armee (13 500 Mann) wieder nach Gmünd (Droysen II, 369), das den Feldmarschall Grafen Götz und alle Generale und Hochstäbe 3 Tage zu beherbergen hatte.

Der Feldmarschall verkannte die Opferwilligkeit der Stadt nicht, versprach, sie bei dem Kaiser zu empfehlen und erteilte ihr beim Aufbruch[69]) eine Spezialsalvaguardia.

Doch ließ er's auch nicht an Anforderungen fehlen und die fast erschöpfte Geduld der Gmünder wollte reißen.

Sie hätten, klagen sie weiter, Proviantfuhren für das Heer, von Aalen nach Göppingen zu übernehmen gehabt mit großen Unkosten. Keinem der umliegenden Orte würden soviel Fuhren aufgeladen. „Warum kommen andere durch und wir müssen gehorsam zu Boden fallen?" Sie berechnen den Schaden dieses doppelten Durchmarschs auf 58 000 fl.

67) Fragment eines Konzepts im Rottenburger bischöflichen Archiv.

68) Wie schon vermutet wurde, zu guter Vorbedeutung für den beabsichtigten Feldzug.

69) Am 29. April Balingen zu, dem Herzog Bernhard entgegen. Nach vielem Hin- und Herziehen, das die Verproviantierung von Breisach und zugleich die Vermeidung eines Zusammenstoßes mit H. B. bezweckte, wurde auch diese Armee am 31. Juli von H. B. bei Wittenweier geschlagen.

Die Wintersaaten draußen seien abgefressen, abgemäht, zertreten, vom Sommerfeldbau seien Bürger und Untertanen gegen 7 Wochen ganz verhindert worden; was sie noch von Vorräten hatten, sei durch die starke Einquartierung aufgezehrt — wovon künftig leben?

Sie hofften, ihre Standhaftigkeit, mit der sie, wie bisher, so auch künftig, mit Gut und Blut einstehen, werde den Untergang der Stadt nicht „beschuldet" (verdient) haben, und bitten den Kaiser um Gottes Barmherzigkeit willen, ein Patent — auszustellen, daß sie von allen Sommer- und Wintereinquartierungen und Kriegsoblagen möchten befreit bleiben, auch mit dem Boten um ein Befehlsschreiben an den Feldmarschall.

Auf dies Schreiben erhielten sie aus dem Kaiserl. Kriegsrat vom 1. Juli eine „Consolation", in der ihnen der Kaiser „den allerstärksten Trost mitleidig väterlich übersandte, nämlich (die Zusage), sie bei künftiger Austeilung der Winterquartiere um der ausgestandenen Beschwerden halber in allergnädigste Konsideration und Befreiung zu ziehen". Dagegen sollten sie zur Unterhaltung der Armee, „wo nicht mit völligen monatlichen 1000 fl., doch mit einer erklecklichen Assistenz konkurrieren".

Auf diesen Erlaß beriefen sich Bürgermeister und Rat in einer datumlosen Eingabe, wahrscheinlich vom August oder September 1638, welche von einer Erschütterung ihres Vertrauens in die kaiserliche Zusage zeugt.

Ehe sie den neuesten Anstoß erwähnen, werden zuerst alle früheren Leiden und Leistungen übereinstimmend mit dem Bittgesuch vom 12. Mai wieder aufgeführt.

Bezüglich der „erklecklichen Assistenz" hatten sie mit dem kaiserlichen Generalproviantmeister eine Pauschalsumme vereinbart, von der sie schon über die Hälfte entrichtet hatten, „und sammeln wir noch trotz unserer Not den äußersten Heller, damit wir unser Versprechen halten können".

Nun aber, da sie all' ihr Hab und Gut aufgesetzt und bis aufs Mark ausgezogen seien, komme noch der Kommissär Thaler und wolle von Bürgern und Untertanen den Magazinzehnten einziehen, damit würde ihnen der Bissen Brot aus dem Mund entzogen. Schon in Friedenszeiten seien es nur 12—14 Bürger, die zu ihrem häuslichen Unterhalt mit dem, was sie bauen, reichen. Und nun der (hier wie in der vorigen Eingabe beschriebene) Zustand der Felder!

Sie baten den Kaiser flehentlich, sie seiner Consolation gemäß mit Winterquartieren zu verschonen — ohne Respiration müßten sie erbärmlich verderben — der Untergang der Stadt bringe doch dem allgemeinen Wesen keinen Nutzen. Auch erbaten sie sich Befehlschreiben an die Ge-

neralität und das Generalkommissariat, damit sie mit dem Magazinzehnten unangefochten blieben (50 Scheffel Dinkel hätten sie zur Verproviantierung der Festung Breisach schon hergegeben). Sie wünschten dem Kaiser Sieg und Gottes Segen über das Haus Österreich.

Nicht nur die Forderung des Zehntens, die das Maß voll machte, wird diese Bitten eingegeben haben, sondern auch, und besonders die Rückkehr der am 31. Juli 1638 bei Wittenweier geschlagenen kaiserlichen Armee nach Schwaben.

Feldmarschall Götz stand wieder in Tübingen. Diese Kunde weckte die Erinnerung an die Schrecken des letzten Frühjahrs wieder auf und ängstigte sie mit der Aussicht auf ein Winterquartier.

Diese Befürchtung erfüllte sich aber nicht.

Götz zog im Oktober noch einmal über den Schwarzwald an den Rhein, um bei der Entsetzung Breisachs mitzuwirken. Am 12. Okt. wurde sein Angriff von Herzog Bernhard abgeschlagen. Auch ein weiterer Versuch im November scheiterte an der Unentschlossenheit des Feldherrn und endigte mit seiner Entsetzung vom Oberbefehl, während der von ihm wiederholt angegriffene Herzog Bernhard im Dezember Breisach einnahm [70]).

Vor Winterquartieren hatte Gmünd für jetzt Ruhe, der Krieg wütete bis 1643 in Böhmen und Mähren; nur die Kontributionsforderungen mit monatlich 1000 fl. ruhten nicht. Im Sommer 1639 hatte die Stadt davon $^{1}/_{3}$ als Sommerverpflegung an den Generalproviantmeister des Feldmarschalls Freiherrn v. Geleen zu leisten, dem zugleich Wohnung und Kanzlei, Wohnungen für 5 Offiziere und monatlich 200 fl. für Servicegelder zu reichen waren.

Einen wertvollen Gönner gewann die Reichsstadt in diesen Jahren an Georg Friedrich vom Holtz, der um jene Zeit mit Alfdorf belehnt wurde und 1639 als Oberst in kurbayrische Dienste trat. Er mietete seine Familie von 1638—1646 in Gmünd ein und ließ die Gmünder wiederholt durch seine Frau von drohenden Kriegsgefahren benachrichtigen. Seit 1650 war er als Generalfeldzeugmeister in württembergischen Diensten; bei seiner Beerdigung in Alfdorf 1666 war der Gmünder Magistrat vertreten (nach „Generalfeldzeugmeister G. Fr. vom Holtz, ein Lebensbild aus dem 17. Jahrh. 1891").

Auf den 26. Juli 1640 berief der Kaiser einen Reichstag nach Regensburg zur Herstellung des Friedens. Die Stadt schickte dazu

70) Seinen Plan, 1639 mit seinem Heer über den Rhein zu ziehen und im Verein mit den Schweden gegen die Kaiserlichen vorzugehen, konnte dieser nicht mehr ausführen; er starb am 8. (18.) Juli 1639.

einen Bürgermeister, Rochus Ramser, und den Stadtschreiber Wingert. Sie waren angewiesen, ihren Sitz nächst nach Überlingen und Heilbronn — vor Memmingen einzunehmen. Sie sollten[71]) sich in ihren Abstimmungen nach den vornehmsten Städten der Schwäbischen Bank, sonderlich den katholischen: Augsburg, Rottweil und Überlingen richten — für die Wahl in Ausschüsse wurden ihnen Augsburg und Köln empfohlen.

Als seinen zu vertretenden politischen Standpunkt bezeichnet der Rat: Solang das Reich mit dem Kaiser als dem gesalbten Oberhaupt nicht recht zusammenstehe und den werten Frieden nicht mit einmütiger Tat, Herz und Willen fördern helfe, werden die ausländischen Völker vom Reichsboden schwerlichst zu bringen und die allgemeine Beruhigung nicht oder nur mühsamst zu erreichen sein.

Der erste Hauptpunkt in dem kaiserlichen Ausschreiben war die Frage, wie die Mißhelligkeiten unter den Reichsständen aus dem Weg geräumt und sie zu gewünschter Ruhe und Einigkeit gebracht werden möchten, wobei die Befürchtung nicht verschwiegen wurde, es möchten dieselben Streitfragen, bzw. des Religionsfriedens, die schon 1608 und 1613 die Reichstage zu vergeblichen machten, namentlich wegen der geistlichen Güter, sich wieder erheben. — Die Gmünder Gesandten wurden angewiesen, sich hierin an die katholischen Stände anzuschließen.

Der zweite Hauptpunkt: Wie der Krieg unterdessen bis zu gemeinnütziger Beruhigung mit einmütiger Zusammensetzung und guter Ordnung fortzustellen wäre? In der Instruktion wird, außer der Einigkeit, auf Besserung der Disziplin und billige, ausgleichende Ordnung des Einquartierungs- und Verpflegungswesens als notwendige Voraussetzungen hingewiesen. Für Auslagen über die gesetzliche Quote sollte aus gemeinsamer Kasse Entschädigung gereicht werden.

„Das werde occasion sein, unständlich zu lamentieren" — über was, ist in der Instruktion mit Schilderung aller der im bisherigen wiederholt aufgezählten Kriegsschäden, des Darniederliegens von Handel und Gewerbe und Ausfallens alles Einkommens, gegenüber großer Schuldenlast, ausgeführt.

Die Abgesandten sollen um Kontinuation (womöglich Erhöhung) des am 3. Nov. 1623 von Ferdinand III. verwilligten Weggeldprivilegiums bitten.

Der Reichstag, dem es im Januar 1641 drohte, von dem schwedischen General Baner aufgehoben zu werden, und der kein Ergebnis auf-

71) Laut ihrer Instruktion: „Was unsere auf den 26. Juli 1640 gen Regensburg ausgeschriebenen Reichstagabgeordnete — handeln und verrichten sollen."

zuweisen hatte, als das ausgesprochene Verlangen nach möglichst baldigem Zusammentritt eines außerordentlichen Deputationstags, scheint auch in der Lage Gmünds nichts geändert zu haben.

1640 am 20. Okt. und 1641 am 1. Aug. ließ der bayrische Kriegskommissär Hohenleitner je die Rückstände des betreffenden Jahres durch Exekutionstruppen eintreiben[72]). Wie schwer dieselben von der verarmten Landbevölkerung aufzubringen waren, beweist der von Dom. Debler berichtete Beschluß, den Landuntertanen alle Lasten gänzlich nachzulassen, vom 21. Nov. 1641.

Die Stadt sah sich genötigt, unter dem 30. Dez. 1641, bei dem Kaiser um Nachlaß an den ihr angesetzten 120 Römermonaten einzukommen. Sie berief sich auf ihre anerkannte Standhaftigkeit im katholischen Glauben. Daran schloß sich eine Beschreibung des Elends in Stadt und Land: Kaum der halbe Teil der Bürger sei mehr am Leben, auf dem Lande nur noch der 5. mitunter 6. Teil der Untertanen vorhanden, da beinahe alle verdorben, gestorben usw., und wollen die wenigen übrigen — wegen der unablässigen Kriegsbeschwerden vollends von Haus und Hof fliehen. Der mehre Teil Höfe, Weiler und Flecken seien nicht bewohnt, viel weniger angebaut, die Häuser und Städel zergehen und fallen zu Schutt, die 2 schönsten Dörfer samt 2 uralten Pfarrkirchen und Pfarrhöfen seien in die Asche gelegt worden. „Wo wir von den Dörfern 70, 80, 100 Malter Früchte gehabt, fallen jetzt kaum 7, 8, 10, allerhöchstens 20 Malter, von einigen sonst reichen Orten geht gar nichts ein."

Diese Bitte war nicht ganz ohne Erfolg, wie wir aus einem Erlaß des Kurfürsten Maximilian von Bayern an den Rat vom 28. Febr. 1642 ersehen, durch dessen Inhalt ihm die Freude freilich gleich gedämpft wurde.

Sie wüßten, wird ihnen vorgehalten, wie ihnen für dieses Jahr die Quote zu der Reichsarmada angewiesen sei, nämlich ermäßigt auf (die Hälfte) 60 Römermonate. Diese sollten aber zur Unterhaltung der Reichsvölker, zur Rekrutierung und Remontierung u. a. jetzt völlig antizipiert (vorausbezahlt) werden, was unverzüglich zu tun sie sich nicht werden zuwider sein lassen. Daran zweifle er um so weniger, weil dies zur Ruhe der Stände und zum Wohl der guten alten, um das hl. Reich wohlmeritierten Soldateska, welche den Winter und Sommer gegen den Feind stehe, gereiche. Dieselben könnten, wenn ihnen mit der Quote nicht an die Hand gegangen werde, nicht

72) Quittungen im Staatsarchiv B. 87.

erhalten werden. Ja die Gmünder könnten leicht ermessen, daß die notleidenden Völker, ehe „sie sich konsumieren, ihren Unterhalt bei den angewiesenen Ständen wider unseren Willen selbst suchen würden, dazu ihr es aber — der daraus folgenden Inkonvenienzen und Ungelegenheiten wegen — hoffentlich nicht geraten lasset, sondern aus rühmlichem Eifer zu des Kaisers und Reichs Wohlfahrt durch ergiebige Antizipation der Quote unverzüglich ins Mittel kommen werdet“.

Bleiben euch wohlgewogen

Maximilian m. pr.

So war der Stadt nicht einmal die Erleichterung, die ihr die Herabsetzung der Quote verschaffen sollte, gleich gegönnt; sie mußte im ersten Halbjahr doch wieder die Hälfte von 120 statt von 60 Römermonaten entrichten. Und wer konnte wissen, was das zweite Halbjahr bringen würde, zumal das kurfürstliche Schreiben durchblicken läßt, daß die Kriegsvölker ohne den Willen ihres Herrn ihren Unterhalt bei den Ständen selbst suchen könnten. Selbst unter einem Kaiser eine „kaiserlose, schreckliche Zeit“.

Dreizehntes Kapitel.

Kirchliches. 1638—1646.

Unter den geschilderten Umständen ist es begreiflich, daß in diesen Jahren den Geistlichen die Besoldung und sonstige Einkünfte wieder nicht regelmäßig gereicht wurden [73]).

Schon 1638 hatte die Priesterschaft sich deswegen an den Bischof von Augsburg gewendet. Er forderte deshalb im Dezember den Rat auf, 1. dem Dekan Schleicher [74]) seine pfärrliche Kompetenz, bezüglich deren er geraume Zeit her nur vertröstet werde, unverzüglich zu reichen, sonst hätte man von dem noch zürnenden Gott alles Unheil über Stadt und Land zu gefahren. 2. dem Schulmeister endlich sein Glaubensbekenntnis abzunehmen.

Was daraufhin geschehen war, erfahren wir nicht. Aber am 23. Februar 1641 zeigte Schleicher dem Bischof an, „welches Fastenküchlein der Rat ihm habe verehren lassen“, daß ihm nämlich von seiner [75]) 400 fl.

73) Das Folgende ist aus Akten des Bischöflichen Archivs in Rottenburg geschöpft.

74) Dekan seit 1624; feierte 1661 sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum und starb 1666 im Alter von 80 Jahren.

75) Seit 1585 vgl. Dr. Klaus, Geschichte der kirchl. Verhältnisse in Schw. G. S. 50 A. 1.

betragenden Kompetenz fortan nur die Hälfte gereicht werden solle. Er habe „Mißgönner“ im Rat.

Ein bischöfliches Schreiben vom 3. Juni 1641 bestreitet dem Rat das Recht, die geistlichen Güter einzuheimsen, es sei denn um den Geistlichen ihr Einkommen zu reichen, und droht mit einem Prozeß.

1642 verlangten Bürgermeister und Rat von der Priesterschaft, namentlich den Benefiziaten, daß sie über ihre Pfründen und Einkommen Rechnung und Verzeichnis vorlegten, und drohten im Unterlassungsfall mit Vorenthaltung. Dagegen, als den geistlichen Rechten zuwider, protestierte der Bischof[76]).

Da bezüglich des Einkommens des Dekans auf seine Einsprache keine Rücksicht genommen wurde — der Geheime Rat hatte sein Schreiben nicht einmal an den Großen[77]) Rat gelangen lassen — und den ihre Verzeichnisse nicht übergebenden Geistlichen ihre Gefälle nicht ausbezahlt wurden, ersuchte unter dem 10. Februar (20. a. St.) der Bischof den beim Rat viel geltenden P. Guardian Jakob Laib (s. o. Kap. II), sich für die bedrohte Kompetenz der Stadtpfarrei zu verwenden.

Derselbe berichtete in einem „P. Jakob Laib, vor dieser Zeit bekannter Erzbettler,“ unterzeichneten Schreiben an den Bischof: Er habe die drei Bürgermeister aufgesucht und sie ermahnt: Sie sollen den frommen alten Fürsten (den Bischof) ansehen (auf ihn Rücksicht nehmen), der ein besonderes Auge auf die Stadt habe, weil sie in der Religion noch eine reine Jungfrau sei; sie sollten ihm, als dem ordinarius gehorsam werden er werde es der Stadt auch wieder gnädig gedenken. Andernfalls habe er mit scharfen Mitteln gedroht: Klage beim Kaiser, daß bei den Reichsstädten kein Gehorsam in spiritualibus[78]) zu sehen, und mit dem geistlichen Schwert der Exkommunikation. Die Frage, ob sie gegen den Pfarrherrn eine Klage hätten, verneinten sie.

Laib betrieb die Sache auch beim Geheimen Rat, fand aber so wenig Geneigtheit, daß er fürchten mußte, es möchte aus dieser Kommission seinem Kloster ein Schaden erwachsen. Vor den ganzen Rat wollte man ihn nicht lassen: Das bischöfliche Schreiben, hieß es, könnte außer dem

76) Schon 1594 hatte sich ein Streit erhoben zwischen Bischof Johann Otto und dem Magistrat, indem jeder von beiden verlangte, ihm solle die Geistlichkeit ihre Einkommensverzeichnisse vorlegen — der Magistrat zur Besteurung. Der Bischof befahl den Geistlichen, den Magistrat mit seinem Verlangen an ihn, ihre rechtmäßige Obrigkeit, zu weisen.

77) Richtiger wohl: ganzen R. Gemeint ist ohne Zweifel der Kleine Rat; der Große, zu dem auch die Zunftvorsteher gehörten, wurde nur ganz selten berufen (siehe Kap. XIV; vgl. Vierteljahrsh. N. F., I. S. 112 f.).

78) Es handelte sich um die Besoldungen.

jetzt abwesenden Stadtschreiber keiner lesen — ihn ließen sie's aber auch nicht vorlesen.

Für ihn sei es hart, in Gmünd zu leben und an Viktualien Mangel zu leiden bei dem täglichen strengen Gottesdienst. Der Gehorsam habe ihn hierher gezwungen — er vertröste sich mit Francisci patientia.

Die nächsten Schritte sind uns unbekannt. Das bischöfliche Gericht führte aber im September 1642 einen **Vergleich** herbei, wonach

1. Des Stadtpfarrers Einkommen (in Anbetracht, daß die 400 fl. kein festes Einkommen waren, sondern sich je nach Umständen verschieden berechnet hatten) für die nächsten 9 Jahre sich — ungerechnet Holz (bisher 12 Wägen) und Getreide (bisher 10 Malter [79]) — auf 300 fl. belaufen sollte;
2. ihm für seine rückständigen Guthaben 1000 fl. in jährlichen Raten und für ein weiteres von 820 fl. in Form einer Obligation 500 fl. erlegt werden sollten.

Bürgermeister und Rat erklärten unter dem 20. September: obwohl ihnen der Vergleich schwere Opfer auferlege, solle er mit allen seinen Bedingungen in Gottes Namen seinen Bestand haben.

Der Streit ist unerbaulich, doch können wir weder den einen noch den anderen Teil verurteilen. Denn bei dem Verfahren der Stadtregierung nötigt uns nichts, an bösen Willen zu denken — ihre Not muß groß gewesen sein, und diese erklärt zur Genüge die Weigerung, den vollen Gehalt zu reichen. Andererseits wäre es unbillig, dem Stadtpfarrer seine Einsprache zum Vorwurf zu machen — es fragt sich nicht bloß, ob etwa der gewöhnliche Gehalt für das 17. Jahrhundert so reichlich bemessen war, daß der Stadtpfarrer auch mit der Hälfte noch reichen mochte, sondern auch, ob er in jener Kriegszeit, bei solcher Teurung und allgemeinen Verarmung, die Nebeneinkünfte fast ausschloß, dagegen an seine Wohltätigkeit außerordentliche Anforderungen stellte, damit auskommen konnte.

Im Jahre 1643 erhob sich ein Grenzstreit zwischen den Gebieten der evangelischen und katholischen Kirche, bei dem **Württemberg** einerseits, andererseits **der Gmünder Magistrat und das Kloster Gotteszell** beteiligt waren.

Am 11. August 1643 [80]) richteten „der Schultheiß zu Muthlangen, auch Vierleute und ganze Gemeinde daselbst und zu Lindach eine gehorsame

---

79) So nach der Kompetenz von 1625. Dafür hatte der Stadtpfarrer die Auflage, am Fronleichnamsfeste 32 Personen, am Sonntag vor Aschermittwoch 12 Personen zu speisen und dem Katechisten und Meßner jährlich 12 fl. zu reichen.

80) F. A. N. 126. Im Auszug auch mitgeteilt in Dr. Klaus, Zur Gesch. der kirchl. Verhältnisse der Reichst. G. 1904. S. 70 f.

und untertänige Bitte an Herrn Bürgermeister und Rat zu Gmünd", die Priorin und Konvent zu Gotteszell zu vermögen, daß dieselben „sie mit einem Pfarrer, ohne ferneres Tergiversieren (d. h. Ausflüchte) ehestens versehen und also die Zehnten usw. wie recht und billig verdienen," oder im Weigerungsfall an den Bischof von Augsburg, ihre Beschwernus gelangen zu lassen.

Sie erinnern im Eingang daran, daß „die ehrwürdigen Frauen Priorin und Konvent z. G. von unfürdenklichen Jahren her schuldig und verbunden, aus der Pfarrei Jckingen das darein gehörige Filial Muthlangen und Dorf Lindach uraltem katholischem Gebrauch nach mit Meßlesen, Predigen und anderen geistlichen Zeremonien und Notwendigkeiten alle Sonn- und Feiertage, auch etwan an Werktägen zu versehen" — was dann „vor diesem ohne Klage geschehen, und sie, Frau P. und K. solcher verrichteten Gottesdienste halben — jährliche Intraden, Renten, Gülten, — etlich viel schöne Wittumhöf zu genießen und zu verleihen haben".

Sie beschwerten sich nun, daß „sie solcher geistlichen Exerzitien und zu ihrer samt ihrer Weiber und Kinder Seelen Seligkeit reichender Gottesdienste nunmehr wiederum etliche Male gänzlich — beraubt seien, also daß sonderlich wir, die von Lindach — nunmehr in 9 Jahre der katholischen Religion zugetan — täglicher gewalttätiger Einsetzung eines luther. Pfarrers — weiß Gott mit höchstem Kummer und Schmerz erwarten müßen", wessen die von seiten Württembergs vorgenommenen „Prozeß" (nach der Sprache jener Zeit nicht notwendig vor Gericht, sondern = Schritte, Vorgehen) sie leider desto mehr versicherten.

Die Sache lag einfach bei Muthlangen, einer katholischen und gmündischen Bauerngemeinde; nicht so bei Lindach, das in württembergischem Besitz[81]) war, mit einem Teil gmündischer Untertanen. Im Jahre 1560 wollte Herzog Christoph hier die Reformation einführen, ließ sich aber die Einwendung gefallen, daß Lindachs Kapelle keine Pfarrgerechtigkeit habe, sondern als Filialkirche zur Pfarrei Iggingen gehöre, und bestand nicht auf der Einführung lutherischen Gottesdienstes[82]). Die Evangelischen in Lindach werden in die Täferroter Kirche gegangen sein. Erst Herzog Ludwig, der 1579 seinen Geheimerat und Landhofmeister Erasmus von Laymingen († 1598) mit Lindach und 1581 mit dem dortigen Schloß und Zubehörde belehnte, führte die Reformation ein (vermutlich

81) In einem im Januar 1634 erstatteten Bericht über die Zahl der in jedem gmündischen Ort befindlichen Bauern und Söldner ist Lindach gar nicht aufgeführt. (F. A. 118. Beil.)

82) S. Eubel in den W. Vierteljahrsheften 1890 S. 127. Dr. Klaus a. a. O. S. 72. Beschreibung des OA. Gm. S. 377 und 378.

wurde dann L. von Täferrot aus pastoriert; ob dem Pfarrer von Iggingen noch gestattet war, dort Messe zu lesen, erfahren wir nicht. Sein Verhältnis zu Muthlangen wurde von alledem nicht berührt). Unter Achatius von Laymingen (nach OA.Beschr. S. 377 des Erasmus Sohn; 1612 ist vielleicht das Jahr, wo er mündig wurde) war zuerst (von 1624 wird es ausdrücklich bezeugt) Lindach noch evangelisch. Aber er selbst nahm 1628 den katholischen Glauben an, und es ist erklärlich, daß es ihm 1634 (man beachte das „nunmehr in 9 Jahre" der 1643er Eingabe; er wurde damals Regierungsrat bei der kais. Interimsregierung) gelang, die Gemeinde katholisch zu machen. So war sie denn wieder Filial von Iggingen. Aber 1638 wurde ja Kirche und Pfarrhof daselbst von der De Wertschen Soldateska eingeäschert — dies erklärt eine längere, wenn auch vielleicht nicht ununterbrochene Pause in der Pastoration von L. Nun starb Achatius v. Laymingen um 1642, und die ohne Zweifel unter dem Einfluß des Herzogs Eberhard III. eingesetzte Vormundschaft[83]) scheint die Huldigung der Untertanen zu Schritten benützt zu haben, um Lindach wieder evangelisch zu machen, wozu sie um so mehr Anlaß hatte, als die Pastoration von katholischer Seite stillstand. Da verweigerten aber die gmündischen Untertanen den Huldigungseid, wenn man sie nicht bei der katholischen Religion belasse, und da der erste Versuch von württembergischer bzw. laymingerscher Seite, vielleicht auch Äußerungen der Beamten, weitere Schritte erwarten ließen, und die Anrufung Gotteszells um Pastoration der Filialien fruchtlos war, wandten die Lindacher sich im Verein mit den gleichfalls vernachlässigten Muthlangern an den Schutzherrn des Klosters, den Gmünder Magistrat. Über die nächsten Schritte des letzteren sind wir nicht unterrichtet. Sie mögen in einer kräftigen Mahnung an das Kloster bestanden haben, seinen Patronatspflichten besser nachzukommen, vielleicht verbunden mit einer Drohung bez. dessen Einkünfte. Der von Dr. Klaus (Vierteljahrsheft von 1904 S. 72 f.) mitgeteilte Bericht erwähnt Gottesdienste in Muthlangen, die 1650 von M. Konrad Schleicher gehalten wurden — es könnte der 1651 auf die Kaplanei St. Achatii et Viti in G. ernannte C. Sch. sein. Dieser hat wohl auf Anordnung von Bürgermeister und Rat Muthlangen versehen. Auch in Lindach muß bis 1649 katholischer Gottesdienst in Übung gewesen sein, in welchem Jahre evangelischer gewaltsam und ausschließlich, doch — wenn Dom. Debler richtig berichtet, ohne Zwang[84]) für die kath. Einwohner — eingeführt wurde.

83) S. Dr. Klaus a. a. O. S. 72. Der in der Oberamtsbeschr. S. 378 erw. Achaz v. L. ist ohne Zweifel ein anderer als der von 1628, wahrscheinlich des ersteren Sohn.

84) Vgl. übrigens Dr. Klaus a. a. O. S. 71. Der anfänglich (v. 1649 an) ge-

Dieser heikle Fall fand aber die beiden Vertreter der katholischen Sache — die Stadtregierung und das Kloster nicht einig, sondern in einem höchst gespannten Verhältnis.

Das Kloster Gotteszell, „ein Augustinernonnenkloster nach der Regel der Dominikaner lebend" (so in der Bulle des Papstes Sixtus IV. vom 16. Nov. 1476), hatte mit der Reichsstadt Gmünd, seiner Schirm- und Schutzherrin, schon manche Konflikte gehabt. Ein kurzer Rückblick auf die bedeutendsten früheren Fälle mag auf die Ereignisse im 17. Jahrhundert ein Licht werfen.

1378 März 24. Kaiser Karl IV. gebietet Bürgermeister und Bürgern zu Gmünd, Priorin und Konvent des Klosters zu Gotteszell, die sich bei ihm beschwert haben, bei ihren alten, vom Reich festgesetzten Steuern zu belassen und mit keinen andern Steuern und Schatzungen zu beschweren. Nürnberg, an Unser Frauen Abend annunciationis — —[85]). (Staatsarchiv.)

Diese Zurechtweisung hat scheint's nicht gefruchtet; denn 1382 (s. o. S. 173) hatte das Kloster bei den Ständen des Bundes in Schwaben[86]) eine Klage eingereicht, „sie werden von den Bürgern von Gmünd zu hart mit Steuern angegriffen und sonst in ihrem Besitz geschädigt". Die Stände des Bundes entschieden: Das Kloster solle im Schirm der Stadt ewig bleiben, an dieselbe 20 fl. jährlich entrichten; darüber aber hätten die Klosterfrauen keine Steuer noch Nachdienst zu leisten (St.A.).

1476 hatte das Kloster den Versuch gemacht, die Schutzherrschaft Gmünds abzuschütteln und sich, ohne die Oberen zu befragen, unter den Schutz und Schirm Graf Eberhards d. J. von Württemberg begeben — veranlaßt wohl durch ein Einschreiten vom Generalvikar des Ordens Heinrich de Wesmalia im Verein mit der Stadtregierung gegen die dem

übte Zwang, über den hier berichtet wird, ist wohl auf erhobene Vorstellungen (Berufung auf die Zugehörigkeit Lindachs zu Iggingen) eingestellt worden. Denn die Beschwerde von 1659 (S. 73) zeugt von einer vorher geübten Duldung gegen die gm. kathol. Untertanen, und einer neuen Einführung von Zwangsmaßregeln seit 1656, OA.Beschr. S. 378.

85) Vgl. Württ. Vjsh. 1911 S. 22 o. Dasselbe kaiserliche Dekret, aber von 1506 datiert und Karl V. zugeschrieben. Unmöglich! Kaiser Karl V. war 1506 erst 6 Jahre alt und wurde erst 13 Jahre später — jung genug — Kaiser. Sollten sich an ihn die Gmünder gewendet haben? Auf der Rückseite der betr. Urkunde im K. Staatsarchiv steht freilich am Rande in alter Schrift Carolo quinto und in der Mitte (Schrift etwa von 1700) „Freiheitsbrief von K. Karl V. ao. 1506", aber letzteres durchstrichen und daneben: 1378 gesetzt. Die Urkunde selbst — von Karl IV. — hat 1378, „im 32. Jahr des Reichs und 23. des Kaisertums", was auf Karl IV. genau, auf Karl V. gar nicht paßt.

86) Zu unterscheiden vom „Schwäbischen Bund", der erst 1487 zustande kam. (v. Stälin, Wirt. Gesch. III, 336, 618.)

Ruf des Klosters nachteiligen Ausschreitungen in demselben. Der Ordensgeneral Leonardus de Mansuetis, der das Verfahren des Generalvikars gegen die widerspenstigen Klosterfrauen billigte, bestätigte unter dem 12. Okt. 1476 (so bei Wingert) das Schutz- und Schirmrecht der Reichsstadt über das Kloster und erklärte den Schritt der Priorin und des Konvents für null und nichtig. Auf die Bitte von Bürgermeister und Rat wurde diese Verfügung des Ordensgenerals am 16. Nov. dess. J. von Papst Sixtus IV. genehmigt, und der gleichfalls angerufene Kaiser Friedrich III. bestätigte unter dem 27. März 1477 das Schutz- und Schirmrecht der Stadt. Er ermahnte aber auch die Stadtbehörde unter dem 5. April, das Kloster bei seinen Freiheiten und Herkommen zu erhalten und unbeschwert zu lassen. Graf Eberhard d. J. leistete der in strengen Worten an ihn gerichteten Aufforderung des Kaisers, die Gmünder in ihrem Schirm- und Schutzrecht nicht zu beirren, noch einigen Widerstand, der erst mit einem zu Ansbach d. d. 29. Juli 1478 durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg vermittelten Vergleich zwischen ihm und der Reichsstadt ein Ende fand.

Für die letztere eine wichtige Entscheidung! Denn ihr Gebiet war weit und breit, besonders in der nähern Umgebung mit Gütern des Klosters durchsetzt, was wohl eine Hauptursache der wiederholten Konflikte zwischen Reichsstadt und Kloster war. Eine halbe Annexion durch Württemberg hatte ihr gedroht.

1530 wandte die Priorin Magdalena Fuchs sich an den Schwäbischen Bund mit allerlei Beschwerden über die Gmünder (Verletzung der Eigentumsrechte u. a. Das Nähere s. bei Dr. Klaus Vjsh. N. F. XX. S. 22—24). Was l. c. S. 22—23 aus einem Brief derselben über das Verfahren des Rats dem Kloster gegenüber im Bauernkrieg berichtet ist, zeigt freilich grobe Verletzungen der Schutzherrnpflicht.

Deshalb schickte der Bund des Reiches Erbmarschall Leonhard von Pappenheim und den Bürgermeister Neidhardt von Ulm als Deputierte nach Gmünd, um zwischen den streitenden Teilen zu vermitteln, und diese brachten den Vertrag vom 19. April 1531 zustande, dessen Festsetzungen bis zum Dreißigjährigen Krieg für das Verhältnis zwischen Gmünd und dem Kloster maßgebend waren — der „Pappenheimische Vertrag“ genannt.

Dessen uns hier interessierende Bestimmungen sind:

Der Rat von Gmünd solle des Klosters Gotteszell Schirmherr heißen und sein und es treulich schützen und schirmen — das Kloster dagegen ihm jährlich, wie vor alters, 21 fl. Schutzgeld bezahlen[87].

---

87) Dies Schutzgeld war sieben Jahre durch nicht entrichtet worden, weil das

Die ökonomische Verwaltung des Klosters besorgte der Hofmeister — dieser solle auf des Klosters „Redstüblein" vor der Priorin und den zwei vom Rat aufgestellten Pflegern den Eid schwören, dem Bürgermeister und Rat als Vogt und Schutzherrn, sowie den würdigen Frauen Priorin und Konvent getreu und gewahr zu sein.

Den gotteszellischen Untertanen dürfe der Rat keine Schatzung auflegen, außer in Kriegszeiten, und auch dann nicht mehr, als den eigenen Untertanen. Jede vom Rat beabsichtigte Schatzung sollte zuvor der Priorin und dem Hofmeister angezeigt und im Beisein desselben sowie der Pfleger umgelegt werden.

Malefizsachen gehören vor das Gericht des Rats; nur geringfügige Vergehen, die im Klosterhof begangen werden, dürfe der Hofmeister selbst zur Strafe ziehen.

Habe der Rat einem Gotteszeller Untertan etwas zu befehlen, so solle es durch den Hofmeister geschehen.

Erhebe sich bei den Untertanen eine Widersetzlichkeit gegen die Priorin, so werde der Rat auf geschehene Benachrichtigung dagegen einschreiten. —

Wie die Priorin damals, in der aufgeregten Zeit des Bauernkriegs und des Einschreitens gegen die Wiedertäuferei, sich zu beklagen hatte, daß der Rat die erwarteten Rücksichten auf das Kloster und die Untertanen nicht selten verletzte, so dürfte das ebenso auch im Dreißigjährigen Krieg der Fall gewesen sein. Da mag es manchmal vorgekommen sein, daß Gmünder Vögte die unaufhörlichen, zur Bestreitung der Kriegskontributionen erforderlichen Schatzungen ohne Anzeige bei der Priorin von gotteszellischen Untertanen erhoben und diese zu Wacht- oder Schanzdiensten aufboten — Not kennt kein Gebot. Da durfte nur eine reizbare, durch ihre gebietende Stellung im Kloster verwöhnte Priorin, wie Magdalena Sattler, an der Spitze stehen, so konnten Konflikte nicht ausbleiben.

Die schweren Drangsale regten die Gemüter auf — Formverletzungen empfand man als Rechtsverletzungen, Rücksichtslosigkeiten als absichtliche Unterdrückung — vielfach geschädigt, befürchtete man den Ruin des Klosters.

Priorin und Konvent hatten sich wohl schon wiederholt an ihre Ordensobere gewandt, klagend über Mißbrauch des Schutzrechts durch den Rat, als 1644 der Orden an Thomas Turcus[88]) einen Eiferer

---

Kloster im Bauernkrieg großen Schaden gehabt hatte, was von der Priorin Magd. Fuchs dem mangelhaften Schutz der Stadt zugeschrieben wurde.

88) Thomas Turcus, von Cremona gebürtig, hatte in Bologna und Padua als Professor gewirkt, ein eifriger Thomist, bezüglich der Lehre und Ordensregeln streng

um die Vorrechte und die Ehre seines Ordens zum General bekam. Kaum ernannt, ließ er am 30. Mai einen energischen Protest gegen die beklagten Übergriffe ausgehen.

In den schärfsten Ausdrücken wirft er dem Rat vor, daß das 1476 ihm vom Ordensgeneral eingeräumte Schutzrecht über das Kloster von modernis quibusdam senatoribus ganz gegen seinen eigentlichen Sinn aufgefaßt und zum Rechtstitel für Drangsalierung (pressura) und fast tägliche Bedrückungen mißbraucht werde, und sie das Kloster gegen des Ordens Freiheit und allgemeine Vorrechte beschweren. Darum wolle er dieses Recht in Kraft seines Amtes fürs Künftige kassiert, zurückgenommen und annulliert haben. Er wolle nicht, daß genannte Ratsherren oder ihre Beamte fürder irgendeine Gerichtsbarkeit, Regierungsgewalt, Oberherrlichkeit oder Verfügungsrecht bezüglich des Vermögens und der beweglichen oder unbeweglichen Güter des Klosters haben oder üben dürfen, und droht gegenüber einem derartigen Versuch mit den strengsten, für Verletzung der geistlichen Freiheit und Unverletzlichkeit angesetzten kanonischen Strafen[89].

Das war das Signal zum Ausbruch eines fünfzehnjährigen Krieges zwischen Reichsstadt und Kloster.

Bei dem Rat mag diese Kundgebung nicht geringes Staunen erregt haben. „Wie wenig weiß dieser fromme Italiener, mochten sie denken, wie es in Deutschland jetzt zugeht, wie wenig bedenkt er, welche Stellung gerade Gmünd, das kirchentreue Gmünd, in Schwaben einnimmt — moderni senatores!"

Die Entrüstung, die über die Anzeige der Priorin, — wenig gedämpft durch ein nicht ganz gutes Gewissen der Herren — sich erheben mochte, wurde bis zur Empörung gesteigert, als nun das Kloster mit der Abwerfung der Schutz- und Schirmherrschaft ernst machte — in den nächsten Monaten den Hofmeister nicht mehr im Beisein der Pfleger beeidigte und den Untertanen verbot, der Stadt Gehorsam zu leisten, wenn Wachen u. dgl. verlangt würden.

---

konservativ, seit 1644 Ordensgeneral. Die Mission und die Bekehrung der Ungläubigen lagen ihm besonders am Herzen. Er bereiste — die Ordensprovinzen visitierend — Frankreich, die Niederlande und Spanien, starb aber schon am 1. Dezember 1649 (siehe Fontane monumenta Dominicana, Bd. V).

89) Es liegt nahe, dieses Einschreiten des Ordensgenerals 1644 mit der Klage der Lindacher 1643 in Verbindung zu bringen und anzunehmen, das Eingreifen des Rats in jener Angelegenheit sei der Tropfen gewesen, der den Becher der Unzufriedenheit auf seiten des Klosters zum Überlaufen brachte; aber über ein solches Eingreifen ist uns nichts berichtet und obiger Protest enthält keine deutliche Beziehung auf einen solchen Fall.

Die Antwort des Rats, nachdem er gegen die Anmaßung der Priorin protestiert und zur gesetzmäßigen Anstellung und Beeidigung eines Hofmeisters vergeblich aufgefordert hatte (1. Dezember), war, daß er den Hofmeister, als er sich in Gmünd sehen ließ, einsteckte und erst freiließ, nachdem er vor dem Rat Treue gelobt hatte, und ihn wegen seines Ungehorsams um 3 fl. strafte; auch gotteszellische Untertanen, die den Gehorsam verweigerten, als sie schanzen und wachen sollten, wurden eingesperrt. Bezüglich einer Schlägerei im Klosterhof, gegen welche die Priorin strafend eingeschritten war, machte der Rat sein Recht geltend, indem er den von ihr für unschuldig Erkannten auch strafte[90]).

Ein solches unnachbarliches Verhältnis konnte in der folgenden Zeit mit ihren fortwährenden Truppendurchzügen und Brandschatzungen für beide Teile — besonders für den schwächeren — nur nachteilig sein.

Es fehlte nun nicht an einem Versuch, den Streit beizulegen. 1646 kam der Provinzial des Dominikanerordens, Ahlenvorst, als Visitator nach Gmünd. Er ordnete die Wahl eines neuen Hofmeisters an, von der er, dem Vertrag von 1531 gemäß, behufs Vornahme der Beeidigung im Beisein der zwei städtischen Pfleger, die Stadtbehörde benachrichtigte. Die Pfleger erschienen — über die gepflogenen Verhandlungen lauten die 5 Jahre späteren Berichte[91]) der beiden Parteien sehr verschieden.

Nach der Darstellung der Priorin stellte sich bei der Besprechung heraus, daß die letzten Hofmeister ohne Vorwissen der Priorin nachträglich vor dem Rat noch einmal in Eid genommen worden waren. Dieses Verfahren habe der Provinzial, der erklärte, es solle beim Vertrag von 1531 bleiben, als durchaus verwerflich bezeichnet und man sei unverrichteter Dinge auseinandergegangen. Am andern Tag sei aber eine Abordnung des Rats beim Provinzial erschienen, den greisen Amtsbürgermeister Seybold (s. Einleitung) an der Spitze, und habe erklärt, weil der Provinzial an dem Vertrag von 1531 festhalten wolle, wollten auch sie bei demselben bleiben; sie entschuldigten die vorgekommenen Übergriffe mit der Not der Kriegszeiten und versprachen, es solle nicht mehr vorkommen. Der Eid sei dann im Beisein der Ratsherren und der Priorin nach einer Formel, in der Priorin und Konvent voran, Bürgermeister und Rat nachgesetzt waren, abgeleistet worden[92]).

---

90) Vgl. den Auszug aus dem Schreiben der Priorin Vjsh. 1911, S. 26.

91) Der gotteszellische Prozeß 1663.

92) Diese Reihenfolge, behauptete die Priorin, sei die ursprüngliche, der Rat habe sie, als die Urkunden des Klosters 1525 in seinen Händen waren, verkehrt.

Ganz anders wird der Vorgang vom Anwalt des Rats dargestellt: Allerdings habe der Provinzial der Wiederbeeidigung des Hofmeisters vor dem Rat (an der übrigens die Priorin selbst schuld gewesen, weil sie die Pfleger zu ihrer Beeidigung nicht berief) „widersprochen", aber von Entschuldigungen, die die Herren von der Stadt vorgebracht, sei keine Rede (dieselben seien noch am Leben und bezeugen es), vielmehr hätten sie dem Provinzial gezeigt, welche Bewandtnis es von alters her mit der Schutz- und Schirmherrschaft der Stadt gehabt, daß eine Jurisdiktion, auch nur eine niedere, dem Kloster nie zustand, und sie hätten ihn ersucht, die Priorin von ihrem ungebührlichen Beginnen abzubringen.

Wem sollen wir glauben? Die Priorin fügt bei: nur einmal sei nachher ihr Hofmeister bei Schatzungen beigezogen worden. Der Streit war also keineswegs beigelegt.

Im Jahre 1644 waren die ersten Kapuziner in Gmünd (wie auch in Riedlingen) eingetroffen, deren Orden, der volkstümlichere Bundesgenoß der Jesuiten, sich damals in Schwaben ausbreitete. Sie fanden zunächst ihr Unterkommen in Bürgerhäusern.

Erst im Jahre 1652 konnte zu einem Kloster nebst Kirche der Grundstein gelegt werden. Zur Gewinnung des Bauplatzes (dort steht jetzt die Irrenanstalt St. Vinzenz) soll der Magistrat 9 Wohnhäuser auf den Abbruch gekauft haben. Wie viele mögen damals infolge des Krieges und der Pest leer gestanden sein!

Vierzehntes Kapitel.

Bayrische, französische und andere Durchzüge. 1643—48.

Wir sind den politischen Ereignissen, von denen Gmünd berührt wurde, etwas vorangeeilt. Die Stadt hatte, von Kontributionen abgesehen, 1639—43 verhältnismäßig ruhige Zeit.

Die Vernichtung des französisch-weimarischen Heeres durch den tüchtigsten Heerführer auf kaiserlicher Seite, General Mercy, bei Tuttlingen am 24.—25. November 1643 hatte dann die Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Schwaben noch einmal aufgehalten. Nun wurde aber Marschall Türenne berufen, der im Verein mit dem Herzog von Enghien 1644 den Rhein überschritt, Mercy vom Hohentwiel abzog und durch einen Sieg über ihn das belagerte Freiburg befreite.

Im August 1644[93]) hatte nun Gmünd mit seinen Landorten das bei Freiburg übel zugerichtete Holkische Regiment (die Stadt hauptsächlich

93) In diesen Sommer fiel der Protest des Th. Turcus, betr. das Kloster Gotteszell. Das Folg. nach Büsch. 88 im K. St.-Arch.

die Verwundeten, Kranken, auch Witwen von Gefallenen) zu verpflegen, wohl mehrere Monate.

Leutnante hatten zum Teil ihre Frau, Magd, mehrere Bediente und bis zu 7 Pferden bei sich. Den Unteroffizieren waren 24 kr., den Gemeinen 17 kr. täglich an Löhnung — außer der vorgeschriebenen Kost — zu reichen. In den Landorten hatten die Offiziere Anspruch auf Servisgelder (ein Hauptmann z. B. auf 36 fl. monatlich), die auf Dörfer und Höfe je nach deren Leistungsfähigkeit verteilt wurden.

Am 4. Januar 1645 wurden in Gmünd 2 Kompagnien (in den Landorten 3) von Feldmarschall Mercys Leibregiment „mit Weib und Kind", 346 Personen, davon in der Stadt 134, einquartiert.

Das bayrische Heer unter Mercys Oberbefehl lieferte dann am 5. Mai dem Marschall Türenne bei Herbsthausen eine siegreiche Schlacht, wurde aber von ihm, nachdem der Herzog von Enghien ihn mit 30000 Mann verstärkt hatte, am 3. August bei Allersheim geschlagen. Feldmarschall Mercy fiel.

Auch die französische Armee hatte starke Verluste gehabt und zog in nordwestlicher Richtung ab — nach vergeblicher Belagerung Heilbronns — an den Rhein.

Die kaiserliche Armee rückte durch das Remstal über Gmünd nach Waiblingen.

In demselben Jahr — ob vor oder nach der Allersheimer Schlacht, gibt unsere Quelle[94]) nicht an, mir ist das erstere wahrscheinlicher — rückte der Landgraf Friedrich von Hessen (nach Mayer mit französischen Truppen, ohne Zweifel Hessen in französischen Diensten)[95]) vor die Stadt und begehrte sein Haupt- und Refräschierquartier darin zu nehmen.

Der Rat sah wohl ein, daß er sich diesem Verlangen nicht mit einiger Aussicht auf Erfolg widersetzen konnte. Da er aber die Stimmung der Einwohnerschaft kannte, die sich gegen diese, ihr nur zu wohl bekannte Last auflehnte, entschloß er sich, nach langer Zeit einmal wieder den Großen, durch die Oberachtmeister (Zunftvorsteher) verstärkten Rat zu berufen, um nicht die ganze Verantwortung auf sich nehmen zu müssen. „Man hat ihnen den andringenden Notstand kundgetan, ihre Meinung und wie dem — großen Unheil vorzubeugen oder aufs beste zu begegnen

94) Der Vorgang ist nur erwähnt in dem Auszug aus dem Buch des Benefiziat Mayer (Handschr.) Fol. 126, und zwar ohne genaueres Datum.

95) Die Hessen haben die anfangs für die Kaiserlichen günstige Schlacht bei Allersheim zum Vorteil der Franzosen entschieden (Brief des Marschall Türenne vom 6. August).

sein möchte, angehört; jedoch da einige unzeitig dafür halten wollen, daß man sich zur Wehr stellen, den Feind nicht einlassen, sondern auf die Landschaft verweisen solle, auch diese ihre Meinung durchzudringen sich etliche, sonderlich Joh. Scheifele ziemlich insolent erwiesen, hat man auf ein neues Ursach genommen, dieselben fürohin des Mitberatschlagens zu entheben."

Die Truppenabteilung wurde also eingelassen und hielt sich 14 Tage in der Stadt auf. Über ihr Verhalten ist nichts überliefert.

Die größere Weisheit war ja in diesem Fall gewiß auf der Seite des Rats. Er wird erwogen haben, daß die Stadt, von deren Mauer erst im letzten Februar ein 200′ langes Stück von selbst eingestürzt war, nicht imstande sein würde, eine Belagerung auszuhalten; welches Schicksal hatte sie aber zu erwarten, wenn sie eingenommen wurde? und wenn nicht, die Landschaft?

Aber welches klägliche Bild von Freiheit und Recht des Volks in der aristokratischen Stadtrepublik stellt sich uns dar, wenn die verfassungsmäßige Einrichtung des Großen Rats nach Willkür benützt, oder wieder eingestellt werden durfte!

Im folgenden Jahre zog Marschall Türenne, nachdem er sich am 22. August in Aschaffenburg von den Schweden getrennt hatte, in Württemberg eingerückt war und am 8.—9. September das von Bayern besetzte Schorndorf eingenommen hatte, mit einer Heeresabteilung durch Gmünd, wo Truppen einquartiert wurden, und nahm sein Hauptquartier in Heubach. „Wir mußten französisch werden," seufzt der Chronist (Vogt).

Vorher hatte am 3. Juli ein Hagelwetter den ganzen Erntesegen vernichtet.

Aus einem erhaltenen Stück einer Supplikation der armen Untertanen in Mögglingen erfahren wir, daß nach der Einnahme von Schorndorf das Dorf fast ganz verbrannt wurde; doch war dies noch nicht das Schlimmste — es folgte ein Viehsterben. „Wenn der arme Bauersmann sein Vieh verliert, womit er seine Nahrung und sein Leben suchen muß, so ist's um ihn getan" (Dom. Debler, Bd. VI).

Türenne rückte weiter nach Bayern, wo er sich mit den Schweden wieder vereinigte und Augsburg entsetzte.

Die Franzosen unterließen aber nicht, auch aus der Ferne Gmünd in Kontribution zu setzen. Im Januar 1647 erhielt die Stadt von Lauingen aus ein drohendes Mahnschreiben betr. Lieferung von Geld zum Sold für eine Kompagnie Dragoner, im Mai von Hall aus ein ähnliches, erbetene Milderung abschlagendes, mit Einquartierung drohen-

des betr. Proviantlieferung[96]). In demselben Jahre, wenn Kausler recht berichtet ist, wurde die Stadt von dem schwedischen General Königsmark[97]) gebrandschatzt (Vogt: gegrüßt); d. h. wohl: sie mußte, um mit Quartier oder Schlimmerem verschont zu werden, eine Geldsumme erlegen.

Papst Innozenz X. (1644—55) hatte 1646 eine Ablaßbulle erlassen, des Inhalts: Wer am Tage Mariä Himmelfahrt prioris vesperis bis Sonnenuntergang in der Kirche bleibe und für die Einigkeit der christlichen Fürsten, die Ausrottung der Ketzerei und die Erhöhung der Mutter Kirche bete, erlange vollen Ablaß aller Sünden, auf 7 Jahre gültig. Diese Bulle soll 1647 Stadtpfarrer Schleicher in Abschrift nach Augsburg gesandt haben, damit sie vom Bischof approbiert werde. Wie es scheint, war sie von dort nicht mitgeteilt worden, sondern Schleicher hatte auf anderem Wege davon erfahren.

Noch reichlich zwei Jahre ließ die Erhörung der so empfohlenen und gewiß mit Inbrunst verrichteten Gebete um Einigkeit der christlichen Fürsten auf sich warten.

Kurfürst Maximilian von Bayern hatte am 3. April 1647 zu Ulm mit Schweden und Frankreich einen Waffenstillstand geschlossen, hatte sich aber, als Türenne und Wrangel abgezogen waren, wieder mit den Kaiserlichen gegen Schweden verbündet. Dadurch ließ sich aber Frankreich nicht von Schweden trennen, sondern kündigte im November dem Kurfürsten den Waffenstillstand, und schon im Frühjahr 1648 fiel eine schwedisch-französische Armee verheerend in Bayern ein. Vorher aber, anfangs Januar 1648, mußte sich Gmünd eine Garnison von kurbayrischen Truppen gefallen lassen. Sei's, daß sie größer ausfiel, als ursprünglich angekündigt war, oder daß der Stadt bei deren Anwesenheit ihre völlige Erschöpfung erst recht zum Bewußtsein kam — am 27. Januar schickte der Rat zwei Abgeordnete an den Feldmarschall v. Gronsfeld, um eine Milderung dieser Auflage auszuwirken[98]). Ob sie Gehör fanden?

Diese Besetzung war wohl der Anlaß zu dem Streifzuge, den der französische Kommandant von Schorndorf, Oberst v. Rußwurm, im Februar gegen Gmünd unternahm. Bei demselben wurden die Freimühle und der Vogelhof in Brand gesteckt.

---

96) Staatsarchiv Büsch. 88.

97) Von ihm sagt G. Freytag, Bilder a. deutsch. Vergangenh. III 99: „Einer der ärgsten Raubvögel, welche durch Deutschland flogen; er führte so viele Wagenladungen von Gold und Kostbarkeiten nach Schweden, daß er seiner Familie ein Jahreseinkommen von über 1 Million Mark hinterließ."

98) Gmünder Archiv Büsch. 88.

Die Einquartierung der Bayern währte nicht lang. Die Gegenpartei drang vor und wie Göppingen mußte auch Gmünd von den Bayern geräumt werden. Dafür mußte die Stadt vom 23. April bis 8. Mai die schwere Einquartierung von zwei Reiterregimentern, angeblich 5000 Mann (Regiment Wrangel und hessisches Leibregiment) ausstehen, die bei ihrem Abzug die Stahlsche Sägmühle verbrannten. Sie zogen Augsburg zu, wo das schwedisch-französische Heer am 17. Mai dem Gegner eine siegreiche Schlacht lieferte.

Wieder, am 18. Juli und 27. August, kam Rußwurm und nahm noch 10 Geschütze fort, gegen seine Zusage.

Diese trockenen Notizen der Chronisten schweigen davon, was unter solchem rücksichtslosen Hin- und Herziehen der Heeresabteilungen, bei dem nur da nicht geraubt wurde, wo nichts mehr vorhanden war, die einzelne Ortschaft, der einzelne Bürger und Landmann zu leiden hatte [99]). Aber wir können es ahnen. Wenn wir zurückdenken, welche Klagen schon 1641 zu hören waren, müssen wir uns wundern, daß nach weiteren 7 Jahren überhaupt noch für jemand der Unterhalt aufzutreiben war. „Wir sind so arm," klagt die Priesterschaft 1648, „daß wir nicht einmal das Wachs für den Gottesdienst aufbringen".

So war damals in deutschen Landen das Volk den Härten einer schonungslos ausbeutenden und verheerenden Kriegführung preisgegeben, einer Gestalt des Krieges, von der unsere Zeit auch nicht frei ist, die aber unser durch Einigkeit stark gewordenes Vaterland von sich abzuwehren vermag.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Friede. Des Krieges Schäden und ihre Heilung. Ausgang des Gotteszeller Prozesses. Schlußbetrachtungen.

Am 24. Okt. 1648 wurde der Westfälische Friede geschlossen. Wer nicht den Glauben verloren hatte, daß die Kriegsdrangsale überhaupt noch ein Ende nehmen könnten, beging gewiß mit frohem Herzen das Dankfest, das in Württemberg am 12. Nov., hier am 14. Dez. gefeiert wurde, mit einem Hochamt und Tedeum, mit Zusammenläuten aller Glocken und Abfeuern aller Geschütze.

Zum Vollgenuß des Friedens gelangte man aber erst allmählich. Schon äußerlich: vom Asperg rückten die Kaiserlichen erst 1649, von Schorndorf und Eßlingen die fremden Völker erst 1650 ab. Ob Gmünd

99) Auch in diesem Jahr weiß das Totenbuch von Mordtaten zu berichten, die von Soldaten und an Soldaten verübt wurden.

jetzt noch eine Besatzung hatte, wieviel Kriegsgelder es bezahlen mußte, darüber haben wir keine Kunde. Konnte man jetzt aufatmen und nach dem endlos scheinenden Kriegsgetümmel wieder zur Besinnung kommen, so war die Lage, in der man sich erblickte, keine zu ausgelassener Freude noch zum Übermut reizende. Denn Gmünd war zwar im Verhältnis zu vielen anderen Städten gnädig durchgekommen. Sein Gebiet war nicht Schauplatz einer der wilden Schlachten dieses Krieges gewesen, die Stadt war nie belagert worden, war nicht abgebrannt. Aber welche Verluste hatte sie erlitten! Auf über 50 Millionen Mark schlagen die Chronisten[100]) ihren Schaden an, was gewiß nicht übertrieben ist. Und welche Schuldenlast — neben völligem Zerfall von Häusern, Brücken und Wegen und gänzlicher Verwüstung des Landes brachte sie in die nun angebrochene Friedenszeit mit! Schon 1636 beliefen sich ihre Schulden auf 200 000 fl., und der Zins konnte von den laufenden Einnahmen nicht mehr bestritten werden — und wieviel Kriegskontributionen, welche ohne Anlehen nicht aufgebracht werden konnten, Einquartierungskosten und Plünderungen waren dann noch zu bestehen! Nun, nach verkündigtem Frieden, werden die von Jahr zu Jahr vertrösteten Gläubiger sich gemeldet haben — vielleicht ein gut Teil eigene Bürger.

Im Jahr 1652 schickte Gmünd Abgeordnete auf den Reichstag zu Regensburg. Sie sollten bei dem Kaiser um eine Audienz nachsuchen und um einen Nachlaß von der unerschwinglichen Steuer der 120 Römermonate, mit Berufung auf den gesunkenen Zustand der Stadt bitten; die Stadt sei auch mit ihren 3 Reitern und 35 Fußsoldaten in der Reichsmatrikel zu hoch angelegt. Von einer Änderung in dieser Beziehung erfahren wir aber nichts.

Die Reichsstadt war mit ihren Einnahmen angewiesen auf den Handelsverkehr ihrer Bürger — der lag tief danieder — und auf die Arbeit ihrer Landuntertanen. Bei diesen können wir uns die Zustände kaum kläglich genug denken. Die Ansicht neuerer Historiker: Die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges dürfe man sich nicht so schrecklich vorstellen; die Nachrichten darüber seien meist übertrieben, finden in dem,

100) Von den für das 16. und 17. Jahrhundert bei Dom. Debl. angenommenen Kriegskosten entfallen auf den Dreißigjährigen Krieg 1 627 000 fl. Halten wir uns an die Berechnung in Württ. Vjsh. N. F. VIII, wo der damalige Metallwert des Guldens zu 3,12 ℳ angeschlagen ist, und nehmen wir von der so berechneten Summe das 10fache als Kaufwert, so erhalten wir als solchen 50 765 420 ℳ. Nach der „Wahrh. Beschreibung“ waren 1628 schon 268 000 ℳ aufgegangen. In der Stiftungsurkunde zu dem nachher zu erwähnenden Dankaltar wird der erlittene Schaden auf 16 Tonnen Gold angeschlagen, also 1,6 Millionen Gulden, was mit obiger Angabe ziemlich stimmt.

was wir namentlich im zwölften Kapitel zu berichten hatten, keine Stütze, wenn auch die Stadt verhältnismäßig gut wegkam. War vom Bauernstand schon 1636 nur 1/5 oder 1/6 übrig, so stand es jetzt noch schlimmer. Von der ursprünglichen Landbevölkerung waren nur wenige mehr am Leben; was sich jetzt in den Ortschaften sammelte, war vielfach hergelaufenes Volk, namentlich entlassene Soldaten — verwildert waren aber auch die wenigen Eingeborenen.

Einiges Licht fällt auf die damaligen Zustände unter der Landbevölkerung von der „Reform bei den Untertanen auf dem Lande nach dem Dreißigjährigen Kriege" (Gmünder Archiv), einem Edikt des Rats an die Vogtämter auf dem Lande.

Zwischen dem November 1650 und Januar 1651 konnten in den Ämtern Bettringen, Bargau und Iggingen wieder Vögte eingesetzt werden. Die „Untertanen, Hintersassen, Inwohner und Zugehörigen" wurden am Amtsort versammelt und zum Gehorsam gegen die Gesetze und gegen den vom Bürgermeister und Rat vorgestellten Vogt eidlich verpflichtet. Damit war die Verlesung einer Ansprache verbunden, durch welche „die heilsamen und nützlichen Gebote, Verbote und Ordnungen" zu ihrer Kenntnis gebracht wurden, die sie befolgen sollten; weil „bei ihnen bei diesen so grausamen Kriegszeiten allerhand Unordnungen, Mißbräuche und hochsträfliche Laster, in summa bald aller Ungehorsam eingerissen sei" (vgl. Dr. Klaus, Vjsh. N. F. XIII, S. 73 ein kürzerer Auszug).

Als solche Ausschreitungen werden namhaft gemacht: Gotteslästern, Fluchen, Schwören. Für jeden Schwur wurden drei Schilling als Strafe, für Gotteslästerung, wenn mit Vorbedacht geschehen, das Einschreiten nach der peinlichen Halsgerichtsordnung angedroht. Wenn es nur aus Zorn oder böser Gewohnheit geschehen, solle man zuerst nur warnen. Eltern und Hausväter sollten bei den Kindern und beim Gesinde solches nicht dulden. Ja, es wurde für solche Vergehen eine allgemeine Anzeigepflicht verkündigt — wer sie, namentlich auf Befragen des Vogts, nicht anzeige, solle wie der Täter gestraft werden.

Sodann werden Zu- und Volltrinken, unziemliches Geschrei, Springen und Singen, alle Unkeuschheit, Hurerei und Ehebruch bei Strafe verboten — die Untertanen sollen sich so erzeigen, daß man spüren und sehen könne, sie leben nicht wie die wilden, unvernünftigen Tiere, sondern als Menschen, die der Allmächtige seinem Bildnis nach erschaffen habe.

An den Strafen solle die Hälfte den Amtsvorstehern zufallen; wenn sie aber aus Gunst oder um Geschenke willen schweigen, sollen sie höher als die Täter gestraft werden.

Kunkelstuben und Lichtkärze werden abgeschafft, Tänze unterliegen obrigkeitlicher Erlaubnis, Schwängerung vor dem Kirchgang wird mit Turm und 20 Schilling Strafe bedroht.

Das Verbot des Wuchers wurde eingeschärft.

Auch positive Ermahnungen enthielt die Ansprache — vor allem zum Besuch der Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen. Eltern, die Kinder und Gesinde dazu nicht anhalten, sondern im Wirtshaus oder auf Gassen vagieren lassen, werden gestraft. Auch denen, die an solchen Tagen arbeiten, wird mit Strafe gedroht — (1 fl. nach jetzigem Kaufwert etwa 25 ℳ).

Beten beim Gebetläuten, Halten der Fasttage, Ehrerbietung gegen die Geistlichkeit, namentlich auch in Reichung der Zehnten, „wozu die göttlichen Gebote jedermann ermahnen," werden zur Pflicht gemacht.

Die Obrigkeit schickte sich also an, die fast von vorne anzufangende Erziehung des Landvolks zu bürgerlicher und kirchlicher Ordnung und Tugend in die Hand zu nehmen, und es fehlte den Leuten nicht am Unterricht über *ihre Pflichten*. Aber — darin zeigt sich recht der Unterschied der Zeiten — von *ihren Rechten*, oder einer wohlwollenden Unterstützung zur Aufzucht eines neuen Viehstands, zur Aussaat, zur Wiederherstellung ihrer Häuser und Scheunen ist nicht die Rede. Ob die Schulen, deren Errichtung in Iggingen, Zimmerbach oder Spraitbach Stadtpfarrer Schleicher für „eine große Notdurft" erklärte, bald zustande kamen, erfahren wir nicht.

Und wie sah es *in der Stadt* aus? Der Chronist (Ratsherr) Vogt weiß von 57 Häusern, die im Dreißigjährigen Krieg gar abgegangen und verbrannt seien, 7 seien zu Scheuern gemacht, 2 Scheuern abgebrochen. Das Totenbuch bezeugt noch für 1650 viele Todesfälle, besonders infolge von Epilepsie — wohl eine Folge vielen ausgestandenen Schreckens bei anhaltend schlechter Ernährung.

Aus dem Bericht Stadtpfarrer Schleichers von 1651 ist nicht zu ersehen, wie es um das Verhältnis zwischen Stadtregierung und Bürgerschaft, wie um die Sittlichkeit bestellt war. *Das kirchliche Leben* scheint in einem ihn befriedigenden Gang gewesen zu sein. Seine Seelsorge erstreckte sich auch auf die auswärts dienenden Stadtkinder, die ihre Beichtzettel einzuschicken hatten. Vom Lesen ketzerischer Bücher war ihm nichts bekannt — es wurde auch in den Bürgerhäusern nicht danach gesucht. Der Zauberei waren einige Personen immer noch verdächtig — es ließ sich aber keine derartige Handlung bei ihnen nachweisen.

Es bestanden zwei deutsche und eine lateinische Schule; letzterer widmeten sich zwei Minoritenpatres (s. Eubel in W. Vjsh. v. 1890).

Von seiten der während des Krieges rücksichtslos gebrandschatzten Priesterschaft wurden nun Forderungen erhoben. Die Stiftungsgelder für Messen, Vigilien u. dgl. konnten zwar seit 1651 wieder aufgebracht werden. Nun kam aber die Priesterschaft auf die (wenigstens seit 1636 ff. Kap. XI) ihr vorenthaltenen Stiftungszinse zurück und berechnete dieselben auf 2136 fl., nach einem späteren Schreiben auf 2320 fl., um deren Ersatz sie sich bei dem Rat besonders 1655 angelegentlich bemühte. Die Verhandlungen führten 1657 zu einem Vergleich, nach welchem die Stadt der Priesterschaft nur 1/4 der Forderung, 580 fl., zu ersetzen hatte.

In der Quittung hieß es: „weil die Stadt in solches Unvermögen und impossibilitas solvendi geraten, hätten sie sich dahin vereinbart und verglichen“ (Rottenburger Akten).

Auch der Zwiespalt mit dem Kloster Gotteszell (s. S. 194—199) harrte noch der Beilegung; er war durch die gütliche Verhandlung von 1646 keineswegs beseitigt. Während damals der Dominikanerprovinzial — die offenbar übereilte Aufkündigung des Schutz- und Schirmverhältnisses durch den Ordensmeister Turcus beiseitelassend — auf den Vertrag von 1531 zurückgegangen war, wandten Priorin und Konvent sich im August 1652 durch den Provinzial Albert Rottenbucher an den Reichshofrat mit einer Reihe von Beschwerden über Unterdrückung und Ausbeutung des Klosters durch den Rat und trugen auf ein Einschreiten des Kaisers an. Sie rüttelten auch an dem Schutzverhältnis überhaupt, indem sie behaupteten, es sei nicht ursprünglich, sondern erst 1476 durch das Dekret Papst Sixtus IV. aufgerichtet worden.

Darauf erfolgte am 11. Oktober 1650 ein scharfes Mandat Kaiser Ferdinands III., das dem Bürgermeister und Rat von Gmünd die Beschwerden des Klosters als Verletzungen der durch eine angedrohte Buße von 10 Mark Goldes geschützten Privilegien desselben vorhielt und ihnen, dem Antrag der Klägerinnen entsprechend, gebot, „von den erzählten attentatis abzustehen“ und das dem Kloster Abgenötigte wieder zu erstatten. Sollten sie sich durch das K. Mandat beschwert fühlen und rechtmäßige Ursache vorzubringen haben, weshalb sie ihm zu gehorchen nicht schuldig wären, so hätten sie das binnen 2 Monaten in Rechten vorzubringen.

Ungeachtet seine Vorfahren im Reich, ist in dem K. Mandat gesagt, alle Predigerklöster, Provinzialen, Prioren und ihren Konvent von aller weltlichen Gewalt und Jurisdiktion gänzlich eximiert haben und mit allem, was ihnen angehörte, in des R. Reichs immediaten und besondern Schutz und Schirm genommen, hätten sie sich unterstanden, sub praetextu simplicis tutelae — — sich des Klosters Herrn zu nennen und dessen

Untertanen; die niemand anders steuerbar, vogtbar und dienstbar, mit gewalttätiger Androhung vom Gehorsam gegen denselben zu verleiten, daß sie sich nicht dessen Untertanen, sondern Gültbauern nennen, hätten sich angemaßt, diese zu Diensten und Wachen zu gebieten, sie mit Kriegsanlagen viel höher als ihre eigenen Untertanen ohne Beisein des dazu verordneten Gotteszeller Anwalts zu belegen, sich auch in die Verleihung der Zehnten, wo sie dem Kloster zustehe, einzudrängen usw.

Nach einer erbetenen und bewilligten Terminverlängerung reichten Bürgermeister und Rat im Frühjahr 1651 eine Supplikation — eher Rechtfertigungsschrift zu nennen[101]) — ein, die sodann der Priorin und Konvent zur Äußerung mitgeteilt wurde. Vergeblich suchten letztere sich dieser Anforderung zu entziehen, indem sie auf den Vollzug des ergangenen Kais. Mandats drangen, zu dem der Propst von Ellwangen schon eine Kommission (Auftrag) erhalten hatte. Diese wurde aber kassiert, und Priorin und Konvent verstanden sich schließlich dazu, freilich erst am 28. Mai 1652, ihre Replik einzureichen, sowie 1653 noch Zusätze. Gleichfalls 1653 folgte eine Duplik des Gmünder Rats, 1655 eine Triplik des Klosters und 1656 die Quadruplik des Rats.

Der Prozeß schwebte also noch, als 1652 Gmünd den Reichstag zu Regensburg beschickte. Bei der großen Anzahl der Untertanen, die zum Kloster gehörten[102]), handelte es sich bei dieser Bedrohung ihrer Rechte für die finanziell so bedrängte Reichsstadt um eine Lebensfrage. Ihre Abgeordneten waren — laut ihrer Instruktion vom 28. Okt. 1652 — beauftragt, das Interesse der Reichsstadt auch in dieser Sache zu vertreten und sich auf die Bestimmung des Westfälischen Friedens bezüglich der geistlichen Güter zu berufen: „Es sollen die gefreiten Reichsstädte ihr votum decisivum haben, (daß) denselben ihre Regalia, Zölle, Konfiskations- und andere Privilegia, auch andere von Kaiser und Reich ordentlich erlangte oder durch langwierigen Gebrauch vor diesem Kriegswesen gehabte, — oder geübte Gerechtigkeiten mit aller Jurisdiktion in der Stadt und auf dem Land verbleiben.“

Haec omnia, heißt es in der Instruktion, contra monasterium (dies alles spricht gegen das Kloster)[103]).

101) Ohne die Beilagen 184 Folioseiten umfassend.

102) Es war sprichwörtlich, daß Kloster Gotteszell nur ein Dorf weniger besitze als Gmünd.

103) Vorher beklagt der Rat in derselben Instruktion die Bestimmung des Friedens, daß bez. der geistlichen Güter die am 1. Jan. 1624 gehabte possessio („seu sive bonae sive malae fidei“) entscheiden sollte, als ein fundamentum fidei Catholicae pernitiosissimum. Aber die daraus für die Reichsstädte sich ergebenden Rechte nimmt er dem Kloster Gotteszell gegenüber unbedenklich in Anspruch.

Es ist hier nicht der Ort, diesen Streit der Interessen und Anschauungen in allen seinen Einzelheiten vorzuführen; wir gehen nur soweit darauf ein, als zur Kenntnis der beiderseitigen Standpunkte, zur Erklärung der langen Verzögerung des Entscheids und zur Beurteilung des schließlichen Vergleichs nötig ist (weiteres siehe Dr. Klaus, Württ. Vjsh. 1911, S. 27 f.).

Bürgermeister und Rat nahmen in ihren Erklärungen den Standpunkt ein, daß das Kloster und seine Besitzungen ganz ins Gmünder Gebiet und Bürgerrecht gehören, und der Reichsstadt alle Hoheitsrechte über dasselbe zustehen; diesen dürften auch die von Päpsten und Kaisern verliehenen Privilegien keinen Abbruch tun. Was das Kloster seine Untertanen nannte, das waren für den Rat: „Gotteszellische Gültbauern". Keinerlei Jurisdiktion stand nach dieser Anschauung dem Kloster über seine Angehörigen zu, auch die niedere nicht. Diese sei von jeher durch die Gmünder, vom Rat beeidigten Vögte und Schultheißen geübt worden und an den Rat haben auch von jeher die Gotteszellischen appelliert. Wenn im Vertrag von 1531 der Priorin das Recht eingeräumt worden sei, innerhalb des Klosterhofs vorfallende „kleinfügige" Vergehen zur Strafe zu ziehen, so sei die Schlägerei, nach der der Rat 1644 eingeschritten sei, eben nicht geringfügig gewesen, habe sich auch nicht auf den Klosterhof beschränkt.

Den Klosterhofmeister gefänglich einzuziehen, bis er vor dem Rat den Eid ablegte und auch die nachfolgenden dazu zu veranlassen, seien sie befugt gewesen, da die Priorin unterlassen habe, dieselben vorschriftsmäßig im Beisein der städtischen Pfleger schwören zu lassen. Die Einsperrung renitenter Gültbauern, die nicht schanzen oder wachen wollten, sei nötig gewesen; Stadt und Kloster schwebten damals in größter Gefahr und ihre Widersetzlichkeit schien zu einem Aufstand zu führen. Der Gerichtsstand der Stadt ergebe sich auch daraus, daß sie dieselben, wie eigene Untertanen, zu Schatzungen, Waffendienst und Fuhren in Anspruch nehmen könne. Davon sei keine Rede, daß dabei die Gotteszeller Bauern mehr als die Gmündischen beschwert werden. Die Umlage geschehe durch eine Kommission von Ratsherrn mit gewissenhafter, unparteiischer Erwägung der Vermögensverhältnisse — wenn dabei der Gotteszeller Hofmeister neuerdings nicht beigezogen worden sei, so sei die Priorin schuld, die ihn nicht den gesetzmäßigen Eid leisten lasse.

Das so verstandene Schutz- und Schirmrecht sei von alter Zeit — wohl Hunderte von Jahren vor 1476 — wohl hergebracht, es sei 1476 nicht erst aufgerichtet, sondern damals nur gegen die Absicht, es an Eberhard den J. von Württemberg zu übertragen, gewahrt worden.

Der Rat habe seine Schirmherrnpflicht immer treu erfüllt — das habe ihm besonders 1476 der Ordensmeister der Dominikaner, Leonhard de Mansuetis, bezeugt[104]). Es sei auch von seiten des Klosters unter den 25 Kaisern seit 1240 gegen das Schirmrecht und den Gerichtsstand der Stadt nie eine Klage oder Beschwerde eingegeben worden. Die jetzige Priorin, vom Ehrgeiz getrieben, wolle den Gmünder Rat „abtreiben" und Äbtissin werden. Es sei fast, meint einmal der Anwalt des Rats, ein crimen laesae majestatis. Sie sollte daran denken, was andere Predigerordensklöster haben ausstehen müssen, und wie es jetzt um ihr Kloster stünde, wenn der Rat es zur Übertragung der Schirmherrschaft an Württemberg hätte kommen lassen.

In ein ganz anderes Licht stellt die Verhältnisse der Anwalt der Priorin Maria Magdalena Sattler und des Konvents.

Da soll das Kloster von Anfang an von der Reichsstadt ganz unabhängig gewesen sein, wofür sie sich auf die Bulle des Papstes Innozenz IV. vom 8. Febr. 1245 (so im Württ. Urkundenbuch und bei Wingert, Der Gotteszellische Prozeß) beriefen, welche dem Kloster die ihm von früheren Päpsten zuerkannten Besitztümer und Freiheiten, sowie von Fürsten oder andern Gläubigen gewährten libertates et exemptiones saecularium exactionum (Steuerbefreiungen) bestätigte. Außerdem waren dreißig Gotteszellische Besitzungen betreffende Schenkungsurkunden und Kaufbriefe beigelegt, in denen für die betreffenden Objekte ausdrücklich bezeugt war, sie seien „mit aller Obrigkeit ganz frei übergeben", „ganz frei eigen", „recht frei und unbekümmert", „da niemand anders Vogt und Herr ist", „unvogtbar, unsteuerbar und undienstbar". Hoheitsrecht und Gerichtsbarkeit über diese Gebietsteile habe nicht Gmünd, das sie auch vorher nicht besaß, sondern das Kloster mit denselben überkommen. Die Schutz- und Schirmherrschaft sei eine advocatia simplex, die keine Gerichtsbarkeit in sich schließe.

Dem Rat stehe von altersher keine Befugnis zu, sich in die Verleihung der Klosterzehnten und Güter, in die Abhör der Heiligenpflegrechnungen in den Pfarreien Gotteszeller Patronats zu mischen; anfangs als gute Freunde zugelassen, haben sie's nachher als Recht beansprucht. Ebensowenig stünde dem Rat ein Recht zu, von den Gotteszellischen Untertanen Schatzungen zu erheben, nicht einmal in Kriegszeiten — auch nicht Kommisfuhren und Wachen — wenn solche Bestimmungen in den Vertrag von 1531 aufgenommen seien, so haben die Kommissäre des

104) Der Rat mußte da doch weit zurückgreifen, um ein lobendes Zeugnis für seine Erfüllung der Schutzpflicht beizubringen.

Schwäb. Bundes nicht dem Herkommen gemäß entschieden. Warum hätte denn 1491 eine Deputation, den Bürgermeister an der Spitze, die Priorin aufs demütigste gebeten, wegen der auferlegten schweren Kontribution nur diesmal die Gotteszeller Untertanen mit einer Kriegsschatzung anlegen zu dürfen, wenn sie dazu kraft der Landeshoheit selbst berechtigt gewesen wären? (Gottesz. Prozeß. — Replik des klösterl. Anwalts[105].)

Die Ausführung gipfelt in der Erklärung: Das Beste für den Frieden wäre eine völlige Aufhebung des Schutz- und Schirmrechts der Reichsstadt. Es habe dem Kloster nichts genützt, weder im Bauernkrieg, als die Aufrührer ins Kloster einfielen — da seien die Gmünder mehr darauf bedacht gewesen, das Kloster zu schädigen als zu schützen — noch im Schmalkaldischen Kriege, wo sie nicht verhinderten, daß das Kloster eingeäschert wurde, dagegen nachher Priorin und Konvent am Wiederaufbau hinderten und ihnen nur unter wucherischen Bedingungen ein Anlehen aus der Spitalpflege gewährten[106]. Daher hielten sie sich durch den Vertrag von 1531 nicht für gebunden, da er vom Bürgermeister und Rat ja nicht gehalten worden sei[106].

Die weitausholende Begründung, zu der beide Teile genötigt waren, und die weittragenden Folgen, zu welchen die beiderseits hochgespannten Ansprüche führen mußten, machen es begreiflich, daß der Reichshofrat es nicht so eilig hatte, wie beide wünschten, eine Entscheidung zu treffen.

Bürgermeister und Rat hielten zwar so ziemlich, mehr als ihr Gegenpart, an den Bestimmungen des 1531er Vertrags, der zu Recht bestehenden Ordnung fest. Wenn sie aber den Bauern auf den Gotteszellischen Besitzungen die Eigenschaft als Gotteszellische Untertanen gänzlich absprachen und ihr bezüglich der Leistungen im Kriege und bezüglich der Güterverleihungen eingehaltenes Verfahren nicht als durch den Krieg entschuldigte Ausnahme, sondern als ein Stück ihres Hoheitsrechts hinstellten, so befanden sie sich mit dem Herkommen und mit dem Geist des Vertrags, der von „Untertanen des Gotteshauses" spricht, im Widerspruch[107]. Ihre weitgehenden Ansprüche waren eher geeignet, die Beschwerden des Klosters zu bestätigen, als sie zu widerlegen. Die Be-

105) Vgl. St.Archiv Büschel 453. de a. 1491. Auf Bitten des Bürgermeisters Scheurer und ihrer Pfleger — — bewilligen die Gotteszeller Klosterfrauen, daß ihre Untertanen mit Kriegsschatzung ausnahmsweise angelegt werden dürfen.

106) Darauf beriefen sie sich auch gegenüber dem Vorwurf: Thorn. Turcus habe ungesetzlich gehandelt, indem er ohne Genehmigung des Kaisers das Schirmrecht für nichtig erklärte.

107) Übrigens hatten auch Priorin u. C., als sie am 17. Nov. 1633 (s. Kap. VIII a. Schl.) den Rat um Schutz baten, ihre Untertanen „unsere armen Gültleut" genannt.

hauptung: gegen ihr Schirmrecht und dessen Handhabung sei in den vergangenen Jahrhunderten keine Beschwerde erhoben worden — durch die Vorgänge von 1378, 1382, 1476, 1487, 1525, 1531 u. a. widerlegt — machte die Ableugnung auch anderer von klösterlicher Seite beklagter Fälle (1547, 1646) etwas zweifelhaft.

Auf der andern Seite war auch in dem Vorbringen der Priorin viel, worauf ein Gericht einzugehen Bedenken tragen mußte. Die 1476 von Papst Sixtus IV. und von Kaiser Friedrich III. aufs neue bestätigte Schutz- und Schirmherrschaft war durch den Vertrag von 1531 näher ausgelegt worden, und dieser war geltendes Recht. Was die Klosterfrauen dem Rat vorwarfen, um ihn als vertragsbrüchig hinzustellen und die Aufhebung der Schirmherrschaft zu begründen, das entfernte sich doch nicht weit genug vom Vertrag, um zu einer solchen Folgerung zu berechtigen, und war größtenteils durch die, alle Schranken durchbrechende Kriegsnot zu entschuldigen. Und wozu hätte eine völlige Trennung von Verwaltung und Gerichtsbarkeit geführt bei zwei so ineinander verwachsenen Gemeinwesen? Schon das „schiedlich" war kaum denkbar, geschweige das „friedlich", das man sich im Kloster davon versprach.

In keine von beiden Wagschalen fiel ein Gewicht einwandfreier, entscheidender Gründe, auf beide drückte einflußreiche Gönnerschaft in Wien[108]) — so begreifen wir, daß in der Angelegenheit, die im November 1656 der Entscheidung nahe schien — jeder Teil wollte aus sicherer Quelle wissen: zu seinen Gunsten — im Mai 1659 noch kein Spruch erfolgt war.

In jenen Tagen erfuhr aber der Gmünder Rat, daß der Dominikanerprovinzial Dr. Joh. Franssens in Wien sich die Sache des Klosters sehr angelegen sein lasse — ja es hieß bald, er wolle nach Gmünd kommen und erbiete sich zu einem Vergleich. Der siegesgewisse Magistrat wollte von einem solchen zuerst nichts hören, aber v. Lindenspür ließ ihm sagen: er vergebe seiner Sache nichts, wenn er sich auf Unterhandlungen einlasse, er könne das Angebotene annehmen oder nicht. Wenn sich aber Aussicht auf einen billigen Vergleich zeigte, würde er von einem solchen nicht abraten.

---

108) Gleich anfangs hatte der Gönner des Rats in Wien, Reichshofrat G. Fr. v. Lindenspür, die Gmünder darauf aufmerksam gemacht, daß die Klosterfrauen, überhaupt die Geistlichen am Wiener Hofe „ein gutes Gehör und judicem favorabilem haben", und die Priorin war persönlich am Wiener Hof für ihre Sache tätig gewesen. Andererseits war am Kaiserhofe die Reichsstadt von jeher gut angeschrieben und mochte man wenig Lust haben, mit der in dem Kaiserl. Mandat angedrohten Strafe ernst zu machen.

Der Provinzial traf am 30. Aug. 1659 in Gotteszell ein und lud den 93jährigen Amtsbürgermeister Karl Seybold und die zwei städtischen Pfleger zu einem Mahl ein. Erst am Schluß desselben, als man „nach der Tafel die Gläsle gewechselt", berührte er den schwebenden Streit und sprach „den Wunsch und die Hoffnung aus", daß Stadt und Kloster wieder zu der alten Vertraulichkeit möchten zurückgebracht werden. Als er dann von der niederen Gerichtsbarkeit sprach, die dem Kloster über seine Untertanen zugestanden werden sollte, erklärten die Herren: darüber seien sie nicht instruiert — der Magistrat sei zu einem Vergleich überhaupt nicht geneigt; sie verwiesen auf die beim Reichshofrat eingegebenen Schriften. Als er aber erklärte: er und die Klosterfrauen begehren nur, bei dem alten Herkommen zu bleiben, äußerten sie: das sei auch ihr Wunsch, auf dieser Grundlage werde man bald einig werden.

Am Sonntag darauf traten der indes zum Amtsbürgermeister gewordene Joh. Stahl (Bürgermeister 1655—61)[109]) mit den anderen Geheimen und der Stadtschreiber Mich. Wingert[109]), der Anwalt der Stadt in dem Prozeß einerseits, andererseits der Provinzial, der Prior und Subprior des Gmünder und der Prior des Speyrer Dominikanerklosters zur Verhandlung zusammen, und am 12. September wurde im Dominikanerkloster in Gmünd[110]) das Ergebnis des erzielten Vergleichs als neuer Vertrag von den Vertretern des Klosters und der Stadt unterzeichnet.

Nach einer die eingerissene Zwietracht und die Vermittlung durch Dr. Joh. Frenssen erwähnenden Einleitung wird in der Vertragsurkunde als Ergebnis und Beschluß festgestellt:

Der Streit solle tot und ab sein und beide Teile sollen sich befleißen, in alter friedliebender Vertraulichkeit miteinander zu leben. Dem Provinzial zu sonderer Ehre wolle der Rat, der ein Namhaftes wegen der Kosten zu fordern hätte, es schwinden und fallen lassen — also jeder Teil trägt nur seine Kosten.

Der 1531 aufgerichtete „Kontrakt" solle in allem gehalten werden, wie von uraltem her. Ausdrücklich hieß es: es solle ein löblicher Magistrat als Vogt-, Schutz- und Schirmherr verehrt

109) Beider Grabsteine befinden sich an der Nordwand der Friedhofkirche angelehnt.

110) Das Verhältnis des Dominikanermönchsklosters zu dem Gotteszeller in dieser Angelegenheit ist nicht ganz durchsichtig. Trotz dem Auftreten des Generals 1644 erfahren wir nichts von einer Parteinahme des ersteren für Gotteszell. Die Lage des Klosters — inmitten der Stadt — nötigte zur Zurückhaltung. Zwar wurde Gotteszell von einem Gmünder Konventualen versehen und der Gmünder Anwalt konnte der Priorin vorwerfen, sie handle unter dem Einfluß ihres „unruhigen Beichtvaters". Aber bei dieser Schlußverhandlung erscheint das Kloster als neutraler Boden.

und respektiert werden — und solle das Kloster das feste Vertrauen zu Herrn Bürgermeister und Rat setzen, daß sie in alle künftige Zeiten — — es wahrhaft seien, wie von altersher.

Wenn so Priorin und Konvent mit ihrem Verlangen nach Lösung des Verhältnisses zur Reichsstadt durchfielen — der Provinzial soll sich ganz entrüstet über jene ausgesprochen haben, als er über das frühere Herkommen und über ihr Gebaren in der neueren Zeit die Wahrheit(?) erfuhr — so hatte doch auch der Rat seinen Anspruch auf unbeschränkte Landeshoheit über das Klostergebiet nicht zur Anerkennung bringen können.

Denn der Eid der gotteszellischen Bauern wurde wieder „Eid der Untertanen zu Gotteszell" genannt. In diesem Eid sind die Pflichten gegen „die würdigen Frauen Priorin und Konvent zu Gotteszell" vorangestellt. Nach diesen erst folgt die Verpflichtung, ausschließlich bei dem Rat zu Gmünd Recht zu geben und zu nehmen und keinen anderen Schirmherrn anzunehmen und zu suchen.

Für die Beeidigung des Hofmeisters blieb es bei dem Vertrag. In der Formel steht hier die Verpflichtung gegen Bürgermeister und Rat voran. Die Abhör der Heiligenpflegerechnungen und die Vergebung von Gütern und Zehnten sollten nur im Beisein der städtischen Pfleger auf dem Redstüblein der Priorin vorgenommen werden. Der alte Vertrag war durch die Bestimmung ergänzt: Was Zins, Renten, Gülten und Dienst betrifft, so die gemeinen Untertanen dem Kloster schuldig, hat die Frau Priorin zu gebieten und zu verbieten. Im Fall ein Untertan die Leistung verweigere, werde auf vorhergehende Ersuchung der Rat einschreiten. — Mit Reichskollekten und Anlagen dürfen die gotteszellischen Untertanen nur in Kriegszeiten in Anspruch genommen werden — nicht höher, als die eigenen. Frondienst und Scharwerk seien sie niemand schuldig, als dem Kloster — wenn der Rat solches für die Stadt verlange, solle er sich an die Priorin wenden, „die es den Untertanen befehlen wird". Das Kloster vertraut dem Rat, „daß er solche nachbarliche Dienste nicht so gar oft, noch ohne gemeine Not begehren, viel weniger zu gemeiner Gerechtigkeit ziehen (d. h. ein Recht daraus machen) werde". — Wenn etwas vorgenommen werden soll, es sei vor Rat, Gericht oder Einung, was gotteszellische Untertanen angehe, solle der Hofmeister zugezogen werden.

Aufs sorgfältigste wurde also allem vorgebeugt, was der Stellung der Priorin ihren Untertanen gegenüber Eintrag tun konnte. Diese genauen Bestimmungen deuten auch darauf hin, daß Bürgermeister und Rat die durch Vertrag und Herkommen gezogenen Grenzen nicht immer

eingehalten hatten. Diese Verbesserung und Sicherung seiner Lage hätte das Kloster freilich schon früher erreichen und eine Demütigung sich ersparen können, wenn es sich auf den Standpunkt des Vertrags von 1531 gestellt hätte; so wäre der Rat, nicht das Kloster ins Unrecht gesetzt gewesen.

Aber auch so ist noch zu fragen, hatte eigentlich der Anwalt der Stadt recht, von einer „unruhigen, hochmütigen, undankbaren, frechen Priorin oder desgl. Klosterfrauen" zu reden[111])? Die vom Klosteranwalt angezogene Bulle Innozenz IV. und die Schenkungs- und Kaufbriefe zeugen davon, daß im Mittelalter die Unantastbarkeit des Klosterbesitzes und ein gewisses Maß eigner Gerichtsbarkeit der Klöster anerkannt und in Übung waren[112]). Freilich von der Mitte des 15. Jahrhunderts an greift namentlich in Süddeutschland der Staat immer kräftiger in das Leben der Klöster ein mit Besteuerung, Beeinflussung der Abtwahl und — nicht selten im Einvernehmen mit den Ordensobern — mit durchgreifender Reformation[113]). Aber ungeachtet der in Gmünd 1476—78 unter Mitwirkung der Stadtregierung am Kloster Gotteszell vorgenommenen Reform konnte noch 1487 der Ordensprovinzial[114]) den Bürgermeister und Rat daran erinnern, daß das Wort Schirm nicht Beschwerung, sondern Hilfe wider die Beschwerenden enthalte. „Nicht daß die Schirmherrn darum über geistliche Gotteshäuser, Personen und ihre Güter Regiment und Gewalt haben, das wäre — — wider geistliche Freiheit und geschriebene Rechte, die keinem Laien Gewalt geben über geistliche Güter." Die Ratsherrn sollen die Wiedereinsetzung des Rats in das Schirmrecht als eine nur durch die Gunst des Ordens vom Papst und Kaiser gegebene Freiheit ansehen, die sie nicht wider des Ordens Freiheit und Statuten gebrauchen dürfen. — Dies war die mittelalterliche Anschauung, die im Geiste der Klosterbewohner fortlebte, wenn sie auch dem Geist der Neuzeit gegenüber ihre Ansprüche nicht mehr durchsetzen konnte.

---

111) Diese Ausdrücke betreffen übrigens nur die Auflehnung gegen die Stadt. Gegen ihre religiöse und sittliche Haltung wird kein Vorwurf erhoben.

112) Welche Wandlungen das Verhältnis zwischen den Klosterobern und den Schirmvögten schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts durchgemacht und welchen Umfang die Gerichtsbarkeit der ersteren gehabt hatte, darüber gibt — übrigens Gotteszell nicht berührend — die Schrift von Dr. A. Hailmann: „Die Klostervogtei im rechtsrheinischen Teil der Diözese Konstanz bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts", interessanten Aufschluß.

113) Vgl. Württ. Kirchengeschichte S. 248.

114) Schreiben des Ordensprovinzials Jak. v. Stübach an Bürgermeister und Rat von Gmünd (K. Staatsarchiv).

Wer weiß, ob die Priorin von Gotteszell nicht ihren Zweck, vielleicht den Rang einer reichsunmittelbaren Äbtissin erreicht hätte, wenn sie vor 1400 gelebt und diesen Schritt getan hätte.

Sie handelte — freilich blind gegen die Zeichen der Zeit — in gutem Glauben, wenn sie vom alten Herkommen auf das älteste zurückging und die einst größere Unabhängigkeit des Klosters als dessen Recht in Anspruch nahm; dagegen handelten die Gmünder Ratsherrn wirklich, wie Th. Turcus sie nannte, als moderni senatores.

Eine wirkliche Gefahr war durch diese Entscheidung von der noch durch Not gedrückten Reichsstadt abgewendet, wenn auch Zwistigkeiten dadurch nicht für immer vorgebeugt war. 1726 ist wieder ein Vergleich zu vermitteln.

Die Stadt scheint sich übrigens rasch erholt zu haben. Im Jahre 1700 hatte sie wieder 1029 Steuerzahler. Das Kapuzinerkloster, zu dem 1652 der Grundstein gelegt wurde, konnte 1654 eingeweiht und bezogen werden. Daß 1662 die Ratsherrn wieder anfingen in schwarzen Mänteln und mit Degen zum Rathause zu wallen, deutet schon auf ein wiedererwachtes aristokratisches Selbstbewußtsein und auf steigenden Wohlstand; ebenso der prunkhafte Titel des 1707 von dem Ratskonsulenten Eustachius Jäger jr. dem Rat gewidmeten Foliobandes, einer Darstellung der Verfassungsverhältnisse und der ökonomischen Lage der Reichsstadt:

„Gamundia rediviva,
sive aerarium resuscitatum.
Das ist die in die Tiefe weit gesunkene
und nun wieder empor erhöhte Stadt Gmünd.“

Allein es verbirgt sich in dem historischen Bericht dieser Denkschrift nicht, daß es die herrschende Aristokratie war, die aus dem Daniederliegen sich nach dem Krieg wieder erholt und erhoben hatte. Die Erfolge waren nicht durch Hebung der arbeitenden Klasse, am wenigsten des Landvolks bezeichnet, sondern heftige Streitigkeiten und Prozesse der Ortseinwohner, ja aufrührerische Bewegungen gegen den Rat — eben im letzten Jahrzehnt vor 1707 — mit Anrufung des Reichshofrats auf der einen, Aufbietung bewaffneter Macht, Strafeinquartierung, Einkerkerung von Bürgern auf der andern Seite, sowie unaufhörliche Beschwerden der ganzen Bauerschaft [115]) bewiesen, daß für die unteren Klassen der gerühmte Aufschwung nur Unterdrückung und schamlose Ausbeutung durch die regierende bedeutete. Es bestätigt sich auch hier die von Freytag in

115) Vgl. in der Beschreibung des Oberamts Gmünd S. 247, 250, 284—85.

seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit" bezeugte Tatsache, daß nach dem Dreißigjährigen Krieg mit der Verminderung der Reichsgewalt und der selbständigen Entfaltung der lokalen Gewalten die Lage der Landbevölkerung eine gedrücktere geworden ist, als vor dem Kriege.

Es war eine der letzten Amtshandlungen, bei denen der über 100jährige Karl Seibold als Amtsbürgermeister mitwirkte (er starb im August darauf), als am 17. Februar 1667 im Rat beschlossen wurde, einen neuen Choraltar in der Pfarrkirche zum hl. Kreuz und unserer l. Frauen zu stiften, wie es in der Stiftungsurkunde heißt:

„Der allerheiligsten Dreifaltigkeit, dem triumphierlichen hl. Kreuz Christi, der allerheiligsten Mutter Gottes Maria und allen Heiligen zu mehrerer Glorie, Lob, Ehr und Preis wegen der göttlichen, väterlichen und mütterlichen Protektion, Schutzes und Erhaltung der in der alten, wahren, alleinseligmachenden Religion beständig verbliebenen Reichsstadt Schw. Gmünd während des Dreißigjährigen Krieges unter allerhand erlittener Teurung, Hungers-, Sterbens- und Kriegszuständen, daß sie nicht gar zu Grund und Boden gerichtet worden."

Der Altar konnte nach Allerheiligen 1670 eingeweiht werden.

Als die ausgesprochen und ausschließend katholische Stadt ging also Gmünd wieder aus dem deutschen Kriege hervor und konnte sich ihrer Standhaftigkeit rühmen. Die Häupter der Stadt schätzten diesen Glauben als das einzige Wertvolle, was ihr unter diesen schweren Prüfungen geblieben sei. In der Mißhandlung der Einwohner und Verwüstung des Landes gab im ganzen keine Kriegspartei der andern nach, aber bezüglich der Religion hatte Gmünd das Glück, einen ziemlich toleranten Feind zu haben. Die schwersten Mißhandlungen erlitt die Stadt seltsamerweise von seiten ihrer Parteigenossen. Trotzdem blieb ihr eine, zum Teil bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhaltene Vorliebe für das Haus Habsburg, zu der dasselbe den Gmündern damals eigentlich nicht viel Anlaß gegeben hatte.

Was die damalige Generation hier wie anderswo über sich ergehen lassen mußte, sich im einzelnen zu vergegenwärtigen, ist schmerzlich und beschämend, aber auch heute noch nicht überflüssig. Es ist geeignet, uns den Bestand eines einigen Deutschen Reiches und den konfessionellen Frieden in ihrem hohen Wert dankbar erkennen zu lassen.

Baugeschichte der Heilbronner Kilianskirche.

Von Moriz v. Rauch.

Der romanische Bau.

An der Stelle der jetzigen Kilianskirche stand, wie Grabungen zwischen den Osttürmen bei der Anlegung der Kirchenheizung 1880 ergeben haben, ein romanischer Bau[1]), dessen Achse ein klein wenig nördlich von der Achse der jetzigen Kirche lag. Was zutage trat, waren zwei Seiten eines Rechtecks mit einer Apsis im Osten, die aber, da an ihrer Basis eine Grundmauer lief[2]), vielleicht erst nachträglich angebaut worden ist. Die Basis der Apsis war schwach 5 m breit, von der Apsis ab erstreckte sich die Ostmauer des Rechtecks noch $2^1/_2$ m weiter südlich bis zur Südmauer. Da die nicht ausgegrabene Nordmauer jedenfalls den gleichen Abstand von der Apsis hatte, so betrug demnach die Breite des ganzen Baus knapp 10 m; die Südmauer wurde auf eine Länge von 11 m ausgegraben. Der Bau ist also sehr klein gewesen; allerdings wäre es nicht ganz ausgeschlossen, daß das ausgegrabene Rechteck, von dem wir die Westseite nicht kennen, nur den Ostteil einer unter dem jetzigen Langhaus befindlichen größeren romanischen Anlage gebildet hätte; die bedeutenden Größenverhältnisse der frühgotischen Kilianskirche ließen es eher als wahrscheinlich erscheinen, daß der dieser vorausgehende romanische Bau auch nicht gar zu klein war. Vom romanischen Bau stammt ein bei jenen Grabarbeiten zwischen den Osttürmen aufgefundenes, jetzt im Heilbronner Historischen Museum befindliches Bruchstück, ein dreiteiliges stilisiertes Blatt[3]), das offenbar der späteren Zeit des romanischen Stils angehört. Daß der am Haus Klostergasse 2 nahe bei der Kirche angebrachte spätromanische Löwe, der einen jugendlichen Menschenkopf zwischen den Pranken hält, von dem romanischen Kirchenbau stammt[4]), ist möglich, aber nicht zu beweisen.

1) Sichtbar auf Abbildung 1.

2) Vgl. Abbildung 1.

3) Abbildung 2 (links); vgl. [Hofrat] A. Schliz, Histor. Verein Heilbronn VIII, S. 116 (Steindenkmäler Nr. 5).

4) Vermutung von A. Schliz im Histor. Verein Heilbronn VIII, S. 102.

Abbildung 1. Grundriß der Kilianskirche mit den 1880 ausgegrabenen Grundmauern des romanischen Baus und des frühgotischen Chors (zur Verfügung gestellt von Herrn Stadtbaumeister Arnold).

Eine genauere Zeitbestimmung für die Entstehung des romanischen Baus zu geben, ist nicht möglich, denn das angebliche Gründungsjahr 1013 für die Kilianskirche ist in das Reich der Fabel zu verweisen[5]). Da der

5) Vgl. S. 240.

romanische Bau nicht in die spätere Kilianskirche verbaut, sondern abgerissen worden ist und somit für deren Baugeschichte eigentlich nicht in

Abbildung 2. Romanisches und frühgotische Bruchstücke.

Betracht kommt, so soll hier auf die schwierige Frage nach seinem Ursprung nicht näher eingegangen werden, zumal da bei dem Versagen des urkundlichen Materials eine sichere Lösung doch nicht gefunden werden kann. Wir wissen nicht, ob der romanische Bau identisch ist mit, bezw.

Nachfolger ist der uralten, in villa Helibrunna[6]) erbauten, vom Majordomus Karlmann der Würzburger Kirche geschenkten Michaelsbasilika[7]) (die dann später dem Würzburgschen Heiligen Kilian geweiht worden wäre) oder ob nicht vielmehr diese Michaelsbasilika identisch ist mit der bis 1538 auf dem Pfarrkirchhof südlich vom Chor der jetzigen Kilianskirche, also unmittelbar bei dem Brunnen, der der Ansiedlung den Namen gab, gestandenen Michaelskapelle[8]), deren ältester Ablaß vom 7. Oktober 1340[9]) allerdings auf einen Neubau zu deuten scheint. Wenn die Michaelsbasilika mit der Michaelskapelle identisch wäre und ebenso, wenn die Basilika sich, wie manche vermuten, nicht unmittelbar beim Brunnen, sondern im späteren Deutschordenskomplex, dem mutmaßlichen Kern der alten Hofansiedlung, befunden hätte[10]), dann wäre der romanische Bau, der an Stelle der Kilianskirche stand, jedenfalls schon dem heiligen Kilian geweiht gewesen; er wäre dann wohl als das Heiligtum der Marktgemeinde zu betrachten im Gegensatz zu der als Heiligtum der Hofgemeinde anzusehenden Michaelsbasilika[11]). Ob der romanische Bau schon Pfarrkirche von Heilbronn war, wissen wir nicht; als Heilbronns alte Pfarre und Mutter aller Heilbronner Kirchen und Kapellen wird die Kirche des abgegangenen Dorfs Altböckingen (rechts vom Neckar) bezeichnet[12]), die nach einer freilich sehr späten Angabe[13]) der Jungfrau Maria geweiht war.

---

6) Hierunter kann doch wohl nur die Ansiedlung Heilbronn, wo der namengebende Brunnen war, verstanden werden; Max Duncker (Neue Heilbronner Oberamtsbeschreibung II, S. 196) möchte den Ausdruck auf die Markung ausdehnen und als Ort für die Michaelsbasilika Altböckingen annehmen.

7) Heilbronner Urkundenbuch I (Württemb. Geschichtsquellen V, von E. Knupfer) Nr. 1.

8) Im Heilbronner Betbuch von 1458 wird die südliche Häuserreihe der jetzigen Kirchbrunnenstraße folgendermaßen bezeichnet: von unser lieben frawen kirchen (d. h. von der Deutschordens-, jetzigen katholischen Kirche) an der selben syten hinuff biss hinder sant Michaels kapellen. — Die Michaelskapelle scheint mit dem jetzigen (spätgotischen) Chor der Kilianskirche in Verbindung gestanden zu sein (Heilbronner Urkundenbuch II [Württemb. Geschichtsquellen XV, von M. v. Rauch], S. 247, 29).

9) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 153.

10) Karl Jäger, Geschichte der Stadt Heilbronn I, S. 31—32. — Wenn auch diese Hypothese richtig wäre, so könnten doch selbstverständlich die an und in der katholischen Kirche erhaltenen spätromanischen Reste nicht von der viel älteren Michaelsbasilika stammen.

11) Vgl. Dr. jur. et phil. Alfred Schliz, Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Heilbronn im Mittelalter, S. 26 ff.

12) Heilbronner Urkundenbuch I, S. 65, 34—35, und III (Württemb. Geschichtsquellen Bd. XIX, von M. v. Rauch), S. 58, 16—17.

13) Von 1521 (Heilbronner Urkundenbuch III, S. 59, 4—5).

Die frühgotische Kirche.

An Stelle des romanischen Baus trat dem Wachstum der Bevölkerung entsprechend eine stattliche frühgotische Kirche. Ihre Erbauung ist dem Stil des Langhauses und der Osttürme nach in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zu setzen; daß die Fabrik der Heilbronner Pfarrkirche im Jahr 1278 von dem Dekan Richard in Wimpfen im Tal 10 Solidi vermacht bekam[14]), gibt uns vielleicht einen Hinweis für eine etwas genauere Zeitbestimmung, wenigstens für die Erbauung der Osttürme; Richard von Ditensheim (jenseits des Rheins)[15]), der auf diese Weise sein Interesse an dem Heilbronner Bau bekundete, war nämlich derjenige Dekan des Stifts zu Wimpfen im Tal, unter dem seit den 1260er Jahren der berühmte gotische Bau der Wimpfener Stiftskirche zu St. Peter entstand[16]), mit deren Osttürmen die Osttürme der Heilbronner Kilianskirche verwandt sind[17]). Dafür, daß die Heilbronner Kirche gegen Ende des 13. Jahrhunderts in der Hauptsache vollendet war, spricht der Umstand, daß ein Ablaß von 1297, worin sie zum erstenmal unter dem Namen Kilianskirche erscheint, keinen Bau erwähnt[18]), was, wenn es sich damals erst um den großen Neubau der frühgotischen Kirche gehandelt hätte, doch wohl der Fall gewesen wäre.

Von der frühgotischen Kilianskirche ist noch heute das Mittelschiff des Langhauses mit seinen 8 Rundpfeilern, sowie die beiden Osttürme erhalten[19]). Die Kirche war eine Basilika von bedeutenden Größenverhältnissen; von der jetzigen Kirche wird sie an Länge nur dadurch übertroffen, daß der jetzige (spätgotische) Chor bedeutend länger ist als der einschiffige frühgotische, dessen Grundmauern 1880 aufgedeckt wurden[20]). Die Seitenschiffe der Basilika waren niedriger als die jetzigen und gewölbt, Spuren der ehemaligen Wölbung haben sich neben dem nördlichen der Osttürme erhalten[21]).

---

14) Heilbronner Urkundenbuch I, Nr. 27.

15) Eher Dittelsheim im rheinhessischen Kreis Worms, als Dietersheim im rheinhessischen Kreis Bingen.

16) Hessische Kunstdenkmäler, Kreis Wimpfen (von Georg Schäfer), S. 203 ff.; Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler III, S. 561 ff.

17) Auf die Verwandtschaft wies schon Eduard Paulus hin (Württ. Kunst- und Altertumsdenkmale, Neckarkreis, S. 248).

18) Heilbronner Urkundenbuch I, Nr. 57.

19) Dies wird schon klar erkannt von Georg G. Kallenbach aus Elbing in seinem Aufsatz vom 1. Jan. 1846 im Heilbronner Tagblatt: Die Kirche St. Kilian von Heilbronn (erhalten im Heilbr. Histor. Museum, Mappe III a, 79).

20) Vgl. Abbildung 1.

21) Auf diese Spuren hat mich Herr Stadtbaumeister Arnold aufmerksam ge-

Dagegen war das Mittelschiff höchst wahrscheinlich flach gedeckt[22]); wäre eine Wölbung vorhanden gewesen, so hätten sich bei der Beyerschen Restauration (seit 1886), die die Stuckdienste von 1580 entfernte, sicherlich Reste von frühgotischen Diensten gezeigt. Das hohe Mittelschiff ruht auf spitzen Arkadenbogen, die von je vier verhältnismäßig niedrigen Rundpfeilern mit achteckigen Fußplatten getragen werden. Die hoch gelegenen Mittelschifffenster (jetzt vergrößert) waren klein und ohne Maßwerk[23]). Die Quadrate unter den Osttürmen und die zwischen diesen liegende Vierung (wenn wir bei einem querschifflosen Bau diesen Ausdruck gebrauchen dürfen) waren gewölbt; von den erhaltenen Gewölben unter den Türmen weist das unter dem südlichen Turm noch frühgotische Malereien der Evangelistensymbole mit Spruchbändern auf, die durch den Maler Georg Loosen restauriert worden sind[24]). Die von kräftigen Pfeilerbündeln getragene Vierung ist bei der Erbauung des spätgotischen Chors dadurch verändert worden, daß das Netzgewölbe des Chors nach Westen über die Vierung fortgeführt wurde; infolge davon haben auf der östlichen Seite der Vierung die frühgotischen Dienste nichts mehr zu tragen[24a]), während auf der westlichen Vierungsseite gegen das Langhaus der hochgesprengte frühgotische Bogen erhalten ist. Am nordwestlichen Vierungspfeiler ist das von Engeln gehaltene Stadtwappen in Stein gehauen, am südwestlichen das Wappen der Patrizierfamilie Erer[25]), am nordöstlichen Pfeiler ist unter dem Anfang eines Dienstes die realistische Halbfigur des uns nicht bekannten Baumeisters der frühgotischen Kirche (oder wenigstens ihrer Ostteile) angebracht[26]). Die an den Vierungspfeilern erhaltenen Kapitelle zeigen schönes frühgotisches Laubwerk; weitere

---

macht, der mir mitteilte, daß das Kapitell mit Bruchstück der Rippe des alten Kreuzgewölbes gegen Westen am Nordwestpfeiler des nördlichen Chorturms noch erhalten ist, leider unter dem Gebälk der Männerempore.

22) Georg Dehio (Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler III, S. 178) spricht dies bestimmt aus. — Daß bei der Beyerschen Restauration keine Spuren einer früheren Wölbung gefunden wurden, bestätigte mir Herr Stadtbaumeister Arnold, der bei dieser Restauration als Bauführer tätig gewesen ist.

23) Vgl. Abbildung 9, wo noch die ursprünglichen Fensterchen sichtbar sind.

24) Ed. Paulus in der neuen Beschreibung des Oberamts Heilbronn, S. 20; W. Stähle, Die Kilianskirche in Heilbronn (Heilbr. 1895), S. 27. — Der vielfach als Freskenrestaurator in württembergischen Kirchen tätige Georg Loosen aus Köln starb 1914.

24a) Sichtbar auf Abbildung 9, links vor dem Chor.

25) Abbildung des Stadtwappens bei Ed. Paulus, Neckarkreis (Kunstatlas). — Daß die Familie Erer erst 1810 urkundlich erwähnt wird in der Person des Schultheißen Konrad Erer (Heilbronner Urkundenbuch II, S. 14, 19 ff.), schließt nicht aus, daß Pfeiler und Wappen wahrscheinlich um ein Menschenalter älter sind.

26) Abbildung 3.

Skulpturenreste aus dieser Zeit, die bei den Grabarbeiten 1880 gefunden wurden, sind im Heilbronner Historischen Museum, namentlich ein Baldachin mit Tierfigürchen in den Bogenzwickeln und eine Konsole mit einem männlichen Kopf [27]).

Abbildung 3. Bildnis des frühgotischen Baumeisters.

Die westliche Vorhalle der Kirche (unter dem Hauptturm) hat im Südteil ihres Inneren sowohl östlich als westlich ebenfalls frühgotische

27) Abbildung 2 (Mitte und rechts), vgl. A. Schliz im Hist. Verein Heilbronn VIII, S. 106 (Steindenkmäler Nr. 20–31, bes. Nr. 31 und 28).

Skulpturenreste und auch die Kreuzgewölbe der Vorhalle weisen auf die frühgotische Zeit hin; desgleichen ist das über der Vorhalle sich erhebende zweite Geschoß des Westbaus (bis zur ersten Plattform) im Inneren frühgotisch, wie die Formen der Pfeiler in den Räumen zu beiden Seiten der Orgel zeigen. Die zwei unteren Geschosse des Westbaus, deren Äußeres in der spätgotischen Zeit umgestaltet wurde, sind entweder zugleich mit der frühgotischen Kirche entstanden oder nicht allzu lange nach ihr. Von den zwei Türmen, die sich vermutlich schon damals über dem Westbau erhoben, wird später die Rede sein [28]).

Die Osttürme [29]) der Kirche haben, abgesehen von ihren modern-frühgotischen Helmen, den ursprünglichen Charakter bewahrt; die hohen, schlanken, tiefeingeschnittenen, von Krabbengiebelchen überdachten zwei Fensterpare des nördlichen Turms bieten ein prächtiges Beispiel der edlen Strenge der Frühgotik. Vergleichen wir diesen Turm mit den etwas schweren, dem romanischen Stil noch nahestehenden Langhauspfeilern, so liegt der Gedanke nahe, daß das Langhaus mit seinem, wie wir annehmen, ungewölbten Mittelschiff schon vor den mit der Wimpfener Stiftskirche verwandten Osttürmen erbaut wurde; es steht den Eßlinger Basiliken näher [30]), namentlich erinnern seine Rundpfeiler an die der 1233—68 erbauten (gewölbten) Dominikanerkirche St. Paul in Eßlingen [31]).

Im Jahr 1330 wird in einem Ablaß die Fabrik der Kilianskirche erwähnt; vielleicht fällt in diese Zeit der Bau der westlichen Vorhalle. Sonst erfahren wir im 14. Jahrhundert nichts Baugeschichtliches von der Kirche, die als neu und geräumig den Bedürfnissen der Bürgerschaft offenbar für lange Zeit genügt hat.

Die angebliche Tätigkeit des Hans von Mingolsheim.

Um die Jahreswende 1400—1401 wird die Sendung eines Boten nach Lauingen „von des Werkmeisters wegen" erwähnt [31a]), ohne daß ein Heilbronner Bauwerk genannt wird.

Als Parlierer auf St. Kilian wird 1421 [32]) ein Hans von Hall genannt, der 1425 sein Haus in Heilbronn verkaufte; 1425 und 1434

28) S. 237 ff.

29) S. Abbildung 7 (Zustand vor der Beyerschen Restauration) und Ed. Paulus, Neckarkreis (Kunstatlas).

30) Vgl. Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler III, S. 178.

31) Vgl. die Abbildungen von St. Paul in den Württ. Kunst- und Altertumsdenkmalen, Kunstatlas des Neckarkreises.

31a) Heilbronner Steuerstubenrechnung 1400—1401, 2. Buch.

32) Wenn die Chroniken von einem „Grundstein" der Kirche von 1420 sprechen, der sich „im mittleren Chor hinter dem vorderen Altar" unter dem Boden befand und

wird dann ein Parlierer Michel erwähnt[33]), ohne daß jedoch feststünde, daß er Parlierer an St. Kilian war. Was Hans von Hall oder Michel gebaut haben, läßt sich nicht feststellen. Am 25. Mai 1454 erhielt die Kirche einen Ablaß; da aber in diesem nur von Reparatur und Erhaltung der Kirche die Rede ist[34]), so fand wohl kein größerer Bau statt; wahrscheinlich erhielt die Pfarrkirche diesen Ablaß zur Entschädigung, weil ihr durch die damals neue, viel besuchte Wallfahrtskirche der Karmeliter viele Einnahmen entgingen.

Als Hauptmeister an der Kilianskirche im 15. Jahrhundert galt bisher der Steinmetz Hans von Mingolsheim; ob dieser in dem Ort Mingolsheim bei Bruchsal geboren ist, steht nicht fest; vielleicht war er auch aus Heilbronn, wo 1399 ein Hans von Mingolsheim Bürger wurde[35]). Wir finden den Meister zuerst in Speyer tätig; der Bischof von Speyer war ihm wegen des Baus der dortigen Pfalz am Donnerstag nach Erhardi 1455 200 Gulden schuldig; im gleichen Jahr verließ er Speyer, wo allerdings noch 1457 ein Hans von Mingolsheim unter den Ratsmitgliedern genannt wird[36]), und wendete sich wohl gleich nach Heilbronn. Hier wurde er spätestens im Jahr 1458 Bürger und blieb es bis mindestens 1461[37]); 1460 gehörte er dem Rat an. Nachdem er dann das Bürgerrecht aufgegeben hatte, erwarb er es am 2. Januar 1464[38]), vielleicht infolge seiner zweiten Heirat mit der Heilbronner Patriziertochter Els Mettelbach, zum zweitenmal[39]); als seine Gattin spätestens 1470 verstorben war[40]), schloß er eine dritte Ehe mit Margareta Berlin, des Patriziers Bernhard Berlins Tochter, starb aber spätestens im Januar 1473[41]).

Für den spätgotischen Chorbau von St. Kilian, der, wie nachher festgestellt werden wird, in die 1480er Jahre fällt, kommt also Hans von Mingolsheim keinenfalls in Betracht; es ist aber mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß er überhaupt nicht an der Kilianskirche

---

auf dem zwei Kruzifixe nebst noch einem anderen „Stück“ eingehauen waren, so ist dies jedenfalls ein Mißverständnis.

33) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 987 nebst a—e.

34) Heilbronner Urkundenbuch I, Nr. 743.

35) Heilbronner Betbuch.

36) A. Klemm in den Württ. Vierteljahrsh. für Landesgesch. 1882, S. 119.

37) Von 1458—61 betet er (das Betbuch 1454—57 ist nicht erhalten).

38) Karl Jäger, Geschichte der Stadt Heilbronn I, S. 262, Anm. 854, las unrichtig 1444 (vgl. A. Klemm in den Württ. Vierteljahrsh. für Landesgesch. 1882, S. 116 u. 119).

39) Heilbronner Urkundenbuch I, Nr. 808.

40) Heilbronner Urkundenbuch I, Nr. 808a.

41) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1119.

tätig war; denn da der Umbau ihrer Seitenschiffe, wie nachher ausgeführt werden wird, in eine spätere Zeit zu setzen ist, so haben um die Mitte des 15. Jahrhunderts, abgesehen von etwaigen Veränderungen an der Westseite, nennenswerte Bauten an der Kirche offenbar nicht stattgefunden. Als Hans von Mingolsheim 1464 zum zweitenmal das Heilbronner Bürgerrecht erwarb, wurde ihm der Bau des Karmeliterklosters übertragen[42]); dieser Bau, und nicht etwa die Kilianskirche, ist jedenfalls auch gemeint, wenn Hans im April des gleichen Jahrs bei seinem Beitritt zu der Straßburger Haupthütte als „Meister des Baus zu Heilbronn" bezeichnet wird[43]). Das bedeutende, jetzt zerstörte Heilbronner Karmeliterkloster, dessen Errichtung 1447 infolge einer angeblichen Erscheinung der Jungfrau Maria beschlossen wurde[44]), erhielt 1452 einen Ablaß zu seinem Ausbau; am 18. Februar 1454 wurden 5 Altäre seiner außerhalb der Stadt erbauten Kirche geweiht, am 8. September 1458 deren Chor und Hochaltar und am 13. September 1458 die Kirche selbst[45]). Es liegt nahe, bei diesem Kirchenbau schon an den später als Meister des Karmeliterklosterbaus bezeichneten Hans von Mingolsheim zu denken. Der Bau des Karmeliterklosters, den Hans 1464 gegen jährlich 25 Gulden übernahm und noch 1468 versah[46]), war das Klostergebäude, in das die anfangs nicht bei ihrer Kirche, sondern innerhalb der Stadt wohnenden Mönche erst 1480 einzogen. Außerdem sollte Meister Hans etwaige von der Stadt vorzunehmende Baulichkeiten versehen[47]), wobei man vielleicht an den 1464 erwähnten[48]) Bau der 1471 vollendeten, 1691 durch einen Eisgang zerstörten steinernen Neckarbrücke[49]) denken könnte. Bei einer Streitigkeit mit Meister Melchior Indinger von Amberg bekam Hans von Mingolsheim vor einem Schiedsgericht der Straßburger Haupthütte 1468 Unrecht; zu diesem Schiedsgericht waren auch drei auswärtige Meister, darunter Hans Böblinger, der Meister der Eßlinger Frauenkirche, berufen worden[50]).

Hans von Mingolsheim siegelte mit einem Zeichen[51]), das wohl sein

42) Heilbronner Urkundenbuch I, S. 445, 5—7.

43) A. Klemm in den Württ. Vierteljahrsh. 1882, S. 119.

44) Heilbronner Urkundenbuch I, Nr. 664.

45) Heilbronner Urkundenbuch I, Nr. 727 nebst a—c.

46) A. Klemm in den Württ. Vierteljahrsh. 1882, S. 120.

47) Heilbronner Urkundenbuch I, S. 445, 7.

48) Heilbronner Urkundenbuch I, Nr. 811.

49) Fr. Dürr, Heilbronner Chronik, S. 218.

50) A. Klemm in den Württ. Vierteljahrsh. 1882, S. 120.

51) Abbildung 4 (das Siegel ist an der Urkunde Nr. 808a des Heilbronner Urkundenbuchs I).

Steinmetzzeichen war; auch seine Nachkommenschaft bediente sich dieses Siegels, doch mit senkrechtgestelltem Steinmetzzeichen, so daß dieses einem K ähnlich sieht. Sein Sohn erster Ehe, Meister Heinrich Steinmetz, der dem Rat und dem Gericht angehörte, wird als „Baumeister" bezeichnet, vielleicht nur im Sinn eines städtischen Bauverordneten; im Jahr 1472 wird in seiner Bet ein Tabernakel vor dem Brückentor erwähnt, nach 1483 wird er nicht mehr genannt[52]). Ein anderer Sohn des Hans von Mingolsheim aus dessen erster Ehe, Hans Steinmetz, war Goldschmied in Heilbronn, ebenso dessen Sohn Balthasar Steinmetz[53]), der auch im Rat der Stadt eine Rolle spielte; mit Balthasars gleichnamigem Sohn scheint die Familie in Heilbronn erloschen zu sein.

Abbildung 4. Zeichen des Steinmetzen Hans v. Mingolsheim.

Die Erbauung des spätgotischen Chors durch Aberlin Jörg.

Daß der Meister Heinrich Kugler oder Echser, der 1480—1495 an der Nördlinger Georgskirche tätig war, 1479 einen Bau in Heilbronn, unter dem man die Kilianskirche verstand, geleitet haben soll[54]), beruht auf einem Mißverständnis: Heinrich Kugler war nicht in Heilbronn, sondern im Kloster Heilsbronn bei Ansbach tätig[55]).

Der Bau des spätgotischen Chors von St. Kilian scheint zu Anfang der 1480er Jahre begonnen worden zu sein: am 20. März 1482 erwähnte der Kirchherr von Heilbronn, der würzburgische Kanzler und Erzpriester Johann von Allendorf, „die große Fabrik" der Kilianskirche[56]) und am 20. Februar 1483 schickte er dem Heilbronner Rat die bischöfliche Genehmigung zum Abbruch und Verkauf „des an der Kirche noch übrigen alten Gebäus[57]); dies ist offenbar so zu verstehen, daß damals der einschiffige frühgotische Chor einem größeren, dem noch jetzt bestehenden spätgotischen, weichen mußte.

Als im Herbst 1485 der Heilbronner Syndikus Nikolaus Straub wegen der päpstlichen Bestätigung eines zwischen der Stadt und dem Karmeliterkloster geschlossenen Vertrags nach Rom geschickt wurde, sollte er zugleich eine päpstliche Indulgenz erwirken[58]); diese ist jedenfalls iden-

52) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 444, 3—7.

53) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 444, 19 und S. 827, 27—38.

54) A. Klemm in den Württemb. Viertelj. für Landesgesch. 1882, S. 123 (nach Christian Mayer, Die Stadt Nördlingen ꝛc., S. 132).

55) Gefl. Mitteilung des Nördlinger Stadtarchivs.

56) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1335.

57) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1354.

58) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 301, 38—40.

tisch mit einem nur verstümmelt und ohne Datum erhaltenen päpstlichen Ablaß [59]) für die Kilianskirche; es heißt darin: wie der Papst höre, seien die Baulichkeiten der Pfarrkirche zu St. Kilian in der Reichsstadt Heilbronn so enge, daß sie für die Einwohner der sehr volkreichen Stadt nicht genügen, weshalb diese die Kirche durch einen kostspieligen Bau zu erweitern unternommen hätten, zu dessen Vollendung etwa 6000 rheinische Gulden nötig seien. Der Rat hatte besonderen Wert darauf gelegt, daß die zur Vollbringung des Baus nötige Summe in die Indulgenz eingesetzt werde, wie aus einem Schreiben des Rats an einen Herrn Jakob, der den angefangenen Bau selbst gesehen hatte, hervorgeht [60]).

Während also 1485 der Chorbau angefangen, aber noch nicht vollendet war, war er 1487 fertig; denn im Frühjahr 1487 wurde „ein Fenster im Chore verliehen" und im Sommer „das neue Fenster in dem neuen Chore" bezahlt und dieser geplattet; von dem Chorfenster, das in Speyer gefertigt war und 63 Gulden kostete [61]), ist ein schwarzer Adler auf Goldgrund mit der Jahreszahl 1487 sowie die Abzeichen verschiedener Handwerke erhalten, doch sind diese Reste neuerdings in die Südfenster des Chors übertragen worden; früher befand sich der Adler im mittleren Chorfenster hinter dem Hochaltar.

Der dreischiffige Hallenchor ist ein Glanzstück der Kilianskirche; gegenüber dem noch etwas unfreien Langhaus, das zudem infolge von späteren Änderungen nicht einheitlich wirkt, entfaltet der Chor den ganzen Reiz der technisch vollendeten Spätgotik. Je zwei schlanke, reich gegliederte Pfeilerbündel ohne Kapitelle tragen mit entsprechenden Wandpfeilern ein reiches, vielmaschiges Netzgewölbe, das sich im Mittelschiff, wie erwähnt [62]), westlich noch über den Chor hinaus fortsetzt; die Schlußsteine stellen Christus, den heiligen Geist, Maria, Johannes, Kilian, Urban und andere Heilige sowie das Stadtwappen dar [63]). Die Chorschiffe endigen in drei Apsiden mit hohen schlanken Fenstern, während die Nordseite des Chors, weil hier zur Gewinnung zweier Kapellen die Strebebogen nach innen gezogen sind, zwei Fensterreihen übereinander hat; der Südseite des

59) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1354 b. — Heinrich Titot, Beschreibung der evang. Hauptkirche zu Heilbronn, S. 5, wirft diesen Ablaß zusammen mit einem päpstlichen Ablaß von 1475, bei dem es sich um den Buttergenuß in der Fastenzeit handelte (Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1130 und I, Nr. 137 [aber ohne e, das nicht dazugehört]).

60) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1354 a.

61) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1454 und 1454 a.

62) S. 223.

63) Die Schlußsteine sind aufgeführt bei W. Stähle, Die Kilianskirche in Heilbronn, S. 22.

Chors sind zwei Sakristeien vorgelagert. Nach außen war die Hallenform des Chors früher dadurch kenntlich, daß die drei Chorschiffe von einem gemeinsamen Dach bedeckt waren und nur die Apsiden besondere Dächer

Abbildung 5. Der spätgotische Chor bis zur Beyerschen Restauration (Lithographie nach einer Zeichnung von J. Läpple).

hatten[64]); erst seit der Beyerschen Restauration (1886—94) haben die drei Chorschiffe gesonderte Dächer. Die beiden Chorportale, von denen das

64) Abbildung 5. — Das Innere des Chors ist teilweise sichtbar auf Abbildung 9, sein Verhältnis zum frühgotischen Chor auf Abbildung 1.

nördliche eine gewölbte Vorhalle hat, zeigen am Scheitel der Bogenschlüsse Durchkreuzungen.

Über den Meister, der den Chor geschaffen hat, gibt uns eine Heilbronner Chronik[65]) Aufschluß, die berichtet: „Im mittlern Chor ob dem Hochaltar am Gewölb steht folgendes Wappen[66])". Dieses (nicht mehr vorhandene) Wappen, ein von drei Sternen begleiteter Sparren, das hier wie in der Gmünder Heiligkreuzkirche[67]) von einem Engel gehalten wurde, ist das bekannte, von A. Klemm festgestellte „Sternenwappen"

Abbildung 6. Zwei nicht mehr vorhandene Steinmetzzeichen im Chor.

Aberlin Jörgs[68]), des Schöpfers und Umbauers so vieler Kirchen in dem Graf Ulrich dem Vielgeliebten zugefallenen Stuttgarter Landesteil Württembergs und in den benachbarten Reichsstädten; mit dem Chor der Heilbronner Kilianskirche hat Aberlin Jörg wohl sein bedeutendstes Werk geschaffen. Der Meister wird auch urkundlich in Heilbronn erwähnt: im Frühjahr 1487 sandte der Rat einen Boten zu ihm und im Sommer

65) Im Besitz von Fräulein Fanny Titot in Heilbronn (die bei Fr. Dürr, Heilbronner Chronik, S. IV, als „Handschrift II" erwähnte Chronik mit besonders ausführlichen „Antiquitäten").

66) Abbildung 6 (links). — Die Chroniken erklärten das Wappen unrichtig als das des Heilbronner Karmeliterklosters.

67) E. Gradmann, Jagstkreis I, S. 347.

68) Vgl. über ihn A. Klemm in den Württemb. Viertelj. für Landesgeschichte 1882, S. 102—108, und A. Klemm in Ed. Paulus, Neckarkreis, S. 554 ff. — Daß Aberlin Jörg den Heilbronner Chor geschaffen hat, habe ich schon in meinem Aufsatz über den Heilbronner Bildhauer und Bildschnitzer Hans Seyfer (Monatshefte für Kunstwissenschaft II [1909]), S. 504, erwähnt.

schickte er ihm Botschaft nach Stuttgart „von St. Kilians wegen"; anfangs 1488 kam er einmal nach Heilbronn[69]). Vermutlich ist Aberlin Jörg auch gemeint, wenn im Heilbronner Betbuch von einem Aberlin Schelberer von Stuttgart gesagt wird, er habe zusammen mit drei Gesellen für einen halbjährigen Aufenthalt in Heilbronn von Michaelis 1482 ab 3 Gulden Sitzgeld bezahlt[70]).

„Rechter Hand" im Chor befand sich nach jener Heilbronner Chronik ein zweiter, gleichfalls von einem Engel gehaltener Schild[71]); das darin befindliche Zeichen gehört vielleicht einem Mitarbeiter Aberlin Jörgs an, wahrscheinlicher aber diente es nur zur Umrahmung für zwei auf dem Schild angebrachte Jahreszahlen; leider hat die Chronik diese schlecht überliefert: oben stand angeblich 1440, unten 1581, was in der Chronik von einer späteren Hand in 1487 korrigiert ist; 1487 ist jedenfalls richtig, denn es ist das Jahr der Vollendung des Chors, während er 1581 nur „ausgestrichen" wurde; 1440 kann nicht richtig sein; vielleicht hieß die obere Zahl 1480 und bedeutete das Anfangsjahr des Chorbaus.

Für einen „merklich schweren und notdürftigen Bau" der Kilianskirche, also jedenfalls für den Chorbau, hatte der Rat 1957 Gulden verwendet von einer bei ihm in Verwahrung liegenden Summe von 3967 Gulden, die aus Opfern für eine Marienkapelle herstammte, an deren Stelle später das Karmeliterkloster entstanden war. Die Karmeliter erklärten sich in einem Vertrag von 1489 mit jener Verwendung nachträglich einverstanden, unter einem späteren Prior aber fochten sie diesen Vertrag an und in einem zweiten Vertrag von 1494 mußten die Heiligenpfleger von St. Kilian den Karmelitern von den für die Kirche verwendeten 1957 Gulden 450 Gulden wieder zurückgeben[72]). Im Jahr 1488 vermachte der kaiserliche Diener Hans Kriech aus Heilbronn 100 Gulden an St. Kilians Bau[73]), und im gleichen Jahr wurden dem Bau 20 Gulden aus einem päpstlichen Türkenablaß zugewendet[74]).

Umbau der Seitenschiffe und Bau des großen Langhausdachs.

Aus den zwei Jahrzehnten nach der Vollendung des Chores, der um die Jahrhundertwende Hochaltar und Sakramentshaus erhielt, sind

69) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1445 nebst a—b.

70) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1349; oder sollte Schelberer = Schilderer sein und einen Maler bedeuten?

71) Abbildung 6 (rechts).

72) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1535.

73) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1476.

74) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 399, 25—26.

wenig Nachrichten über die Baugeschichte von St. Kilian vorhanden. Am 19. Dezember 1491 versprach der Heilbronner Kirchherr dem Rat, er wolle bald jemand von Würzburg nach Heilbronn schicken „auch wegen der Bäue der Pfarrkirche“ [75]); demnach muß es sich damals um nicht unbedeutende Bauten gehandelt haben. Im August 1492 bat Heilbronn Eßlingen um Zusendung des Eßlinger Baumeisters [76]), wobei wir wohl annehmen dürfen, daß ein Gutachten über die Kilianskirche gewünscht wurde; der Baumeister, den Eßlingen samt seinem Werkmeister zu schicken versprach, war vermutlich Stefan Waid, der Schwager des kurz zuvor verstorbenen Marx Böblinger [77]). Im Jahr 1495 war „die Kirche mit merklichen schweren Kosten gebaut und in ein recht Wesen gebracht, auch schon geplattet [78]).

Wir glauben bestimmt annehmen zu dürfen, daß es sich bei diesen Bauten der 1490er Jahre um den Umbau der Seitenschiffe der Kilianskirche handelte, denn diesen Umbau vor die Zeit des Chorbaus zu setzen, lassen die auf eine spätere Zeit weisenden Seitenschifffenster nicht zu. Das Langhaus der Kirche hatte bis dahin den Charakter einer frühgotischen Basilika bewahrt. Nun wurden die Seitenschiffe erhöht [79]) und dadurch etwas erweitert [79a]), daß man, wie es auf der Nordseite des Chors geschehen war, durch Einziehen der Strebepfeiler schmale Kapellen gewann, in denen neuerdings, wie in den Chorkapellen, Reste von Wandmalereien aufgedeckt worden sind; die Fenster dieser Kapellen haben, weil die verfügbare Höhe nicht groß war, die Form breiter Rechtecke; über diesen Fenstern erhielten die erhöhten Seitenschiffwände statt ihrer jedenfalls kleinen frühgotischen Fenster große spätgotische mit krabbenbesetzten, von Kreuzblumen bekrönten Eselsrücken an Stelle von Maßwerk; die Strebepfeiler bekamen Filialen mit Kreuzblumen [80]). Das Nord- und das Südportal des Langhauses, beide mit zierlichem Schmuck [81]), entstanden jedenfalls im Zusammenhang mit dem Hinausrücken des unteren Teils der Seitenschiffwände.

75) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1596 c.

76) Antwort Eßlingens vom 24. August im Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1644 e.

77) A. Klemm in den Württemb. Vierteljahrsh. für Landesgeschichte 1882, S. 97.

78) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 529, 29—30.

79) Das frühgotische Gewölbe (vgl. S. 222) war niederer.

79 a) Nach Mitteilung von Herrn Stadtbaumeister Arnold hat sich bei der Wiederherstellung der Kirche die ehemalige Außenwand des nördlichen Seitenschiffs am nordwestlichen Pfeiler des nördlichen Chorturms gezeigt und im Oktober 1893 auch die ehemalige Außenwand des südlichen Seitenschiffs am südwestlichen Pfeiler des südlichen Chorturms; die Wandstärke betrug 1,015 m.

80) Vgl. Abbildung 7.

81) Das Bogenfeld des Südportals mit der sitzenden Statue des heiligen Kilian ist jetzt durch eine Nachbildung ersetzt; das Original befindet sich im Vorgärtchen des

Abbildung 7. Das Äußere der Kirche von 1529 bis zur Beyerschen Restauration.

Gewiß ist auch das mächtige Dach, das bis zur Beyer'schen Restauration das Mittel- und die Seitenschiffe des Langhauses bedeckte, zur

Schlizschen Hauses Klarastraße 10 a; das Original der Marienstatue des Nordportals ist seit 1914 im Historischen Museum; es ist von Alabaster.

Zeit des Umbaus der Seitenschiffe entstanden, und nicht erst beim Umbau von 1579—1582[82]); denn gerade das ausgehende 15. Jahrhundert liebte solche großen Dächer und der Chor der Kilianskirche hatte bereits das die drei Chorschiffe bedeckende Dach Aberlin Jörgs.

Durch das gemeinsame Dach des Langhauses wurden die kleinen frühgotischen Mittelschifffenster verdeckt, so daß diese von da an auf die Dachböden der Seitenschiffe gingen; die Basilikaform des Langhauses ging damit für die Außenansicht verloren[83]). Für das durch die Verdeckung der Mittelschifffensterchen dem Langhaus entzogene Licht bot die erwähnte Vergrößerung der Seitenschifffenster Ersatz. Einen Anhaltspunkt für die Zeit der Erbauung des großen Dachs gibt uns vielleicht ein Ratsbeschluß (über das Begraben in der Kirche) vom 31. März 1495, worin es heißt, daß „die Dachung der Kirche baufällig sei und ganz einen neuen Bau zu tun notdürftiglich erfordere, was die Fabrik nicht vermöge“[84]).

Wer war nun der Meister, der den Umbau der Seitenschiffe vollführt hat? Am nächsten läge es, auch hier an Aberlin Jörg zu denken; da dieser aber schon 1492 starb[85]), könnte er höchstens für den Anfang des Umbaus in Betracht kommen; auch wird er, was allerdings Zufall sein kann, nach 1488 nicht mehr in Heilbronn erwähnt. Dagegen war seit mindestens 1487 einer der bekanntesten Schüler Aberlin Jörgs in Heilbronn ansässig, der Baumeister und Bildhauer Bernhard Sporer von Leonberg[86]). Da 1487 das Vollendungsjahr des Heilbronner Chors war, so ist anzunehmen, daß Sporer an diesem unter Aberlin Jörg mitgearbeitet hat; urkundliche Beweise für eine Tätigkeit Sporers an der Kilianskirche sind allerdings nicht vorhanden. Überhaupt ist in Heilbronn nur ein bildhauerisches Werk von Sporer nachzuweisen: die Statue eines „Geharnischten“ für den Rathausgang, die er 1499 um 11 Gulden fertigte[87]) und auf die wohl die Ritterfiguren auf der jetzigen Freitreppe des Rathauses[88]) zurückgehen. Es ist aber doch anzunehmen, daß Sporer, der

82) Dies war die Meinung von Ed. Paulus (Neue Heilbronner Oberamtsbeschreibung II, S. 16).

83) Vgl. Abbildung 7.

84) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 529, 34—35.

85) A. Klemm in den Württemb. Kunst- und Altertumsdenkmalen, Neckarkreis, S. 554.

86) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1817.

87) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1817 a.

88) Von den jetzt durch moderne Kopien ersetzten zwei Rittern auf der Rathaustreppe mag einer der Sporersche gewesen sein; er wäre dann beim Rathausumbau von 1581—1582 auf die Renaissancefreitreppe übertragen worden und hätte einen ihm entsprechenden Kameraden erhalten; die reichen gotischen Baldachine, unter denen diese

eine Heilbronnerin heiratete und bis 1514 in Heilbronn ansässig war [89]), neben seinen Arbeiten in der Umgegend auch ein größeres Werk in der Stadt ausgeführt hat. Die „üppige und pikante Spätgotik" [90]), die uns an den Seitenschiffen der Kilianskirche entgegentritt, würde gut für Sporer, dessen Stärke das Dekorative war, passen; das Einziehen der Strebepfeiler, wie es bei den Heilbronner Seitenschiffen durchgeführt wurde, hat er an der Öhringer Stiftskirche (hier mit Hans von Aurach) und an der Schwaigerner Kirche angewendet und ein riesiges Satteldach wie das Heilbronner hat er für die Wimpfener Pfarrkirche erbaut; doch bleibt es vorerst nur eine Vermutung, wenn wir beim Umbau der Heilbronner Seitenschiffe an Bernhard Sporer denken.

Während seines Heilbronner Aufenthalts war Sporer 1488 mit Aberlin Jörg an der Kirche zu Münchingen tätig, dann arbeitete er in den 1490er Jahren an dem bedeutenden Bau der Öhringer Stiftskirche, zuerst mit Hans von Aurach [91]), dann allein, doch nicht zur Zufriedenheit der Öhringer Stiftsbaumeister, die ihm technische Fehler und Fahrlässigkeit vorwarfen; es ist möglich, daß diese Sache, über die Graf Kraft von Hohenlohe am 1. Dezember 1498 ausführlich an den Heilbronner Rat schrieb [92]), Sporer auch in Heilbronn geschadet hat; jedenfalls trat er hier sowohl als Plastiker wie als Baumeister hinter andere zurück: den Hochaltar der Kilianskirche führte Hans Seyfer aus [93]), den Bau des Westturms Hans Schweiner. An dem 1489 in Angriff genommenen Langhaus der Pfarrkirche (Liebfrauenkirche) zu Wimpfen am Berg ist Sporer in der ersten Bauperiode nicht nachweisbar, sondern nur sein Öhringer Genosse Hans von Aurach, aber vielleicht haben sie auch dort gemeinsam gearbeitet; im Jahr 1507 machte Sporer eine Zahlung nach Heilbronn von Wimpfen aus und im Jahr 1510 wurde ihm der innere Bau der Wimpfener Pfarrkirche „mit runden Schäften, darauf ein zierlich Obergesims, mitsamt den Anfängen und mit den 12 Bogen", sowie der Dachstuhl und die Kanzel für 254 Gulden übertragen, dann 1512 die Wölbung der Kirche, die Riesen über dem hinteren d. h. dem Westportal,

---

Ritter stehen, erinnern an den Baldachin über der Sporerschen Christusfigur an der Schwaigerner Kirche.

89) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 643, 1—11.

90) Dies sind die Worte Georg Dehios in seinem Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler III, S. 178; vgl. hiezu G. Schäfer (Hessische Kunstdenkmäler, Kreis Wimpfen, S. 34 ff.) über Sporers Stil an der Wimpfener Pfarrkirche.

91) A. Klemm in dem Württemb. Viertelj. für Landesgeschichte 1882, S. 125—126 und (berichtigend) S. 201.

92) Heibronner Urkundenbuch II, Nr. 1817.

93) M. v. Rauch in den Monatsheften für Kunstwissenschaft II (1909), S. 504 ff.

die Tünchung der Gewölbe u. a. für 438 Gulden; seine letzte Quittung ist von 1520 [94]); Sporers Tochter heiratete den Wimpfener Goldschmied und Bürgermeister Wilhelm Werrich, nachdem sie vorher mit dem Heilbronner Bürger Alexander Merklin verheiratet gewesen war [95]). Im Jahr 1514 war Sporer von Heilbronn nach Schwaigern gezogen [96]) und setzte den Umbau der dortigen Kirche ins Werk, für die er noch 1520 das große Sakramentshaus im Chor fertigte [97]). Zuletzt finden wir ihn in Öhringen, wo er 1526 starb [98]).

Die Erbauung des Westturms durch Hans Schweiner.

Im Jahr 1505 war die Kilianskirche, die 1502 zu ihrer Wiederherstellung und Erhaltung von dem in Heilbronn weilenden Kardinal Raimund von Gurk einen Ablaß erhielt [99]), „an Türmen und anderem ganz baulos" und die Türme drohten täglich niederzufallen [100]); auch am 15. Mai 1508 klagte der Rat über den schlechten, einsturzdrohenden Zustand der Türme, „darumben er einen anderen Turm und merklichen, schweren Bau fürgenommen habe" [101]). Da dieser neue Turm nur der Westturm Hans Schweiners sein kann, so waren also jene baufälligen Türme Westtürme. Die Westtürme der Kilianskirche sind vielleicht auch gemeint, wenn im Sommer 1497 der Steinmetz Hans von Hall (möglicherweise der 1498 in Hall nachzuweisende [102]) Hans von Aurach) in Heilbronn „die Türme" besichtigte und wenn man sich im Sommer 1499 bei einem Meister Hans Bolierer Rats erholte „von der Türme wegen" [103]); man stand vielleicht in Heilbronn unter dem Eindruck des am Karfreitag 1497 erfolgten Einsturzes der Türme der Gmünder Heiligkreuzkirche [104]). Aus welcher Zeit die Westtürme der Kilianskirche stammten, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen; da aber der unter dem jetzigen Westturm

---

94) Hessische Kunstdenkmäler, Kreis Wimpfen, S. 33 ff. (dazu aber bezüglich der Mitarbeiterschaft des Hans von Aurach A. Klemm, Württemb. Viertelj. für Landesgeschichte 1882, S. 201).

95) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 643, 13 ff.

96) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1817 b.

97) A. Klemm in den Württemb. Viertelj. für Landesgeschichte 1882, S. 125, und im Neckarkreis, S. 578.

98) Heilbronner Urkundenbuch III, Nr. 1883.

99) Heilbronner Urkundenbuch III, Nr. 1883.

100) Heilbronner Urkundenbuch III, S. 52, 14—16.

101) Heilbronner Urkundenbuch III, S. 200, 30—33.

102) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 641, 31.

103) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1793.

104) Württembergische Kunst- und Altertumsdenkmale, Jagstkreis I, S. 369.

befindliche Unterbau im Kern frühgotisch ist[105]), so ist es das Wahrscheinlichste, daß die Westtürme auch schon in der frühgotischen Zeit erbaut worden sind; ihr baufälliger Zustand zu Anfang des 16. Jahrhunderts spricht ebenfalls dafür, daß sie schon alt waren.

Um die baufälligen Westtürme handelte es sich jedenfalls, wenn am 15. August 1506 der kurfürstlich mainzische Amtmann zu Krautheim, Bastian von Adelsheim, dem Heilbronner Rat einen Werkmeister empfahl für den Bau, den der Rat „an seiner Pfarrkirche zu vollbringen Fürnehmens sei". Der Empfohlene war Meister Hans von Amorbach; er hatte, wie Bastian von Adelsheim schrieb, die Kunst von seinem Vater, des Kurfürsten von Mainz oberstem Werkmeister und Steinmetzen, der bedeutende Bauten im Stift ausführte, erlernt und hatte nach dessen Tod mancherlei Bauten vollführt; mit seinem Bruder, der Lehrknecht unter ihm war, hatte Hans in Adelsheim ein Begräbnis für Bastians Eltern gemacht, „nicht köstlich, aber mit reiner und subtiliger Arbeit", und Bastian versicherte den Rat, wenn er selbst einen Bau von Steinwerk, und wäre es für 2000 oder 3000 Gulden, zu machen hätte, so würde er den Meister Hans dazu nehmen[106]). Das „Begräbnis" in Adelsheim ist die an die dortige Jakobskirche angebaute, von Bastians Vater Martin von Adelsheim gestiftete Grabkapelle, an der Meister Hans von Amorbach neben der Jahreszahl 1498 auch sein Steinmetzzeichen angebracht hat[107]); das gleiche Zeichen findet sich mit der Jahreszahl 1490 am Vordergiebel sowie am Portal der Pfarrkirche zu Michelstadt im Odenwald[108]) und mit der Jahreszahl 1514 am Chor der alten Kapelle zu Steinbach[109]) bei Buchen; falls Meister Hans von Amorbach zugleich Bildhauer war, käme er auch für die zum Teil hervorragenden Grabdenkmäler der Adelsheimer Grabkapelle in Betracht.

Die Wahl des Rats fiel auf einen seit 1496 in Heilbronn verbürgerten Meister: Hans Schweiner von Weinsberg; ihm wurde am 12. November 1507 der Turm von St. Kilian verdingt, und wir dürfen wohl annehmen, daß der Gedanke, statt der zwei baufälligen Westtürme einen großen Turm zu bauen, von ihm herrührt. Meister Hans sollte als Jahresbestallung „für Riß und Aufsehen" 6 Gulden erhalten und im Sommer täglich 30 ₰, im Winter 24 ₰; für einen Gesellen wur-

---

105) Vgl. S. 224—225.

106) Heilbronner Urkundenbuch III, Nr. 2062.

107) Abbildungen und Text in den Badischen Kunstdenkmalen IV, 3 (Buchen-Adelsheim), S. 158 ff. (noch ohne den Namen des Baumeisters).

108) Hessische Kunstdenkmäler, Kreis Erbach, S. 161—166 (mit Abbildungen).

109) Badische Kunstdenkmale IV, 3, S. 89 (mit Abbildung).

den als Sommertaglohn 26 ₰, als Wintertaglohn 20 ₰ festgesetzt, während der Poliergeselle, „so er aufgesetzt hat“, je 2 ₰ mehr bekommen sollte[110]).

Ein Vierteljahr nach der Verdingung des Turms an Schweiner, am 27. Februar 1508[111]), bat der Heilbronner Rat den Rat zu Augsburg um Zusendung des dortigen Werkmeisters Burkard, damit dieser ein Gutachten abgebe, ob das „vorhin gesetzte“ Fundament für den großen, an der Heilbronner Pfarrkirche vorzunehmenden Bau genügend sei[112]). Dieser Meister Burkard war Burkard Engelberger aus Hornberg, der in Augsburg den Kreuzgang des Doms umbaute und bis zum Jahr 1507 am Münster zu Ulm, wo man den Einsturz der Seitenschiffe befürchtet hatte, deren Zweiteilung vollführte[113]). Engelberger kam Mitte März 1508 nach Heilbronn, wo man Rats mit ihm pflog „von des Baus wegen des neuen Turms“; er erhielt für seinen Ratschlag 21 Gulden nebst 3½ Gulden für Zehrung[114]).

Das „vorhin“, d. h. in der frühgotischen Zeit, gesetzte Fundament wurde bei der Beratung mit Burkard Engelberger offenbar als ungenügend befunden, denn erst 5 Jahre darauf, nämlich im Jahr 1513, war, wie eine Inschrift auf der Westseite des großen Turms am untersten Gesims berichtet, „unter dieser Schrift begraben ein fest gut Fundament, das tragen tut den großen Bau allhie hinauf“, dessen Meister Hans Schweiner war[115]). Eine zweite, lateinische Inschrift unter dem „Männle“ meldet, daß man im Jahr 1513 anfing zu bauen (nämlich den Turm) und im Jahr 1529 fertig wurde; eine dritte, ebenfalls dort befindliche Inschrift berichtet in lateinischen Versen, der Bau sei unter Maximilian begonnen und 1529 unter Karl V. vollendet worden, und nennt als Meister „Janus Porcius“ (Hans Schweiner). Eine vierte Inschrift in deutscher Sprache mit lateinischen Majuskeln ist auf der Nordseite des Turmunterbaus an einem der mächtigen spätgotischen Strebepfeiler, etwas höher als die erste Inschrift auf

110) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1766a; vgl. die Löhne in Nördlingen 1463 (Chr. Mayer, Nördlingen, S. 189); auch dort betrug der Unterschied zwischen Sommer- und Wintertaglohn 6 ₰.

111) Das Datum nach dem Original im Augsburger Stadtarchiv (gütige Mitteilung von dort); das undatierte Konzept im Heilbronner Stadtarchiv wurde von H. Titot, Die evang. Hauptkirche zu Heilbronn, S. 7, unrichtig auf das Jahr 1480 bezogen.

112) Heilbronner Urkundenbuch III, Nr. 2119.

113) A. Klemm in den Württ. Vjsh. f. Landesgesch. 1882, S. 68—71.

114) Heilbronner Urkundenbuch III, Nr. 2119a.

115) Diese sowie die zweite und dritte Inschrift sind vollständig gedruckt bei Fr. Dürr, Figuren, Wasserspeier und Inschriften am Turm der Kilianskirche in Heilbronn (Histor. Verein Heilbronn Heft III [1883—1888]), S. 12—14.

der Westseite; diese vierte Inschrift will offenbar nichts anderes sagen als die zweite, nämlich daß der Bau, d. h. der Turmbau, im Jahr 1513 begonnen worden sei[116]). Da aber das zweite und dritte Zeichen der Inschrift zwischen A und der deutlichen Zahl XIII unleserlich sind[117]), so las man früher meist[118]) „anno 1013" und glaubte demzufolge, die Kilianskirche sei im Jahr 1013 gegründet worden; allerdings wurde auch von solchen, die 1013 lasen, bezweifelt, ob diese, durch eine um 5 Jahrhunderte jüngere Inschrift überlieferte Jahreszahl zuverlässig sei[119]).

Wir haben uns die Vorarbeiten Schweiners zum Turmbau folgendermaßen vorzustellen. Zuerst wurden die baufälligen Westtürme bis zur Höhe der jetzigen ersten Plattform abgetragen; dann wurde der stehengebliebene Unterbau durch starke Strebepfeiler verstärkt und spätgotisch umgebaut: das erste Geschoß erhielt ein neues Nord- und Südportal und im zweiten Geschoß wurden die wahrscheinlich schon vorhandenen großen Fenster im Norden und Süden spätgotisch umgestaltet[120]) mit eigentümlich gebrochenem Maßwerk. Der Umbau der beiden unteren Geschosse ist offenbar im Jahr 1513 fertig gewesen; denn unter dem, wie es in der erwähnten zweiten Inschrift heißt, 1513 begonnenen Bau ist jedenfalls der eigentliche Turmbau vom dritten Geschoß ab zu verstehen. Im Jahr 1513 wurden Schweiner vom Rat 200 Gulden „gefreit", d. h. er mußte hievon keine Steuer zahlen.

116) Die Inschrift (gedruckt bei Fr. Dürr a. a. O. [Histor. Verein Heilbronn III], S. 10—11) wünscht den Stiftern des anno — XIII zu St. Kilians Ehre begonnenen Baues Gottes Lohn, „auch denen, die haben weiter verrichtet von diesem Stein hie offenbar im XV^r und X Jahr". Die letzten fünf Worte bedeuten 1510; der Sinn der Inschrift ist also wohl der: die Stifter des 1513 begonnenen Baues, d. h. des eigentlichen Turmbaues vom dritten Geschoß ab, sollen Gottes Lohn erhalten, aber auch diejenigen, die vorher, im Jahr 1510, von der Stelle des Inschriftsteins (unten am zweiten Geschoß) ab „weiter verrichtet", d. h. die Verstärkung und Umgestaltung des Unterbaus (vgl. oben) vollendet haben (vgl. auch A. Klemm in den Württ. Vjsh. 1882, S. 158, Anm. 2).

117) Die wahrscheinlichste Lesart ist: AN° I XIII IAR, wie die Fabersche Chronik (jetzt im Besitz von Herrn Karl Breuning in Stuttgart, vgl. Fr. Dürr, Heilbronner Chronik, S. VI unten) liest; I wäre dann abgekürzt = im (so ist auch später auf der gleichen Inschrift I = in); „anno im 13 Jahr" für 1513 entspricht dem damaligen Sprachgebrauch.

118) Dagegen liest ein späterer Zusatz in der Faberschen Chronik: 1518.

119) So Jäger, Geschichte der Stadt Heilbronn I, S. 46.

120) Vgl. S. 225. — Die zwei gegen Osten gehenden, zugemauerten Fenster des zweiten Geschosses stammen wahrscheinlich auch aus der frühgotischen Zeit, als die Kirche Basilika war; zu Schweiners Zeit hätte es keinen Sinn gehabt, diese Fenster zu machen, da sie durch das Langhausdach verdeckt wurden.

Mit dem dritten Geschoß fängt der eigentliche Turm[121]) an, der im Norden und Süden gegen das hier in Plattformen endigende zweite Geschoß merklich zurückspringt und im dritten und vierten Geschoß ein

Abbildung 8. Der obere Teil des Westturms.

Quadrat bildet, dessen Seiten etwa so breit sind wie das Mittelschiff. Hier setzt Hans Schweiner, der weiter unten nur stützend und umgestaltend tätig war, als Neuschaffender ein und sofort zeigt sich seine Eigenart: im dritten und vierten Geschoß erscheinen plötzlich große Rundbogenfenster;

121) Abbildung 7 und 8.

dagegen ist das Detail noch gotisch und es werden wie im zweiten Geschoß Fialen dekorativ verwendet. Mit dem fünften Geschoß erfolgt bei ziemlich starker Verjüngung der Übergang ins Achteck und abermals ein Stilwechsel: die Gotik ist hier verbannt und es erscheint ein phantastisches Durcheinander von romanischen und „neu" bzw. antik sein sollenden Formen, wobei die Balustersäule eine große Rolle spielt; eine luftige Wendeltreppe und weit herausragende groteske Wasserspeier und sonstige Karikaturen[122]) machen den Eindruck noch eigenartiger. Nach oben folgen weitere, sich rasch verjüngende Achtecke, die Dekorationsfülle läßt nach; das Ganze wird gekrönt vom „Männle", einem riesigen Landsknecht, der das Banner der Stadt trägt; das Männle wurde im Jahr 1529 aufgesetzt, nach einer Chroniknachricht am 22. November[123]). Die Höhe des Turms beträgt einschließlich des Männles 62,115 Meter[124]).

Der Turm von St. Kilian ist eines der eigenartigsten Werke der deutschen Baukunst; er wird oft das erste bedeutende Werk der Renaissance in Deutschland genannt, und doch kann sich fragen, ob er streng genommen überhaupt als Renaissancewerk zu bezeichnen ist: als Ganzes ist der Turm mit seinem Streben nach oben und seiner fortgesetzten Verjüngung noch gotisch gedacht, aber auch in der Dekoration finden wir so gut wie keine Formen, die denen der ersten Frührenaissancewerke in Deutschland entsprechen; unverkennbar ist der Einfluß romanischer Bauwerke; es ist auch schon vermutet worden, unverstandene norditalienische Holzschnitte hätten auf Schweiner eingewirkt[125]); andere denken an den Einfluß plastischer oder kunstgewerblicher Werke oder Entwürfe[126]). Trotz des mehrfachen Stilwechsels wirkt aber der Kiliansturm im ganzen doch einheitlich, und nur ein bedeutender Meister konnte ein Werk von solcher Eigenart schaffen.

Wir wissen nichts über Hans Schweiners Ausbildung. Er war um 1473[127]) in Heilbronns Nachbarstädtchen Weinsberg, das damals zur Kurpfalz gehörte, geboren, war also ein Franke; am 14. August 1496 erwarb er als Tochtermann des Heilbronner Maurers Niklaus das Heilbronner Bürgerrecht[128]). Es ist anzunehmen, daß er, als ihm 1507 das schwierige Werk des

122) Abbildungen (nach modernen Kopien) Histor. Verein Heilbronn, Heft III; die Originale sind größtenteils im Heilbronner Histor. Museum.

123) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 599, 34 ff.

124) Neue Heilbronner Oberamtsbeschreibung II, S. 22.

125) Robert Dohme, Geschichte der deutschen Baukunst, S. 292.

126) E. Gradmann in der Zeitschrift für Württ. Franken, N. F. VI, S. 106.

127) In einem Zeugenverhör am 30. Juni 1533 bezeichnet er sich als „uff 60jährig".

128) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1766.

Turmbaus übertragen wurde, schon Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt hatte. Im Frühjahr 1513 machte er in des Rats Auftrag wegen eines zu errichtenden Krans mit dem dem Rat angehörenden Kaufmann Hans Schupp und dem Werkmeister Nikolaus Preisch eine Reise nach Mainz, Frankfurt und anderen Orten[129]); es ist möglich, daß diese Reise, auf der Schweiner jedenfalls allerhand Anregungen empfing und die großen romanischen Dome der Rheinstädte sah, in Zusammenhang steht mit seiner Abwendung von der Gotik, die gerade 1513, im ersten Jahr des eigentlichen Turmbaus, zutage tritt. Daß Schweiner, wie schon angenommen worden ist, Italien oder gar Rom gekannt hat, ist ausgeschlossen: hätte er das Rom des beginnenden Cinquecento gesehen, so wäre der Kiliansturm anders ausgefallen. Wenn der Turm eine gewisse Ähnlichkeit mit französischen Kirchtürmen hat, wie mit dem von Saint Pierre in Coutances und mit denen der Kathedrale in Tours, so besteht diese Ähnlichkeit lediglich darin, daß auch hier versucht worden ist, eine ursprünglich gotisch gedachte Pyramide in einen neuen Stil zu übersetzen.

Ob Schweiner auch als Schöpfer der plastischen Arbeiten am Kiliansturm anzusehen ist, steht nicht fest; aber die Art und Weise, wie sich hier Architektur und Plastik zu einem einheitlichen Ganzen verbinden, läßt es als sehr wahrscheinlich erscheinen. Ein Steinmetzzeichen Schweiners ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen[130]); ein Brustbild des Meisters in halb erhabener Arbeit soll neben dem Eingang zur äußeren Wendeltreppe des Turms eingehauen gewesen sein[131]). Im Jahr 1513 arbeitete unter Schweiner der Steinmetz Lienhard Haidner[132]), vermutlich der Sohn eines 1483—1507 in Heilbronn erwähnten Steinmetzen Peter Haidner, der sich 1487 der Stadt Hall empfahl[133]); im Jahr 1540 schrieb Lienhard Haidner in einer Bittschrift an den Rat, er habe dem Rat an seinem Turmbau, desgleichen in seiner Steingrube, bis ob 20 Jahren mit Fleiß treulich gedient und dermaßen, daß er verhoffe, der Rat habe Gefallens darob getragen[134]).

---

129) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 599, 7—10.

130) A. Klemm (Württ. Vierteljahrsh. für Landesgesch. 1882, S. 159) weist ihm eines zu (abgebildet dort und bei Ed. Paulus, Neckarkreis, S. 232), später jedoch ein anderes (A. Klemm im Histor. Verein Heilbronn, Heft IV, S. 37—38, mit Abbildung 110), das übrigens an einer Skulptur (Eva) angebracht war.

131) Heinr. Titot, Die evang. Hauptkirche zu Heilbronn, S. 30; diese Wendeltreppe wurde bei der Beyerschen Restauration neu aufgeführt; die alte ist derzeit im Schloß zu Talheim OA. Heilbronn.

132) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1766 c.

133) Heinr. Titot, Die evang. Hauptkirche zu Heilbronn, S. 8.

134) Schreiben Lienhard Haidners an den Rat, verlesen 1540, Samstag nach Trinitatis (Heilbr. Archiv, K. 325, Privatkorrespondenz Orig.).

Der Turmbau von St. Kilian ist das einzige Werk, das uns von Hans Schweiner bekannt ist. In einem Zeugenverhör von 1533 sagte er von den Deutschherren: er sei viele Jahre bei ihnen und um sie gewesen zu Hof, habe ihnen auch gearbeitet[135]). Unter „zu Hof" ist wohl eher das im Bauernkrieg zerstörte und dann bis 1533 wieder aufgebaute Schloß Horneck bei Gundelsheim, die Residenz des Deutschmeisters bis zum Bauernkrieg, zu verstehen als das Heilbronner Deutschordenshaus. Der Heilbronner Rat verwendete Schweiner häufig zu Arbeiten an seinen Mühlen und Stadttürmen, zum Hauen von Marksteinen u. dgl.[136]). Anfangs 1508 wurde der Heilbronner „Werkmeister des Steinmetzenhandwerks", worunter jedenfalls Schweiner zu verstehen ist, von Wimpfen begehrt zu einem Gutachten wegen eines in der Wimpfener Pfarrkirche anzugebenden Baus[137]). Anfangs 1517 reiste Schweiner nach Gmünd, um mit anderen Meistern in der Gütlichkeit zwischen Gmünd und dessen Baumeister wegen eines Baus zu entscheiden. Im Sommer 1529 erhielt Schweiner durch den Nürnberger Werkmeister Hans Beham d. A. „Werkstücke" aus Nürnberg, wohl zur Vollendung des Kiliansturms; im Sommer 1533 wurde ihm vom Rat das Brechen von Steinen im Steinbruch Rummelsloch bis auf weiteres vergönnt[138]).

Aus den mannigfachen Verhöhnungen der Ordensgeistlichkeit, die sich bei den Bildwerken des Kiliansturms finden, dürfen wir schließen, daß sich Hans Schweiner früh der Sache der Reformation angeschlossen hat. Im Sommer 1528 sagte der Heilbronner Bürger Ulrich Zehe, ein schroffer Gegner der neuen Lehre, nachdem er über des Predigers Doktor Johann Lachmanns Eheschließung geschimpft und den neu gewählten, der Reformation anhängenden Bürgermeister Johann Riesser einen wissentlichen Bösewicht genannt hatte, von Hans Schweiner: Meister Hans Maurer habe einen Turm gebaut bis an den Himmel als ein Bösewicht[139]). Im Bauernkrieg stand Schweiner auf seiten der Autorität: als er kurz nach der Weinsberger Bluttat im Auftrag des Rats mit dem Patrizier Heinrich Hünder ein Stadttor in Verteidigungszustand setzen wollte gegen die Bauern, wurden sie von bäuerisch gesinnten Heilbronner

---

135) Heilbronner Stadtarchiv, K. 241, Deutschorden F. 12; Schweiner war Zeuge im Prozeß des Deutschmeisters gegen den Rat wegen des im Bauernkrieg im Heilbronner Deutschordenshaus durch die Bauern angerichteten Schadens.

136) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1766.

137) Heilbronner Urkundenbuch III, Nr. 2115.

138) Heilbronner Urkundenbuch II, Nr. 1766 e und h und S. 599, 22—28.

139) Zeugenverhöre vom Juli 1528 (Heilbr. Archiv, Kasten 68, Religionsreformation 13).

Weibern daran verhindert und beschimpft und Hünder mit dem Tod bedroht. Seit 1531 gehörte Schweiner dem Rat an[140]); er war auch einer der drei Feuermeister und wurde Ende 1531 mit Bürgermeister Riesser und 4 anderen Ratsmitgliedern verordnet, eine Feuerordnung zu machen[141]). Im Sommer 1534 starb Schweiner[142]); da er Schulden hinterließ, verzichtete seine Witwe Apollonia auf die Erbschaft[143]). Apollonia wird noch 1546 erwähnt; ein gleichnamiger Sohn Hans Schweiners, der ebenfalls Steinmetz war, wird nach 1517 nicht mehr genannt; Schweiners Töchter hießen Barbara, Benigna und Ottilia[144]); eine weitere führte den auffallenden Namen Achilla, wurde aber in Heilbronn „Achel" genannt; sie verklagte 1545 ihren Gatten Gregorius Wurm, einen Heilbronner Bürgersohn, vor dem Heilbronner Ehegericht, weil er sie vor 9 Jahren verlassen habe! Wurm dagegen beschuldigte Achilla des Ehebruchs[145]); sie wurde anfangs 1550 vom Rat auf Wohlverhalten als Pfahlbürgerin angenommen[146]). Von ihren Schwestern war eine 1544 mit dem Wimpfener Zimmermann Thoma Stelz verheiratet, eine andere scheint 1542 die zweite Frau des Heilbronner Bürgers Martin Stahl gewesen zu sein.

Ein Bruder Hans Schweiners, Bechtold Schweiner, der 1520 Anna Kellerin von Gmünd zur Frau hatte, war ebenfalls Steinmetz, kommt aber wohl nicht als Mitarbeiter des Hans in Betracht, da er 1520 nicht in Heilbronn wohnte und erst im Sommer 1533 dort Bürger wurde[147]); er erhielt damals auf Verwendung des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz sowie Ludwigs von Neipperg und Philipps von Helmstatt vom Rat die Vergünstigung, noch zwei Jahre außerhalb der Stadt zu bleiben, damit er bei etlichen vom Adel in der Umgegend seine angefangenen Bäue und Arbeit vollende[148]). Im Jahr 1536 war Bechtold Schweiner bereits tot; wegen eines Zahlungsrückstands für eine von ihm im Schloß Klingenberg für den kurpfälzischen Marschall Ludwig von Neipperg gemachte Brunnenanlage wurde Ludwigs Witwe Katharina von Neipperg geb. von Stock-

140) Verzeichnis der Ratsmitglieder.

141) Heilbronner Archiv, Kasten 85, Feuerlöschordnungen.

142) Heilbronner Urkundenbuch II, S. 599, S. 24—25.

143) Heilbronner Ratsprotokoll von 1534, Freitag nach Burkardi.

144) Bei Ottilia ist es nicht ganz sicher.

145) Heilbronner Archiv, K. 46, Matrimonalia.

146) Heilbronner Ratsprotokoll von 1550, Dienstag nach Purificationis Mariä.

147) Heilbronner Urkundenbuch II Nr. 1766 f.

148) Schreiben Kurfürst Ludwigs an den Rat von 1533, Montags nach Viti (Heilbr. Archiv, Kasten 238, Kurpfalz XVIII Orig.); Heilbr. Ratsprotokoll 1533, Johannisabend.

heim von Bechtold Schweiners Witwe und deren zweitem Gatten vor dem Rottweiler Hofgericht verklagt[149]).

Von Bechtold Schweiner stammt wohl die Heilbronner Familie dieses Namens ab; denn er scheint 2 Söhne hinterlassen zu haben: Bechtold, der Schneider wurde, und Hans.

Der Umbau des Langhauses durch Konrad Wagner.

Die Reformationszeit scheint an der Kilianskirche ohne Spuren vorübergegangen zu sein, außer daß der Rat im Jahr 1536 der Kirche eine Anzahl gottesdienstlicher Geräte aus Edelmetall zum Einschmelzen abkaufte[150]) und im Jahr 1538 beschloß, die auf dem Pfarrkirchhof liegenden Kapellen zu St. Jodokus und zu St. Michael abzubrechen[151]).

Nachdem 1568 und 1577 Emporen gebaut worden waren, erfolgte 1579—1582 ein tiefgreifender Umbau des Langhauses der Kirche durch den „Gipser" Konrad Wagner; dieser, bisher überall unrichtig als Konrad Wesner von Stuttgart bezeichnet, war Bürger zu Leonberg[152]) und ist nicht zu verwechseln mit dem Bildhauer Adam Wagner, der, aus Lichtenfels im Bambergischen stammend, 1577 Bürger in Heilbronn wurde und 1581—1582 die Freitreppe des Heilbronner Rathauses schuf[153]).

Am 9. Oktober 1578 beschloß der Rat, mit „demjenigen, so die Kirche renovieren will" (jedenfalls schon Konrad Wagner), über die Kosten zu verhandeln, und verordnete dazu die drei Bürgermeister und die vier Steuerherren[154]); der „Gipsmeister" erhielt eine Verehrung von 5 Gulden[155]); am 13. November wurde der Überschlag „des Gipsers", der das Werk in der

---

149) Schreiben Katharinas an den Rat von 1537, Freitag nach Erhardi (Heilbr. Archiv, K. 325, Privatkorrespondenz Orig.).

150) Betbuch von 1586. — Es werden genannt: 2 Monstranzen, 1 großes Marienbild, 3 Kreuze, 2 Sakramentshäuser, 2 Meßkannen, 1 Heiltumkiste, 1 großer Kelch, 2 Kelche, 1 goldener Kelch, eine silberne, vergoldete Patene. — Auch von den Kapellen in der Stadt wurden damals Kultgeräte eingeschmolzen, nämlich von St. Wolfgang und von St. Jakob je 1 Kelch und von St. Anna und von St. Wendel je 1 Kelch und 1 silbernes Monstränzchen.

151) Heilbronner Ratsprotokoll von 1538, Dienstag nach Palmarum.

152) Seine Frau hieß Sara; sie gebar ihm im Februar 1581 in Heilbronn eine Tochter Dorothea und im März 1584 und Januar 1586 in Leonberg zwei Söhne Elias und Johannes; im Leonberger Totenbuch steht Konrad Wagner nicht (Mitt. von Professor M. Cramer in Heilbronn).

153) M. v. Rauch, Jakob Müller, Bildhauer und Steinmetz (Württ. Vierteljahrsh. für Landesgesch. 1905), S. 85.

154) Heilbronner Ratsprotokoll 1578, Oktober 9.

155) Heilbronner Steuerstubenrechnung.

Pfarrkirche auf etwa 800 Gulden berechnete, verlesen[156]). Am 21. Januar 1579 verhandelten die Bürgermeister mit dem „Gipser von Leonberg"; bald darauf ging ein Bote nach Lechberg ab[157]) und am 17. Februar wurde Konrad Wagners „Form, wie die Kirche solle renoviert werden", dem Rat durch den Steuerherrn Laux Müller vorgelegt. Der Rat wünschte, ehe er sich zu der Sache entschloß, ein Gutachten von Sachverständigen, „ob solches Werk also Bestand haben möge", und beschloß am 19. Februar, den Herzog Ludwig von Württemberg um Zusendung des „fürstlichen württembergischen fürnehmsten Bau- oder Werkmeisters" zu ersuchen[158]); es war dies jedenfalls Georg Beer[159]), der Erbauer des Stuttgarter Lusthauses. Laux Müller ging im Auftrag des Rats nach Stuttgart, wo ihm die dortigen Gipser ausrechneten, daß das durch den Gipser von Leonberg in der Heilbronner Pfarrkirche aufzurichtende Gipswerk nicht über 550 Gulden anlaufen werde; zugleich teilten sie ihm mit, „daß solch Gipswerk einen Bestand hätte, daß gar keine Gefahr deshalben vorhanden"; Müller besprach dann mit dem fürstlichen Werkmeister Beer und mit Konrad Wagner, daß sie zu einem Augenschein nach Heilbronn kommen sollten[160]). Am 5. März[161]) erschien Beer in Heilbronn und am Tag darauf Konrad Wagner; Beer, der, nachdem er mit Wagner und einigen Ratsherren in der Sonne gezehrt, eine Verehrung von 11 Gulden 8 Schilling und 13 ₰ erhielt und vom Heilbronner Marstaller gen Brackenheim geleitet wurde[162]), hat offenbar ein günstiges Gutachten abgegeben; denn am 6. März 1579 kam mit Konrad Wagner, der mit seiner Forderung auf 750 Gulden herunterging, ein Vertrag zustande, über den Bürgermeister Philipp Orth zwei Tage darauf dem Rat Bericht erstattete[163]).

156) Heilbronner Ratsprotokoll 1578, November 18.

157) Heilbronner Steuerstubenrechnung.

158) Heilbronner Ratsprotokoll 1579, Februar 17 und 19.

159) Auf dem Konzept eines Danksagungsschreibens des Rats an Herzog Ludwig für die Zusendung seines „Bau- oder Werkmeisters" steht (allerdings ausgestrichen): Georg Bär. Beer war 1576 fürstlich württembergischer Baumeister geworden an Stelle des pensionierten Aberlin Tretsch, der 1577 oder 1578 starb (A. Klemm im Neckarkreis, S. 562). — Im Jahr 1588 wurde Beer wieder zu einem Gutachten nach Heilbronn berufen wegen eines Befestigungsbaus am kugeligen Turm (M. v. Rauch in den Württ. Vierteljahrsh. für Landesgesch. 1905, S. 86, Anm. 4).

160) Heilbronner Ratsprotokoll 1579, März 3.

161) So im Ratsprotokoll; wenn die Steuerstubenrechnung den 15. März angibt, so ist dies unrichtig; denn am 6. März wurde schon der Vertrag mit Wagner abgeschlossen.

162) Heilbronner Steuerstubenrechnung.

163) Heilbronner Ratsprotokoll 1579, März 8.

Der Vertrag[164]) bestimmte, es solle „die Pfarrkirche allerdings mit Gips vermöge des Abrisses aufgerichtet werden, auch nach Ausweisung des Augenscheins im Chor mit den unterschiedlichen dreien Gewölben und Reihen mit Rosen oder Wappen". Das ist so zu verstehen: nach dem Muster der spätgotischen Chorgewölbe sollten auch das Mittelschiff, das wahrscheinlich noch flach gedeckt war, und die Seitenschiffe des Langhauses neue Gewölbe erhalten, und zwar aus Gips, mit Wappen als Schlußsteinen. Weiter wurde bestimmt, daß „alle Anfänge (nämlich die Anfänge der neuen Gewölbe) mit einem geschnittenen Kapitell und Brustbildern[165]) gefaßt" und „die acht Säulen (d. h. die frühgotischen Rundpfeiler) durch den Gipser allerdings abgespitzt und mit neuen Simsen (d. h. Kapitellen) gemacht und gefaßt werden" sollten. Außerdem sollte „die Kirche von oben bis unten aus sauber geweißt und ausgestrichen, desgleichen auch die neuen Gewölbe bei der Orgel[166]) gleichfalls sauber ausgestrichen werden. Den Gips sollte der Rat für Wagner brechen und zur Kirche führen lassen, ihm auch alles Brenn- und Rüstholz liefern; alle Handreichung dagegen und sonstige Arbeit sollte auf Wagners Kosten gehen. Am 10. März 1579 ersuchte der Rat den Landesherrn Wagners, Herzog Ludwig von Württemberg, diesem die Erlaubnis zu dem Bau in der Reichsstadt zu vergünstigen[167]). Am 16. August 1580 war Wagner mit den Gewölben fertig[168]); unterstützt wurde er bei seinen Gipsarbeiten durch den Gipser Klaus Hauff in Ulm, der auch eine Zeitlang in Heilbronn war und den Rat am 15. August 1583 vergeblich um weitere Aufenthaltsbewilligung ersuchte[169]). Der Gips wurde aus Affaltrach bezogen, nachdem der das Amt eines Baumeisters bekleidende Ratsherr David Kugler deshalb an den Weinsberger Oberamtmann bevollmächtigt worden war[170]).

Der Wagnersche Umbau[171]) hat den bis dahin frühgotischen Charakter des Mittelschiffs verwischt: den acht Rundpfeilern wurden wenig feine Renaissancekapitelle von Stuck aufgesetzt; die Dienste des neuen Gewölbes bekamen an ihren Anfängen Kapitelle, über denen stuckene Halbfiguren

---

164) Heilbronner Archiv, Kasten 69, Kirchenwesen XII, 5.

165) „Brustbilder" erhielten nur die Dienste des Mittelschiffgewölbes.

166) Darunter sind wohl die Gewölbe des Langhauses zu verstehen im Gegensatz zu den Gewölben des Chors.

167) Heilbronner Archiv, K. 69, Kirchenwesen XII, 5, Konzept.

168) Heilbronner Ratsprotokoll 1580, Aug. 16.

169) Heilbronner Ratsprotokoll 1583, Aug. 15.

170) Heilbronner Archiv, Kasten 68, Kirchenwesen XII, 5, Konzepte.

171) Vgl. Abbildung 9 (Abbildungen einzelner Teile bei Ed. Paulus, Neckarkreis, Kunstatlas).

von Aposteln in Renaissancetracht in das Mittelschiff hereinragten, die „Brustbilder" des Vertrags. Das bei der Beyerschen Restauration (1886 bis

Abbildung 9. Das Innere seit 1582 bis zur Beyerschen Restauration (nach einer Zeichnung von Frau Luise Feyerabend, geb. v. Rauch; die durch Bänke verdeckten unteren Teile der Rundpfeiler sind unrichtig gezeichnet: sie haben achteckige Fußplatten; die Kanzeltreppe ist weggelassen).

1894) entfernte Wagnersche Gewölbe des Mittelschiffs war ein gotisches Netzgewölbe von elliptischer Form; der Kern der Rippen war aus Holz zusammengesetzt und an dem darüber befindlichen Gebälk mit Schrauben

aufgehängt; das Zwischengewölbe bestand aus einem Lattengerippe, das mit Gipsmörtel verputzt war[172]. Als Schlußsteine erhielt das Gewölbe gipserne Wappen, an den „Kreuzen" (d. h. den Schneidepunkten der Gewölberippen) wurden „Rosen" und Engelsköpfe angebracht; alle diese Schmuckstücke wurden von dem Heilbronner Maler Peter Eberlin bemalt und vergoldet[173]. Jene Schlußsteine enthielten das Wappen der Stadt, die Jahreszahl 1580 und die Wappen der damaligen Ratsmitglieder und und ersten Beamten der Stadt mit ihren Anfangsbuchstaben; es sind die Bürgermeister Hans Spölin, Philipp Orth und Clement Imlin, die Ratsherren Raimund Vogler, Laux Müller, Jörg Scheck, Hans Albrecht, Michel Wilhelm, Bastian Költer, Michel Walter, Michel Grünlin, David Kugler, Asmus von Olnhausen, Georg Hartmut, Georg Aff, Hans Bayer[174], der Schultheiß Simon Weinmann, der Syndikus Dr. Andreas Hofmann[175] und der erste Geistliche Magister Hans Straub, dessen Wappenschild von einer Figur in geistlicher Tracht (jedenfalls Straubs Bildnis) gehalten wird[176].

Die Seitenschiffe erhielten ähnliche Gewölbe und Dienste wie das Mittelschiff, die noch erhalten sind; im nördlichen Seitenschiff bilden die Wappen der damaligen Gerichtsmitglieder (nebst deren Anfangsbuchstaben)

---

172) A. Bilfinger, die Schlußsteine — Wappen und Insignien — aus dem Mittelschiffgewölbe der Kilianskirche zu Heilbronn (Historischer Verein Heilbronn V), S. 50.

173) Kostenaufstellungen Peter Eberlins im Heilbronner Archiv, K. 68, Kirchenwesen XII, 5 —. Er erhielt für seine Arbeit im mittleren Gewölbe des Langhauses und in den 3 Gewölben der westlichen Halle sowie für seine Auslagen für Gold und Farben 264 Gulden 4 Batzen $3^1/_2$ ₰, für seine Arbeit in den 2 Seitenschiffen 196 Gulden 11 Batzen; einmal mußte er wegen seines „Unfleißes" gemahnt werden. — Peter Eberlin malte auch an der neuen Fassade des Rathauses, namentlich an der Uhr. 1597 hielt er sich in Waldenburg auf und erhielt wegen einer Schuld eine Zitation nach Heilbronn. Er starb in Heilbronn am 24. Mai 1623; er war zugleich Feldmesser gewesen. Es sind zwei Lehrbriefe von ihm vorhanden: für Heinrich Volmar, des verstorbenen Klaus Volmars Sohn, der von Michaelis 1593 ab 4 Jahre lang das Malen bei ihm lernte, und für Hans Ludwig Ressinger, des Heilbronner Malers Bartholomäus Ressingers Sohn, der von Kiliani 1587 bis Kiliani 1591 bei ihm lernte; Hans Ludwig Ressinger war 1603 Maler und Bürger in Wien (Kontraktprotokolle [im Heilbronner Archiv] von Conversionis Pauli 1597 und 4. Nov. 1598).

174) Es gab 12 Ratsherren in Heilbronn; hier sind es 13, weil das Wappen Hans Bayers, der an Stelle des während des Baus verstorbenen Jörg Scheck in den Rat gewählt wurde, ebenfalls angebracht wurde.

175) Die Anfangsbuchstaben sind J. H.; da aber das Wappen einen Mann mit Karst (Hofmann) darstellt und das Wappen des Syndikus jedenfalls nicht fehlte, so ist sicher Andreas Hofmann gemeint.

176) Abbildung und Beschreibung dieser Schlußsteine bei A. Bilfinger, Histor. Verein Heilbronn V, S. 49—57.

die Schlußsteine; es sind von Osten nach Westen [177]): Melchior Berlin, Heinrich Orth, Marx Ebert, Donat Kretzmaier, Wendel Anns, Georg Koberer, Dr. Jakob Feyerabend, Georg Schwartz, Ulrich Betz, Wendel Leibenstein und Claus Diemar [178]). Im südlichen Seitenschiff sind auf den Schlußsteinen abwechselnd Wappen der Handwerke und „Historien", d. h. biblische Szenen, dargestellt [179]), dazwischen ein nicht festzustellendes Löwenwappen und die Jahreszahl 1580. An den Schneidepunkten der Rippen befinden sich in den Seitenschiffgewölben, wie einst im Mittelschiff, Rosen und Engelsköpfe. Auch die frühgotischen Gewölbe der Halle unter dem Westturm erhielten neue Schlußsteine, von denen der des nördlichen, mit dem Lamm Gottes, erhalten ist; das mittlere dieser Gewölbe wurde von Peter Eberlin mit den Evangelistensymbolen bemalt, die neuerdings durch Maler Loosen wiederhergestellt worden sind [180]).

Am 11. März 1581 wurde Konrad Wagner neue Arbeit in der Kirche übertragen, namentlich die Ausstreichung des Chors, für die er 225 Gulden erhielt [181]). Am 18. Juli 1581 zeigte Bürgermeister Philipp Orth im Rat an, daß Wagner, mit dem er und seine zwei Amtsgenossen wegen des vom Rat gewünschten neuen „gipsernen Predigtstuhls" geredet hätten, 75 Gulden nebst 4 Malter Korn dafür begehre; darauf wurde ihm die Fertigung der Kanzel übertragen [182]). Die Wagnersche Renaissancekanzel, einst viel bewundert [183]), dann „zopfig" gescholten, würde weit besser wirken, wenn sie nicht (offenbar im 17. Jahrhundert) durch einen über den Schalldeckel gesetzten turmartigen Aufbau [184]) von unfeinen Formen aus ihren Verhältnissen gebracht worden wäre. Die Kanzel ruht auf einer Säule; die Kanzeltreppe, die scheinbar von einer Männergestalt in antiker Kleidung gehalten wird, ist wie das zu ihr führende Portal und die Kanzel selbst mit vielen Stuckreliefs aus der biblischen Geschichte [185])

---

177) Die Heilbronner Chronik (herausgegeben von Fr. Dürr), S. 18, gibt in diesem Gewölbe nur die Namen Berlin und Orth richtig an.

178) Das jüngste der 12 Gerichtsmitglieder, Thoma Bin, fehlt.

179) Beschrieben bei W. Stähle, Die Kilianskirche in Heilbronn, S. 27.

180) W. Stähle a. a. O., S. 16, Kostenaufstellungen Eberlins (vgl. Anm. 173).

181) Heilbronner Ratsprotokoll 1581, März 11.

182) Heilbronner Ratsprotokoll 1581, Juni 27 und Juli 18. — Die Kanzel ist sichtbar auf Abbildung 9.

183) Die Heilbronner Chroniken (aus dem 17. Jahrhundert) nennen sie „überaus schön" und sagen von den Stuckreliefs, „daß derlei Arbeit in viel und großen Städten nicht wohl mag gefunden werden".

184) Daß der Aufbau später ist als die Kanzel, hat schon W. Stähle (a. a. O., S. 18) bemerkt.

185) Beschreibung bei W. Stähle a. a. O., S. 18.

geschmückt. Die Ähnlichkeit der Heilbronner Kanzel mit derjenigen in der Bebenhausener Klosterkirche[186]) ist so auffallend, daß diese ebenfalls Konrad Wagner zuzuschreiben ist. Am 4. März 1582 gab der Rat Wagner 100 Gulden „zum Abzug"[187]), ein Beweis, daß er mit seinen Leistungen zufrieden war; Wagner verehrte 3 Jahre später dem Rat „zur Kirchenzier ein schön Werk, von schönem Gips gemacht"[188]); es scheinen „gipserne Bilder" gewesen zu sein[189]), vielleicht die schildhaltenden Männergestalten unter der vom Chor in den südlichen Chorturm führenden Empore.

Während der Wagnerschen Restaurierung, am 3. September 1580, faßte der Rat den bedauerlichen Entschluß, daß in der Kilianskirche „die Stühle, zum Teil auch die Altäre, um mehrerer Zierlichkeit hinweggetan werden sollten"; am gleichen Tage noch besichtigten Bürgermeister Hans Spölin und andere Ratsverordnete die Kirche und verfügten, „das alt Getafelt und anderes, so der Kirche ein Übelstand, hinwegzutun"[190]).

Spätere Zeiten und die Beyersche Restauration.

Im Dreißigjährigen Krieg und in den Kriegen Ludwigs XIV. scheint die Kilianskirche keine Beschädigungen erlitten zu haben. Im Jahr 1725 erfolgte eine Erneuerung des Dachreiters[191]) zwischen den Osttürmen, deren frühere Bedachungen wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert stammten.

Das Ende des 18. Jahrhunderts brachte eine Restauration: im Jahr 1784 wurde die Kirche gleichzeitig mit der des Deutschordens (der jetzigen katholischen Kirche) durch die Italiener Morisi & Co., die vorher in Würzburg, Komburg und verschiedenen Prälaturen tätig gewesen waren, ausgetüncht[192]); leider wurde die Kirche damals auch „von überflüssigen, mittelmäßigen Gemälden gesäubert" und „ein Kruzifix von Holz in kolossalischer Größe" (angeblich mit Fehlern gegen die Anatomie) ent-

186) Abbildung in der Illustrierten Geschichte von Württemberg (Stuttgart 1886), zwischen S. 744 und 745.

187) Heilbronner Steuerstubenrechnung.

188) Heilbronner Ratsprotokoll 1585, März 11.

189) Von der Herbeiführung von solchen spricht die Heilbronner Steuerstubenrechnung vom 20. August 1585.

190) Heilbronner Ratsprotokoll 1580, September 3 und 4.

191) Die Urkunde aus dem „vergüldeten Kirch-Knopf" von 1725 ist gedruckt in der Neckarzeitung vom 24. Juni 1890.

192) Ludwigsburger Staats-Filial-Archiv Schr. 235, F. 9. — Gleichzeitig hat der Heilbronner Stukkator Sigmund Hezel um 50 Gulden in der Deutschordenskirche das Tabernakel am Hochaltar mit weißem Marmor, Bildhauerarbeit und Vergoldung „verfeinert" und es erhöht (ebd.).

fernt[193]); der Hochaltar war um 1780 zum Schutz gegen den Holzwurm mit Bleiweiß überstrichen worden[194]).

In den Jahren 1805 und 1806 haben kriegsgefangene Österreicher und Russen, die in der Kirche untergebracht waren, manches im Innern verdorben[195]). Von 1841—1842 wurden 22 kleine Kauflädchen, die an die Kirche angebaut waren, abgebrochen und eine Terrasse mit Steingeländer um die Kirche hergestellt[196]).

Von 1886—1894 fand unter der Oberleitung von Professor Dr. August Beyer, dem Vollender des Ulmer Münsterturms, eine durchgreifende Restauration der Kilianskirche statt durch Regierungsbaumeister L. Arntz und den Heilbronner Stadtbaumeister G. Wentzel. Der baufällige obere Teil des Westturms wurde abgetragen und getreu kopiert; die Osttürme erhielten spitze frühgotische Helme anstatt ihrer gemütlichen, anspruchslosen Hauben, der Dachreiter wurde entfernt und an Stelle des gemeinsamen Dachs von Aberlin Jörgs Hallenchor traten gesonderte Dächer für die drei Chorschiffe. Im Langhaus sollte das Bild der frühgotischen Basilika wiederhergestellt werden; so mußte auch hier das große Dach des 15. Jahrhunderts weichen, und die Seitenschiffe erhielten besondere Dächer mit spätgotischen Geländern; die dadurch wieder frei werdenden frühgotischen Fensterchen des Mittelschiffs[197]) wurden vergrößert; hiedurch und durch Freimachung der bisher durch die Orgel verdeckten Rosette im Westen erhielt das Mittelschiff mehr Licht; die Rosette wurde mit Maßwerk verziert. Während den Seitenschiffen die Gewölbe Konrad Wagners von 1580 belassen wurden, trat im Mittelschiff an Stelle des Wagnerschen Stuckgewölbes ein etwas höherliegendes Gewölbe aus geschliffenen Werksteinen in frühgotischem Stil, obwohl das alte Mittelschiff höchst wahrscheinlich flach gedeckt gewesen ist[198]). Mit den Stuckdiensten des Wagnerschen Gewölbes mußten natürlich auch die an deren Anfängen befindlichen Apostelfiguren fallen, die dem Mittelschiff etwas Malerisches gegeben hatten; vier von ihnen befinden sich jetzt nebst zwei Kapitellen im Heilbronner Historischen Museum[199]); die stuckenen Renaissancekapitelle an den Rundpfeilern blieben erhalten; die Wagnerschen Schlußsteine

193) Friedrich August Webers Kleine Schriften (Gotha 1802) I, S. 161—166 und 171.

194) Heinr. Titot, Die evang. Hauptkirche zu Heilbronn, S. 11.

195) Fr. Dürr, Heilbronner Chronik, S. 310.

196) Fr. Dürr, Heilbronner Chronik, S. 338.

197) Vgl. S. 234.

198) Vgl. S. 223.

199) Alfr. Schliz, Führer durch die Sammlungen des Historischen Museums (Histor. Verein Heilbronn VIII), S. 111 (Steindenkmäler Nr. 223—226 und 221, 222).

des Mittelschiffs wurden in der Kirche zur Verzierung von Wandflächen verwendet.

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts wurde an der Südterrasse der Kirche eine Nachbildung des zerstörten, von dem Heilbronner Meister Balthasar Wolff 1541 geschaffenen[200]) Kirchbrunnens, des Wahrzeichens der Stadt, angebracht; der Brunnen stand früher unten in der Kirchbrunnenstraße und bildete den östlichen Abschluß einer größeren Anlage mit Fischstuben und Eichtrögen; losgelöst von dieser und in seiner erhöhten Stellung bei der Kirche wirkt der neue Brunnen nicht besonders glücklich.

Möchten die ehrwürdige Kilianskirche und ihre Kunstschätze auf immer bewahrt werden vor Zerstörung durch mutwillige Hände oder durch pietätlose Restauratoren!

---

200) Den Beleg hiefür werde ich in einem Aufsatz über Balthasar Wolff, den Schöpfer des Neuensteiner Schlosses, bringen.

Besprechung.

Beschreibung des Oberamts Tettnang, herausg. vom K. Statist. Landesamt. Zweite Bearbeitung. Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer. 1915. IX und 929 Seiten. Subskriptionspreis 5 M.

Die Mitarbeiter an dieser neuen Oberamtsbeschreibung sind in der Hauptsache dieselben, die wir schon von Urach und Münsingen her kennen und schätzen. Von den für uns in erster Linie wichtigen Abschnitten hat P. Gößler die Altertümer, V. Ernst die Geschichte, Bohnenberger Volkstümliche Überlieferungen und Mundart bearbeitet. Unser Restor J. v. Hartmann berichtet über „Namhafte Söhne des Bezirks", G. Schöttle über das Münzwesen der Grafen v. Montfort-Tettnang. Als tüchtiger Kenner des Gebiets erweist sich Pfarrer Schöninger in Haslach, von dem die Ortsbeschreibungen stammen. Von den Verhältnissen und der Entwicklung im Herzen der Schwäbischen Alb weichen in allen Stücken die Dinge im Tettnanger Bezirk so sehr ab, daß man nicht zu fürchten braucht, auf Wiederholung von schon Gehörtem zu stoßen. Die umfassende Sammlung und gründliche Verarbeitung des weitverstreuten geschichtlichen Quellenstoffs hat zu manchen neuen Aufstellungen und Ergebnissen geführt, die teils abschließend teils wegweisend sind. Die Freunde des grünen Lands am Bodensee und des über Nacht zu Weltruf gekommenen Friedrichshafen werden gern zu dem stattlichen Band greifen und keine Enttäuschung erfahren. G. M.

Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1914.

(Mit Nachträgen.)

Bearbeitet von Dr. Otto Leuze in Stuttgart.

Vorbemerkung. Um gütige Mitarbeit der Benützer dieser Literaturübersicht durch Nennung von Lücken bzw. Einsendung von Sonderabzügen neu erscheinender Arbeiten bittet der Bearbeiter dringend. (Adr.: Dr. Leuze. Stuttgart, K. Landesbibliothek, Neckarstraße 8.)

Abkürzungen.

AChrK. = Archiv für Christliche Kunst, herausg. von Ludwig Baur. Stuttgart. Komm.-Verlag „Deutsches Volksblatt".

AdSchW. = Aus dem Schwarzwald. Blätter des Württ. Schwarzwaldvereins. Stuttgart. Verlag des Württ. Schwarzwaldvereins.

BlSAV. = Blätter des Schwäbischen Albvereins. Tübingen. Verlag des Schwäb. Albvereins.

BWKG. NF. = Blätter für Württ. Kirchengeschichte. Neue Folge. Herausg. von Frdr. Keidel. Stuttgart, Chr. Scheufele.

FrankfBlFG. = Frankfurter Blätter für Familiengeschichte. Herausg. von Karl Kiefer. Frankfurt a. M.

Hd. = Heyd, Wilhelm. Bibliographie der Württ. Geschichte. Bd. I—IV. Stuttgart. W. Kohlhammer. 1895—1915.

LtBStAnz. = Literarische (Besondere) Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg.

MCBlWürtt. = Medicinisches Correspondenzblatt des württ. ärztlichen Landesvereins. Stuttgart. Druck von Karl Grüninger in Stuttgart.

Schwabenspiegel = Schwabenspiegel, Wochenschrift der Württemberger Zeitung. Schriftleiter Ed. Engels. Stuttgart. Verlag der Württ. Zeitung.

SchwM. = Schwäbischer Merkur. Stuttgart. Druck und Verlag des Schwäb. Merkur.

StAnz. = Staatsanzeiger für Württemberg. Stuttgart. Druck der Stuttgarter Buchdruckereigesellschaft.

VjshZabV. = Vierteljahrshefte des Zabergäuvereins. Brackenheim. Druck von Gg. Kohl.

WJbb. = Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Herausg. vom K. Stat. Landesamt. Stuttgart, W. Kohlhammer.

WVjsh. NF. = Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. Stuttgart, W. Kohlhammer.

1. Allgemeine Landesgeschichte.

Altertümer. Haug, Ferd., u. Gust. Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs. 2. ergänzte u. erweit. Aufl., im Auftrag des Württ. Geschichts- u. Altertumsvereins herausg. von Ferd. Haug unter Mitwirkung von Peter Gößler. Stuttgart. Druck von W. Kohlhammer. — Fundberichte aus Schwaben, umfassend die vorgeschichtlichen, römischen und merowingischen Altertümer. In Verbindung mit dem Württ. Altertumsverein und mit Unterstützung des K. Württ. Landeskonservatoriums herausg. vom Württ. Anthropol. Verein unter der Leitung von Peter Gößler. Jahrg. 21, 1913. Stuttgart, Schweizerbarthsche Verlagsbuchhandlung. — Schmidt, R. R., Die ältesten Spuren des Menschen in Schwaben und das Alter des Menschengeschlechts. Tübinger Blätter 15, NF. 1, 31—43. — [Häcker, Otto], Fundberichte aus dem Oberamt Ellwangen. Ellwanger Jahrbuch 4, 50—52. — Burkhardt, G., Römische Ausgrabungen bei Emerkingen. Fundberichte aus Schwaben 21 (1913), 45—50. — Sibert, H., Römisches bei Gomadingen. BlSAV. 26, 177—181. — Hertlein, Friedr., Die Kocherburg bei Unterkochen OA. Aalen. Fundberichte aus Schwaben 21 (1913), 29—32. — Bersu, G., Die Leonsburg im Argental OA. Tettnang. Ebenda S. 32—39. — Fleck u. G. Bersu, Vorgeschichtliche Funde aus Mergentheim. Ebenda S. 15—22. — Bersu, G., Vom ältesten Mergentheim. (Bronzezeit.) SchwM. Nr. 36, S. 5 f. — Frickhinger, Ernst, Die vor- und frühgeschichtliche Forschung im Ries. Jahrbuch d. hist. Vereins für Nördlingen u. Umgebung 1 (1912), S. 1—26. — Paradeis, Franz, Römisches und Nachrömisches aus Rottenburg a. N. Fundberichte aus Schwaben. 21 (1913), 68—73. — P., Benützung der römischen Wasserleitung von Sumelocenna (= Rottenburg) in mittelalterlicher Zeit. SchwM. Nr. 111, 9. — Gößler, P., u. G. Bersu, Ausgrabungen in Rottweil. Fundberichte aus Schwaben. 21 (1913), 73—80. — Kornemann, Ernst, Vom römischen Rottweil. Tübinger Blätter 15, NF. 1, 41—47. — Wernert, P., Diluviale Funde aus Schmiechen. Fundberichte aus Schwaben 21 (1913), 2—5. — Gößler, Peter, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer des Oberamts Tettnang. (Sonderabdruck aus der Oberamtsbeschreibung Tettnang.) Stuttgart. Druck von W. Kohlhammer. — Dorn, Hermann, Römischer Denarfund von Welzheim. Fundberichte aus Schwaben 21 (1913), 85—105. — Gößler, Peter, Funde antiker Münzen im Königreich Württ. 21. Nachtrag. Ebenda S. 82—84. — S. a. Reutlingen (Haag) in Abt. 2.

Geschichte des fürstlichen Hauses. Schuster, Georg, Die Verwandtschaft der Häuser Hohenzollern und Württemberg. Hohenzollernjahrbuch, herausg. von Paul Seidel, Jahrg. 18, S. 52—97. — C. L., Die Abstammung des Fürsten Otto Bismarck vom Hause Württemberg. SchwM. Nr. 132, 5. — Württ. Rangliste für 1914 nebst einem Verzeichnis der K. Familie und des K. Hofes, der Offiziere und Beamten des XIII. (K. Württ.) Armeekorps . . . und der Beamtenstellen der K. Ministerien. Nach amtlichen Quellen zusammengestellt nach dem Stand vom 1. Nov. 1913. 13. Jahrg. Druck u. Verlag Max Speck u. Co., Stuttgart. (1913.) — Brechenmacher, Jos. Karlmann, Wie Herzog Karl Eugen von Württemberg in den Ruf eines Feuerbanners kam. Deutsches Volksblatt (Stuttgart), Sonntagsbeilage, S. 9 f., 13 f. — Göz, Karl, Kronprinz Wilhelm von Württemberg als Heerführer im Feldzug 1814. SchwM. Nr. 11 S. 13 f., Nr. 50

S. 9 f., Nr. 122 S. 9 f. — Beschreibung des feyerlichen Einzugs des Kronprinzen von Württemberg in Stuttgart am 13. Juli 1814. Nach einem gleichzeitigen Flugblatt, von F. D. Ebenda Nr. 312, 5. — Matter, P., Wilhelm I. von Württemberg als Soldat. Schwabenspiegel 7, 297—299. — S. a. Teck in Abt. 2.

Politische Geschichte. Wirtembergisches Urkundenbuch. Herausg. von dem K. Staatsarchiv in Stuttgart. Bd. 11. Stuttgart. Druck u. Verlag von W. Kohlhammer, 1913. — Schillmann, Fritz, Württembergische Urkunden in der K. Bibliothek zu Berlin. WVjsh. NF. 23, 341—354. — Wiler Chronik des Schwabenkriegs. Bearb. von Placid Bütler. Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte. Herausg. vom hist. Verein in St. Gallen. 34 (4. Folge 4) S. 141—272. — Der deutsche Bauernkrieg in zeitgenössischen Quellenzeugnissen. Übertragen und herausg. von Hermann Barge. Bd. 1. Vorspiele zum Bauernkrieg. Der Bauernkrieg in Schwaben. Bd. 2. Der Aufstand in Franken und im Odenwald. Niederwerfung des Aufstands in Süddeutschland. (= Voigtländers Quellenbücher. Bd. 71 u. 81.) Leipzig, R. Voigtländer. — Miller, Richard, Ergänzungen zur Geschichte des Bauernkriegs im Ries. II. Teil. Neuburger Kollektaneenblatt, 74. Jahrg. (1910), S. 1—32 [erschienen 1913]. — Lämmle, August, Der arme Konrad. Die Bauernrevolution im Remstal vor 400 Jahren. SchwM. Nr. 317, 9. — Z., Der Aufstand des Armen Konrad (1514). Deutsches Volksblatt (Stuttgart), Sonntagsbeilage S. 45 f., 49 f. — Brendel, Robert, Die Pläne einer Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens in den Jahren 1814 u. 1815. (Enthält auch die Politik König Friedrichs von Württemberg.) (= Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen, Heft 47.) Straßburg, J. H. Ed. Heitz. — S. a. Wangenheim in Abt. 3.

Kriegsgeschichte. Militär-Handbuch des Königreichs Württemberg. Kleine Ausgabe. Nach dem Stande vom 6. Mai 1914. Herausg. vom Kriegsministerium. Stuttgart, Druckerei des K. Kriegsministeriums. — Albrecht, Hans. Die freie Reichsstadt Nördlingen und der spanische Erbfolgekrieg bis zum Ausgang des Jahres 1704. [Berührt Württemberg.] Jahrbuch des hist. Vereins für Nördlingen, 2 (1913), 32—185. — Löckle, Alfred, Ein Schwabe im Regiment des Prinzen Eugen. Schwabenspiegel 7, 235 f. — Waizenegger, Hermann, u. Jos. Ruf, Das Gefecht um die Schwabenschanze auf dem Roßbühl im Rahmen der allgemeinen Kriegsereignisse des Jahres 1796 in Deutschland. Die Ortenau, Mitteilungen des hist. Vereins für Mittelbaden, Heft 5, 52—67. — Schneider, Eugen, Die Württemberger im Feldzug von 1814. LtBStAnz. S. 1—9. — Matter, P., Die Württemberger in der Schlacht bei Brienne (1814). Schwabenspiegel 7, 134 f. — Ders., Ein Ruhmestag der württ. Truppen (18. II. 1814.) Ebenda S. 155. — Dorsch, Paul, Württembergs Lazarettwesen 1814. LtBStAnz. S. 49—55. — Ders., Heimkehr der Württemberger 1814. Ebenda S. 145—152. — W. E., Die Heimkehr der Württemberger aus dem Feldzug 1814. SchwM. Nr. 213, 14. — Dorsch, Paul, Mein Montereau-Säbel. LtBStAnz. S. 9—15. — Michael, G., Die Russen in Württemberg (1813/14). Schwabenspiegel 7, 196—198. — B., Die württ. Geniekompagnie vor Belfort. (Nach dem Tagebuch eines württ. Pioniers.) SchwM. Nr. 74, 9 f. — Lang, Martin, Feldgrau. Erste Kriegserlebnisse in Frankreich. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. 1.—4. Aufl. — Kriegstagebuch aus Schwaben. Unter Mitwirkung schwäbischer Männer und Frauen herausg. von Oswald Kühn. Heft 1 ff. Stuttgart, Grüninger. 4°. — S. a.

Geschichte des fürstlichen Hauses (Göz) in Abt. 1; ferner Horb, Rosenfeld, Tuttlingen, Walkersbach, sämtlich in Abt. 2.

Kirchengeschichte. Personalkatalog des Bistums Rottenburg 1914. Rottenburg a. N. Im Selbstverlag der bischöfl. Kanzlei. — Landesrechtliche Stellung der katholischen Kirche in Württemberg 1803—1845. 1. Teil. Druck u. Verlag der W. Moriell'schen Buchdruckerei (J. Huggle), Radolfzell a. B. — Staat und Kirche seit 1803 in Württemberg. Deutsches Volksblatt (Stuttgart), Nr. 144 f., 154, 156 f. Vgl. dazu SchwM. Nr. 318, 5 (R.L.). — Lobmiller, Hans, Der Staat und das kath. Ordenswesen in Württemberg seit der Säkularisation bis zur Gegenwart. Ein aktuelles Stück Rottenburger Diözesangeschichte nach amtlichen Quellen dargestellt. Mit einem Anhang meistenteils unveröffentlichter Aktenstücke. Teil 1. Vor dem Konkordat. Rottenburg a. N. Verlag von W. Bader. — Wülk, J., Einfluß der württ. Grafen auf die Wahl der Pröpste bzw. Äbte in den unter ihrem Schutze stehenden Stiften und Klöstern. Ein Beitrag zur Kirchenpolitik der Grafen von Württemberg. WVjsh., NF. 23, 242—255. — Bossert, Gustav, Augustin Bader von Augsburg, der Prophet und König, und seine Genossen, nach den Prozeßakten von 1530. IV, V, VI. Archiv für Reformationsgeschichte 11, 19—64, 103—133, 176—199. — Fritz, Friedrich, Die Liebestätigkeit der württ. Gemeinden (Stuttgart, Schorndorf, Weilheim a. d. T., Wildberg, Gültlingen, Rienharz) von der Reformationszeit bis 1650. (Forts.) BWKG. NF. 18, 68—84, 161—180. — Meyer, Otto, Die Brüder des gemeinsamen Lebens in Württemberg 1477—1517. (Schluß.) BWKG. NF. 18, 142—160. (Die ganze Arbeit ist auch gedruckt als Tübinger Diss. Stuttgart, Scheufele 1913.) — Bossert, Gustav, Briefe von und an Peter Venetscher. 1550—57. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Pfarreien Großbottwar, Hedelfingen und Walheim. BWKG. NF. 18, 180—200. (Schluß folgt.) — Hermelink, Heinrich, Die Verhandlungen über das altwürttembergische Kirchengut seit 1806. WJbb. S. 46 bis 83. — Kappus, Theodor, Ein Urteil über die württ. Theologen vor 170 Jahren. Kirchl. Anzeiger für Württemberg 23, 194—196. — Ziegler, Theob., Zum Fall Schrempf — enthalten in dessen: Menschen und Probleme (1), S. 331—382. (Abgedr. a. Allg. Ztg. 1892, Beil. Nr. 182, 228, 299; 1893, B. Nr. 25 und 1900 B. Nr. 210. Nation, Jahrg. 10, 1892, Nr. 4.) — Gnann, Die Pfarreien des württ. Rieses und der Dreißigjährige Krieg. Ips- u. Jagstzeitung 1913, Nr. 197 bis 202. — Die Motion des Bischofs von 1811. Deutsches Volksblatt (Stuttgart), Sonntagsbeilage S. 61 f., 65 f., 69, 73 f., 77 f. — Parochus Suebicus. Ein schwäbisches Lourdes . . . Das Neue Jahrhundert 6, S. 86—89. — n. a., Zur Geschichte der Juden in und um Württemberg. Deutsches Volksblatt (Stuttgart), Sonntagsbeilage S. 6 f. — S. a. Literaturgeschichte (Seilacher).

Schulwesen (einschl. Universität). Grundbuch der evangelischen Volksschule in Württemberg. Herausg. vom Württ. evang. Lehrerunterstützungsverein. Im Selbstverlag des Vereins. Stuttgart, Druck der Stuttgarter Vereinsbuchdruckerei. — — Katalog der kath. Volksschulen Württembergs nach dem Stand vom 1. Juli 1914. Herausg. im Auftrag des K. kath. Oberschulrats von [Joseph] Atzger. Stuttgart. Muthsche Verlagshandlung. — Maier, Gottfried, Älteste Schulstellen in Württemberg. Württ. Schulwochenblatt 66, 245—247, 252—255. — Schüz, Ernst, Lehrergeschlechter in einer Gemeinde. Ebenda 5 f. — Ders., Die württ. Volksschule. Kurze Geschichte der württ. Volksschule und Übersicht über die für das württ. Volks-

schulwesen geltenden Gesetze und Verordnungen. 2. Aufl. Stuttgart, J. Heß. — Bundschuh, J., Der biblische Geschichtsunterricht in der kath. Volksschule Württembergs. Teil 2. Vierteljahrsschrift zum Magazin für Pädagogik. Neueste Folge Jahrg. 77 S. 129—163. (Auch erschienen als „Der Schwäbische Schulmann", herausg. von Jos. Karlmann Brechenmacher, Heft 27.) — Miller, Julius, Die Bewegung für Schulen des Reformsystems in Württemberg. Stuttgart, Druck von Liebich. 1913 — enth. im Jahresbericht des Stuttgarter Reform-Realgymnasiums 1913. — Kolb, Christoph, Das Stift im Dreißigjährigen Krieg. BWKG. NF. 18, 1—53, 105—141. — Müller, Karl Otto, Ein „Loblied" auf das Tübinger Collegium illustre (1617). WVjsh. NF. 23, 428—430. — Vischer, Friedr. Theodor, Über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit — enth. in dessen Kritische Gänge, Bd. 1. 2. verm. Aufl. Herausg. von Rob. Vischer. S. 107—129. (Heyd Nr. 2611.) — Hölder, Karl, Heinrich von Treitschke und seine Tübinger Lehrer. Schwarzwälder Bote Nr. 90, 3. Beilage. — Geschichte der Verbindung Nordland zu Tübingen. 1841—1861. Dritte Bearbeitung. (Als Manuskript gedruckt.) Cannstatt, Buchdruckerei Wolfgang Drück. — Leitzmann, Albert, Wilhelm von Humboldt über die Lehrer der Karlsschule. Mit unveröffentlichten Aufzeichnungen Humboldts [über Friedr. Ferd. Drück, Joh. Aug. Reuß, Jakob Friedrich Abel, Joh. Christoph Schwab]. Das literarische Echo 17, 791—94. — Laun, Friedrich, Geschichte des Priesterseminars auf dem Schönenberg bei Ellwangen. Ellwanger Jahrbuch 4, 14—49.

Kulturgeschichte. Fischer, Hermann, Schwäbisches Wörterbuch auf Grund der von Adalbert v. Keller begonnenen Sammlungen und mit Unterstützung des württ. Staates. Bd. 4. I, J, K, Q, L, M, N. Bearb. unter Mitwirkung von Wilhelm Pfleiderer. Tübingen, H. Laupp. — Ders., Aus dem schwäbischen Wortschatz älterer Zeit. WVjsh. NF. 23, 337 f. — Württ. Archivinventare. Herausg. von der Württ. Kommission für Landesgeschichte. Heft 11. Die Pfarr- und Gemeinderegistraturen des Oberamts Tübingen. Bearbeitet von Max Duncker. Stuttgart, W. Kohlhammer. — Das Schwabenland in Farbenphotographie. Geleitet von Gust. Ströhmfeld. Mitarbeiter: Gottlob Egelhaaf, Theodor Engel, Ludwig Finckh, Eberhard Fraas, Eugen Gradmann, Theodor Lauxmann, Ernst Salzmann, Theodor Schwabe, Geh. Rat Zingeler. Unter Förderung des Schwäb. Albvereins. Mit 40 Tafelbildern auf Karton und 41 Textbildern in natürlichen Farben nach Aufnahmen von Rudolf Hacke und Julius Hollos. Berlin. Verlagsanstalt für Farbenphotographie Karl Weller. Verlag für Württemberg und Hohenzollern: Holland u. Josenhans in Stuttgart. (= Deutschland in Farbenphotographie, Bd. 2.) — Haas, Hippolyt, Schwabenland. Mit 168 Abbildungen, darunter 6 in farbiger Wiedergabe und einer Karte. (= Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. Herausg. von Ernst Ambrosius, Bd. 29.) Bielefeld u. Leipzig. Velhagen u. Klasing. — Fischer, Hermann, Der literarische Verein in Stuttgart-Tübingen. Die Geisteswissenschaften. 39. Heft. Leipzig, Veit u. Co. — Mehring, Gebhard, Geschichtsvereine in Württemberg 1912/13. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 62, 301—308. — Rath, Emil, Über einen deutschen Algorismus aus dem Jahr 1188 [in der K. Landesbibliothek Stuttgart]. Bibliotheca mathematica. 3. Folge, Bd. 14, S. 241—248. — König, Hermann, Historisches vom „Schwabenstreich". Deutsches Volksblatt

(Stuttgart), Sonntagsbeilage S. 122. — Die sieben Schwaben. Deutsche Volksschwänke gesammelt und nacherzählt von Ludwig Aurbacher. Mit 12 Holzschnitten von Ludwig Richter. Köln, H. u. F. Schaffstein. (= Schaffsteins blaue Bändchen. herausg. von J. v. Harten u. K. Henniger.) — Ravet, Alfred, Une foire en Souabe (Volksfest in Schwaben) — enth. in dessen: Par delà les frontières. Edition de la Revue Picarde et Normande, Bibliothèque des „Violetti" S. 118—124. — Kapff, Rudolf, Schwäbische Flußnamen. Schwabenspiegel 7, 83—85. — Ders., Die Seele im schwäbischen Volksglauben. Ebenda 337 f., 348 f. — Georgi, Albert, Berühmte württ. Astronomen u. Geodäten. [I.] J. G. F. von Bohnenberger. II. Heinrich Schickhardt. III. Wilhelm Schickhard. Nachrichten des Württ. Vermessungstechnischen Vereins, Jahrg. 1 (1909), Nr. 1, S. 7—14; Jahrg. 2 (1910/11), Nr. 2, S. 21—31, Nr. 4, S. 59—67; Jahrg. 4 (1912), Nr. 1, S. 1—9. — Vischer, Frdr. Theodor, Dr. Strauß und die Württemberger — enth. in dessen Kritische Gänge. Bd. 1. 2. vermehrte Aufl. Herausg. von Robert Vischer. Leipzig. S. 1—106. (= Heyd Nr. 3034.) — Widmann, W., Zur Geschichte des [württ.] Kalenders. (Schluß.) SchwM. Nr. 4, S. 9. — Singer, Franz Xaver, Zur Geschichte der Wegweiser in Württ. — AdSchW. 22, 192—194. — Körner, Bernhard, Württemberger als Ansiedler in Westpreußen. (Schluß.) Archiv für Stamm- u. Wappenkunde 14, 115—118. — Grieb, Otto, Eine Reise durch Schwaben vor 100 Jahren. Schwabenspiegel 7, 309 f.

Kunstgeschichte. Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Im Auftrag des K. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens herausg. von Ed. Paulus u. Eugen Gradmann. Inventar. Donaukreis. Bd. 1. Oberämter Biberach, Blaubeuren, Ehingen, Geislingen. Bearb. von Jul. Baum, Hans Klaiber u. Bertold Pfeiffer. Eßlingen a. N., Paul Neff Verlag (Max Schreiber). — Dass., Lief. 57 bis 59: Donaukreis. Oberamt Göppingen. Bearb. von Hans Klaiber. Eßlingen a. N., Paul Neff Verlag (Max Schreiber). — Dass., Ergänzungsatlas. Donaukreis: Lief. 31/32 (= Lief. 65/66 des Ges.-Werks). Eßlingen a. N., Paul Neff (Max Schreiber). — Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern. Bearb. von Eugen Gradmann unter Mitwirkung von H. Klaiber u. Hans Christ. Mit 148 Tafeln in Autotypie und vielen Grundrissen. Stuttgart. Wilhelm Meyer-Ilschen. (= Illustrierte Kunstreisebücher. 1.) — Schaller, Hans Otto, Altwürttemberg im Bilde. SchwM. Nr. 583, 5. (Vgl. dazu Von schwäbischer Scholle. Kalender für schwäb. Lit. u. Kunst, 1915. Heilbronn, Salzer.) — Ders., Kunst und Künstler in Schwaben. Bernhard Strigel und der Blaubeurer Hochaltar. Hans Multscher. Bartholomäus Zeitblom. Schwabenspiegel 7, 73 f., 85, 201 f., 282—284. — Heuß, Theodor, Schwäbische Künstler der Gegenwart. Schwabenspiegel 7, 225 f., 339 f. — Schöninger, Artur, Ein Gang durch restaurierte Kirchen (Königseggwald OA. Saulgau, Bonlanden OA. Leutkirch, Altheim OA. Riedlingen, Uttenweiler. AChrK. 32, 1—4, 13—15, 27—30. — Holmberg, Olof, Ein Beitrag zur Kenntnis mittelalterlicher Holzbaukunst in Württemberg. Berlin, Ernst. 1913. (Danziger Diss.) — Klaiber, Hans, Oberschwäbische Gotik. LtBStAnz. S. 166—170. — Pazaurek, Gust. E., Heutiges württ. Kunstgewerbe. Kunstgewerbeblatt NF. 25, S. 161—175. — Gaisberg-Schöckingen, Frdr. Frhr. v., Zum Denkmalschutz in Württemberg. Christliches Kunstblatt 56, 171—179. — S. a. Neidhart, Familie, in Abt. 3.

Literaturgeschichte. Krauß, Rudolf, Jung-Schwaben in der deutschen Literatur. Der Greif. Cotta'sche Monatsschrift, Jahrg. 1, Bd. 2, S. 109—128. — Thieß.

Frank, Die Stellung der Schwaben zu Goethe. (Tüb. Diss.) Stuttgart, Druck von W. Kohlhammer. (Erscheint auch als Bd. 16 der „Darstellungen aus der württ. Geschichte". 1915.) — Dobbriner, Paul, „Eritis sicut Deus", ein Beitrag zur Geschichte des religiösen Romans. Lucka (S.-A.), Berger. 1913. (Leipziger Diss.) — Brechenmacher, Jos. Karlmann, „Der reichste Fürst". Eine literärgeschichtliche Untersuchung. Zeitschrift für den deutschen Unterricht 28, 709—721. — Seilacher, Karl, Der evang. Pfarrer in der neuesten schwäbischen Romanliteratur. (Vortrag.) Evang. Kirchenblatt für Württ. 75, 369—373, 385—388. — H. F., Paul Heyse und die Schwaben. SchwM. Nr. 156, 1. — Beutler, Gustav, Hebbel und die Schwaben. SchwM. Nr. 201, 9 f.

Recht und Verwaltung. Verwaltungsrechtliche Gesetze Württembergs. Bd. 1. Gemeindeordnung. Textausgabe mit Anmerkungen. Von Erwin Ruck. 1911. Bd. 2. Gemeinderecht neben der Gemeindeordnung. Von Erwin Ruck. 1911. Bd. 3. Bezirksordnung. Textausgabe mit Anmerkungen. Von Erwin Ruck. 1914. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911—1914. — Handwörterbuch der württ. Verwaltung in Verbindung mit einer größeren Zahl von Mitarbeitern bearb. u. herausg. von Friedr. Haller. Lief. 1. (A—Dr.) Stuttgart, Verlag von J. Heß. — Stat. Handbuch für das Königreich Württemberg. 22. Ausg. Jahrg. 1912 u. 1913. Mit einer graphischen Darstellung. Herausg. von dem K. Statist. Landesamt. Stuttgart, W. Kohlhammer. — Ortsverzeichnis des Königreichs Württemberg mit einem Anhang: Übersicht über die Einteilung und die Garnisonen des XIII. (K. Württ.) Armeekorps. Herausg. von der Generaldirektion der K. württ. Posten und Telegraphen. Stuttgart. K. Hofbuchdruckerei Zu Gutenberg (Carl Grüninger). — Wintterlin, Friedrich, Die altwürttembergische Verfassung am Ende des 18. Jahrhunderts. Vortrag. WVjsh. NF. 23, 195—209. — Ders., Die Anfänge der landständischen Verfassung in Württemberg. Ebenda S. 327—336. — Ders., Der Tübinger Vertrag vom 8. Juli 1514. LtBStAnz. S. 161—166. — Schneider, Eugen, Der Tübinger Vertrag. SchwM. Nr. 293, 9. — Stobitzer, Hugo, Der Tübinger Vertrag. Zum 400. Jahrestag seines Abschlusses (8. Juli 1514). Schwabenspiegel 7, 313—315. — Schneider, Eugen, Die Zensur der Presse in Württemberg. SchwM. Nr. 98, 9 f.; 104, 9 f. — E. N., Zur Geschichte der württ. Kreisregierungen. SchwM. Nr. 69, 8 f. — Die Kriminalität der Bevölkerung Württembergs 1882/1911. Mitteilungen des K. Statistischen Landesamts S. 131—134. — Wentzel, Karl Georg, Die Entwicklung der laufenden Rechnung Württembergs im 19. Jahrh. Mit einer vierfarbigen Kurventafel und vier großen Tabellen. Tübingen, Laupp. 1913. (Tüb. Diss.) — Zimmermann, Heinrich, Die rechtliche Natur des Dienstverhältnisses der Reichs- und Staatsbeamten nach dem Staatsrechte des Deutschen Reichs und seiner größeren Gliedstaaten (. . . Württemberg . . .) in geschichtlich-dogmatischer Darstellung. Eine staatsrechtliche Studie. Borna-Leipzig, Noske 1913. (Erlanger Diss.) — Elsas, Fritz, Die Frage des Anerbenrechts in Württemberg. Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung . . . 37 (1913), S. 1329—1358. — S. a. Wirtschaftsgeschichte (Gräter).

Gesundheitswesen. Medizinalbericht von Württemberg für das Jahr 1912. Im Auftrag des K. Ministeriums des Innern herausg. von dem K. Medizinalkollegium. Stuttgart, Druck von W. Kohlhammer. — Mehring, Gebh., Badenfahrt. Württemb. Mineralbäder und Sauerbrunnen vom Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrh. (= Darstellungen aus der württ. Geschichte, Bd. 13). Stuttgart, Kohlhammer. —

Prinzing, [Friedrich], Der Krebs in Württemberg und sein Auftreten in krebsarmen und krebsreichen Oberämtern. Nach einer Erhebung des Württ. Landeskomitees für Krebsforschung. (S.-A. aus der Zeitschrift für Krebsforschung, Bd. 14, Heft 3.) Berlin, Druck von L. Schumacher. — Kroner, [Hermann], Zur Geschichte der jüdischen Ritualbäder in Württemberg. Anläßlich der Ausstellung für Gesundheitspflege Stuttgart 1914. Druck von Friedr. Kalmbach, Bopfingen. — Mehring, Gebhard, Am Quell der Genesung. SchwM. Nr. 116, 9. — Marquart, A., Scheintod und Leichenschau geschichtlich beleuchtet. (Forts.) MCBlWürtt. 84, 131 f., 164 f., 273—276, 495—497, 509—511. — Mager, Engelbert, Zur Geschichte des Württ. Sanitätsvereins vom Roten Kreuz. Vierteljahrschrift zum Magazin für Pädagogik, Neueste Folge, Jahrg. 77, S. 107—113.

Wirtschaftsgeschichte. Trübinger, Otto, Die Milchversorgung in Württemberg. (= Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 140. Milchwirtschaftliche Erzeugnisse. Herausg. von Arnold u. Sering. Teil 4.) München u. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot. — Seufert, Hans, Arbeits- und Lebensverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft in Württemberg, Baden . . . auf Grund einer . . . Erhebung. (= Schriften des ständigen Ausschusses zur Förderung der Arbeiterinneninteressen. Heft 4.) Jena, Gust. Fischer. (Vgl. dazu: Mitteilungen des K. Stat. Landesamts S. 116—119.) — Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre in Württemberg und Hohenzollern von Rudolf Martin. 1914. Verlag Rudolf Martin. Berlin NW. 7. — Veränderungen der Einkommens- und Ausgabenhöhe in Württemberg im 19. Jahrh. Mitteilungen des K. Stat. Landesamts S. 33—37. — Der Schiffs- und Güterverkehr auf der württ. Neckarstrecke in den Jahren 1909—1913. Mitteilungen des K. Stat. Landesamts S. 125—130. — Schilpp, Karl, Die württemb. Akkordeon- und Harmonika-Industrie. (Tüb. Diss.) Stuttgart, Druck von W. Kohlhammer. (Erscheint auch als Heft 11 der Tübinger staatswissenschaftlichen Abhandlungen. Neue Folge. 1915.) — Gräter, Hans, Die Güterzertrümmerung in Württemberg, ihre Bekämpfung und die Frage der Einführung des Anerbenrechts. Weimar, Borkmann. 1913. (Jenaer Diss.) — Maier, Gottfried, Jagd in der Gegend des Lichtensteins in alter Zeit. BlSAV. 26, 87—90, 184—187. — Marquard, A., Die württemb. Industrie. Schwabenspiegel 7, 97 f., 177 f., 273 f. — Paulus, K. J., Aus den württemb. Mooren. SchwM. Nr. 347, 9 f. — [Singer, Fr. X.], Aus dem Werdegang der württemb. Waffenindustrie. Nach ungedruckten Briefen von Wilhelm Mauser. Süddeutsche Zeitung, Dienstagsbeilage: Gewerbe, Industrie u. Technik Nr. 18.

Münzwesen. P. J., Noch ein Helfensteinischer Sechsbätzner. Frankfurter Münzzeitung 14, 228. — Ebner, Julius, Zwei Hallerfunde in Württemberg. — Ebenda S. 361—366. — S. a. Altertümer (Gößler u. Dorn).

2. Ortsgeschichte.

Zur Einleitung. Gradmann, Robert, Die städtischen Siedlungen des Königreichs Württemberg. Mit einer Karte. (= Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 21, Heft 2.) Stuttgart, Engelhorn. [Heft 1 (Das ländliche Siedlungswesen) und Heft 2 zusammen erschienen auch mit dem Titel: Siedlungsgeographie des Königreichs Württemberg.] — Metz, Friedrich, Der Kraichgau. Eine siedlungs- und kulturgeographische Untersuchung. Mit 4 Kartenskizzen. (= Abhandlungen zur

badischen Landeskunde herausg. von L. Neumann und A. Hettner, Heft 4.) Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. — Bitzer, J., Zur Besiedlung des württ. Schwarzwaldes. AbSchW. 22, 1—5, 25—30. — Gerwig, R., Aus der Zeit der Besiedlung des Schwarzwalds. AbSchW. 22, 76 f. — Mehlis, Christian, Die klassischen Namen des Schwarzwaldes. Petermanns Mitteilungen aus J. Perthes' Geograph. Anstalt, Jahrg. 60, Bd. 1 S. 13—17, 74 ff. — Abgegangener Ort Böhingen, Markung Schwieberdingen. Ludwigsburger Zeitung Nr. 78. („Ein Wort über Heimatkunde.")

Aalen. Die neue Salvatorkirche in Aalen. AChrK. 32, 7—11, 16 f.

Allmersbach OA. Backnang. Walcher, [Friedrich], Die Flurnamen auf der Markung Allmersbach. Blätter des Murrgauer Altertumsvereins Nr. 47.

Alpirsbach. Schmid, Theodor, Ein literarischer Fund vom Kloster Alpirsbach (Gedicht Simon Studions). BWKG. NF. 18, 85—94.

Altheim OA. Riedlingen. Eine Prachthandschrift des 17. Jahrh. Kaiserlicher Wappenbrief für Altheim OA. Riedlingen in Bild und Wort mitgeteilt von B. Maier (Altheim) und Anton Nägele. AChrK. 32, 4—7, 17—20, 30—32. — S. a. Kunstgeschichte in Abt. 1. (Schöninger.)

Altshausen. Schik, Adolf, Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Realschule Altshausen. Buchdruckerei Gebr. Edel, Saulgau.

Ammern. Johner, Moritz, Ammern bei Tübingen. Reutlinger Geschichtsblätter 24/25, 33—35. (Schluß.)

Auendorf. Renz, O., Die Ganslosser Streiche. Eine Vermutung. BlSAV. 26, Sp. 11—14.

Backnang, Oberamt. Hildt, Gustav, Aus alter Zeit. Blätter des Murrgauer Altertumsvereins Nr. 46.

Backnang, Stadt. Köstlin, [Friedrich], Die Entwicklung des Backnanger Schulwesens. Blätter des Murrgauer Altertumsvereins Nr. 47.

Baiersbronn. Gößler, Peter. Die Rinkenmauer bei Baiersbronn. AbSchW. 22, 69—75.

Balingen, Stadt. Vgl. Schweitzer, Simon, in Abt. 3.

Bebenhausen. Marquart, Aloys, Die ehemalige Zisterzienserabtei Bebenhausen in der Gegend des heutigen Ludwigsburg. (Forts.) Deutsches Volksblatt (Stuttgart), Sonntagsbeilage, S. 62 f. — Duncker, Max, Zur Geschichte Bebenhausens im 30jähr. Krieg. Reutlinger Geschichtsblätter 24/25, 39—44.

Besigheim, Oberamt. Holder, Aug., Volkstümliche Überlieferungen geschichtlicher Art aus dem Bezirk B. und seiner Nachbarschaft. BisZabV. 15, 27—38.

Biberach a. R. Köhler, Christian, Die Biberacher Körperschaftswaldungen. Den Teilnehmern der 27. württ. Forstversammlung gewidmet von der Stadt Biberach. Biberach-Riß. Im Komm.-Verlag der Dornschen Buchhandlung R. Hetsch. Buchdruckerei Dr. Karl Höhn, Ulm a. D. — S. a. Ravensburg.

Bläsiberg. Ruinosa civitas am Fuß des Bläsibergs. (Nachtrag zu Tüb. Bl. 11 [1908/09] 30: St. Blasii von Th. Schön.) Tübinger Blätter 15, NF. 1, S. 68.

Blaubeuren. Vögelen, M., Studien zum Hochaltar von Blaubeuren. Mit 12 Abbildungen auf 4 Tafeln. Monatshefte für Kunstwissenschaft 7, 48—54. — S. a. Kunstgeschichte in Abt. 1 (Schaller).

Bonlanden OA. Leutkirch. S. Kunstgeschichte in Abt. 1. (Schöninger.)

Bönnigheim. Denkschrift zum 40jährigen Jubiläum der Gewerbebank Bönnigheim,

eingetr. Gen. m. beschr. Haftpfl. 1874—1914. (N. Saiber, Bönnigheim.) — Freiwillige Feuerwehr Bönnigheim. Festschrift zum 50jähr. Jubiläum am 28. Juni 1914. (Druck von N. Saiber in Bönnigheim.) — Festschrift zum 50jähr. Jubiläum des Gewerbevereins Bönnigheim. (N. Saiber, Buchdruckerei, Bönnigheim.)

Bopfingen. Baum, Jul., Friedrich Herlin (handelt u. a. über den Bopfinger Altar). Monatshefte für Kunstwissenschaft 7, 323—329. — Wöhrle, C., Die Ipfmesse. BlSAB. 26, 201—205.

Buchau am Federsee. Schuhmacher, Anton, Wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Buchau am Federsee. (Tüb. Diss.) Druck der Ulmer Zeitung, A.-G. in Ulm a. D. (1913). — S. a. Ravensburg.

Buchhorn. S. Ravensburg und Friedrichshafen.

Calw. Mehring, Gebhard, Die Schrift des Joh. May über eine lauwarme Quelle in Calw von ca. 1470. WVjsh. NF. 23, 391—404.

Cannstatt. Denkschrift zur Feier des 40jährigen Bestehens des Evang. Vereins in Cannstatt. Zugleich 37. Rechenschaftsbericht. (Druck der Cannstatter Zeitung.)

Cleebronn. Lörcher, Frdr., Stand und Bewegung der Bevölkerung in der Gemeinde Cleebronn OA. Brackenheim seit 1565. Mitteilungen des K. Stat. Landesamts S. 45—56. — Ders., Geschichte der Wirtschaften und Wasserbrunnen in Cleebronn. VjshZabV. 15, 43—48.

Dettingen a. E. Festbericht über die Feier des 50jährigen Bestehens der Papierfabrik zum Bruderhaus in Dettingen a. E. am 22. Juni 1912. Reutlingen, Druck von G. Bofinger (1912). (= Friedensbote aus dem Bruderhaus Reutlingen, 12. Jahrg., Nr. 9 u. 10.)

Donzdorf. Baum, Julius, Der Mindelheimer Altar des Bernhard Strigel [teilweise jetzt im Schlosse zu D.]. Jahrbuch der K. preuß. Kunstsammlungen, Bd. 35, S. 9—21.

Dürrmenz-Mühlacker. Bossert, Gustav, Zur Geschichte der Pfarrei Dürrmenz-Mühlacker bis zum 17. Jahrh. BWKG. NF. 18, 51—68.

Ehingen a. D. Hehle, [Jos.], Forschungen und Entdeckungen zur Geschichte der St. Blasius-Pfarrkirche in Ehingen. Zu beziehen durch L. Ortmann, Buchhandlung, Ehingen a. D. Druck von C. L. Feger, Ehingen. — Ders., Zwei Bibliothekstiftungen in Ehingen a. D. von 1475 u. 1508, sowie die späteren Schicksale und die noch erhaltenen Überreste der beiden Bibliotheken. WVjsh. NF. 23, 279—287.

Ellwangen, Oberamt. S. Altertümer in Abt. 1. (Häcker.)

Ellwangen, Stadt und ehemalige Propstei. Hutter, Otto, Das Gebiet der Reichsabtei Ellwangen. (= Darstellungen aus der Württ. Geschichte, Bd. 12.) Stuttgart, W. Kohlhammer. (Wurde auch gedruckt als Tübinger Diss.) — Zeller, Jos., u. Ludwig Joannis, Die Äbte und Pröpste von Ellwangen in Wort und Bild. Ellwanger Jahrbuch 4, S. 1—13. (Auch separat: Ellwangen, Komm.-Verlag von Franz Bucher.) — Häcker, O., Zur Baugeschichte von Ellwangen. Ebenda 53—56. — Joannis, Ludwig, Das Fürstlich-Ellwangische Archiv seit dem Ende der Fürstpropstei. Ebenda 82—85. — Zeller, Jos., Hexenbrände in Ellwangen vor 300 Jahren. Ebenda 86—88. — Jahres-Chronik. Ebenda 111—115. — S. a. Limpurg; ferner Schulwesen (Laun) in Abt. 1.

Emerkingen. S. Altertümer in Abt. 1. (Burkhardt.)

Erligheim. Holder, August, Erligheim in guten und bösen Tagen. VjshZabV. 15, 1—24.

Erfingen. Stolz, E., Die angeblich älteste deutsche Glockeninschrift. (Erfingen OA. Ehingen?) AChrK. 32, 83—86.

Eßlingen. Bauer, Friedrich, Das Wollgewerbe von Eßlingen bis zum Ende des 17. Jahrh. (= Abhandlungen zur mittl. und neueren Gesch. Herausg. von G. v. Below u. a., Heft 55.) Berlin u. Leipzig. Walther Rothschild. — Klein, Friedr. Christian, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der Reichsstadt Eßlingen im Mittelalter bis zum Jahre 1420. (Diss. in Straßburg.) Buchdruckerei Paul Bihler, Gönningen. — Balet, Leo, Das alte Zinngießerhandwerk in Eßlingen. WVjsh. NF. 23, 423—427. — Eberhardt, P., Das Mädchen von Eßlingen. LtBStAnz. S. 27—32. — Ders., Eine Eßlinger Quartierliste vom Jahre 1688. Ebenda S. 236—240.

Eutingen bei Horb. Reiter, Jos., Die alten Wandgemälde in der Pfarrkirche zu Eutingen. AChrK. 32, 34—37, 41—43. — Schott, Julius, Ein Gang zum „Eutinger Tal". AbSchW. 22, 93—99.

Friedrichshafen. Schmidt, Albert, Geschichte der evang. Kirchengemeinde Friedrichshafen (1812—1912). (Forts.) Kirchenbote, Evang. Gemeindeblatt für Friedrichshafen 9, Nr. 1—4, 7. — S. a. Ravensburg.

Gaildorf, Oberamt. Gmelin, Albert. Sitten, Bräuche und Sagen im Oberamt Gaildorf. (Forts.) Schwabenspiegel 7, 140—143. (Vorg. s. 5 [1911/12].)

Gmünd. Einladung der Stadt Schw. Gmünd zu einem Büchsenschießen 1479. Gedruckt in Ulm von Joh. Zainer. In Facsimile in: Seltenheiten aus süddeutschen Bibliotheken, herausg. von Ernst Freys u. a. Bd. 2 (1912), Tafel 5.

Goldburghausen. Meier, Andreas, Der Reichsdeputationshauptschluß und das Ende der freien Reichsstadt Nördlingen. [Zu ihr gehörten die jetzt württ. Dörfer Goldburghausen u. Schweindorf.] Jahrbuch des hist. Vereins für Nördlingen 3, 50—151.

Gomadingen. S. Altertümer (Sibert) in Abt. 1.

Großbottwar. S. Kirchengeschichte in Abt. 1. (Bossert.)

Gültlingen. S. Kirchengeschichte in Abt. 1. (Fritz.)

Gussenstadt. Kapff, Rudolf, Das Ursulastift in Gussenstadt. Schwabenspiegel 7, 139 f.

Hall. German, Wilhelm, Geschichte der Buchdruckerkunst in Schwäbisch Hall bis Ende des 17. Jahrh. Mit 20 Abbildungen. Schwäbisch Hall, Historischer Verein für württ. Franken.

Hedelfingen. S. Kirchengeschichte in Abt. 1. (Bossert.)

Heidenheim. Stein, Richard, Das Schulwesen Heidenheims im 15. u. 16. Jahrh. WVjsh. NF. 23, 288—301.

Heilbronn, Oberamt. Unsere Heimat. Heilbronn a. N. (Stadt und Bezirk) mit 25 Abbildungen. 3. durchgesehene Aufl. Heilbronn, Verlag von A. Scheurlens Buchhandlung Theodor Cramer. (Nach dem Vorwort Verfasser: Reinhold Remppis.)

Heilbronn, Stadt. Duncker, Max, Heilbronn zur Zeit des Schmalkaldischen Kriegs und des Interims. (Tüb. Diss.) Stuttgart, Druck von W. Kohlhammer. (Auch enth. in: WVjsh. NF. 23, 1—87.) — Lang, Gust., Geschichte des Gymnasiums der Reichsstadt Heilbronn. Stuttgart, Druck von W. Kohlhammer. (Sonderabdruck aus „Geschichte des humanist. Schulwesens in Württemberg", Bd. II, [als Ganzes noch nicht erschienen].) — Dürr, Joh. Frdr., Hat der Dreißigjährige Krieg die deutsche Kultur vernichtet? Beleuchtung der Frage durch die Darstellung der Schicksale der

Reichsstadt Heilbronn. WVjsh. NF. 23, 302—326. — Die Heilbronner Neckar-, Main- und Rheinschiffahrt vor 200 Jahren. Schwabenspiegel 7, 149 f.

Herrenberg. Einladung der Stadt Herrenberg zu einem Armbrust- und Büchsenschießen 1478. Gedruckt in Blaubeuren von Konrad Mancz. In Facsimile in: Seltenheiten aus süddeutschen Bibliotheken, herausg. von Ernst Freys u. a., Bd. 2 (1912), Tafel 2.

Hirsau. Weizsäcker, Paul, Urgeschichte des Klosters Hirsau. WVjsh. NF. 23, 229—241.

Hofen OA. Besigheim. Krauter, Ernst, Ein Streifzug durch die Geschichte Hofens mit besonderer Berücksichtigung der Volkskunde. VjshZabV. 15, 49—61.

Hohenberg, Grafschaft. Hagen, Karl Joseph, Die Entwicklung des Territoriums der Grafen von Hohenberg. 1170—1482 (1490). (= Darstellungen aus der Württ. Geschichte. Herausg. von der Württ. Kommission für Landesgesch. Band 15.) Stuttgart, W. Kohlhammer. (Wurde auch gedruckt als Tübinger Dissertation.)

Hohentwiel. Wolfart, Erinnerungen aus der Geschichte des Hohentwiel. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 43, 14—21. — Jay, C., Das Willkommbuch vom Hohentwiel. Heidelberger Rundschau (Halbmonatsbeilage zum „Heidelberger Tageblatt") S. 19 f., 23 f.

Hohscheid bei Hochdorf OA. Vaihingen. Genser, Wilh., Die Hohscheid. VjshZabV. 15, 38—43.

Horb. Döser, Jos., Pfarrgeschichtliches aus dem Oberamt Horb. Schwarzwälder Volksblatt (Horb a. N.) Nr. 9—12, 14—23, 35 f. — Ders., Der Dreißigjährige Krieg im Bezirk Horb. (Vortrag.) Ebenda Nr. 39—41. — S[inger], Fr. X., Zum Jahrestag der großen Wetterkatastrophe im Oberamt Horb. Eine Wanderung durch das ehemalige Verheerungsgebiet. Ebenda Nr. 130. — Döser, Jos., Das Chorherrenstift zum „hl. Kreuz" in Horb a. N. Kurze Geschichte desselben. Ebenda Nr. 53 f., 56, 59—63.

Hornegg, Schloß. [Klaiber, Hans], Führer durch Schloß Hornegg. Heidenheim a. Br. Druck von Adolf Härlin. — Klaiber, Hans. Das Deutschordensschloß Hornegg. SchwM. Nr. 225, 9.

Isny. S. Leutkirch und Ravensburg.

Kirchheim, Oberamt. Mayer, Karl, Steinkreuze im Bezirk Kirchheim. BlSAV. 26, 84—90.

Kochenburg (Kocherburg) bei Aalen. Palm, Adolf, Die Kochenburg und ihr Gebiet. Landschaftliches und Geschichtliches. BlSAV. 26, 205—216, 243—254. — S. a. Altertümer in Abt. 1. (Hertlein.)

Königseggwald OA. Saulgau. S. Kunstgeschichte in Abt. 1. (Schöninger.)

Laichingen. Sasse, Carl, Die Leineweberei in Laichingen OA. Münsingen. (Tüb. Diss.) Stuttgart, Druck von Chr. Scheufele.

Lauchheim. Das Krankenhaus in der alten Deutschordensstadt Lauchheim (einst und jetzt). (= Beiträge zur Lauchheim-Kapfenburger Geschichte. Herausg. von August Gerlach. Nr. 10.) Verlag von F. Bucher in Ellwangen.

Lauffen a. N. Schwenzer, (Hauptlehrer), Neue Ortskunde von Lauffen a. N. für Schule und Haus. Verlag: Carl Pfund, Lauffen a. N. — Schimpf, Th., Stadt und Dorf Lauffen. VjshZabV. 15, 62—67.

Laupheim. Aich, Joh. Albert, Geschichte des Marktdorfes Laupheim bis zum Aussterben derer von Ellerbach, 1570. (Tüb. Diss.) Blaubeuren, Druck von Hans Baur.

(1913.) — Dass. m. d. T.: Laupheim bis 1570. Ein Beitrag zu Schwabens und Vorderösterreichs Geschichte und Heimatkunde. Blaubeuren, Druck und Verlag von H. Baur. 1914.

Lautlingen OA. Balingen. Pfeffer, Albert, Der Kirchenbau in Lautlingen. AChrK. 32, 33 f., 44—48, 57—59.

Lenensburg OA. Tettnang. S. Altertümer in Abt. 1. (Bersu.)

Leutkirch. Oberschwäbische Stadtrechte. I. Die älteren Stadtrechte von Leutkirch und Isny. Bearbeitet von Karl Otto Müller. (= Württembergische Geschichtsquellen. Herausg. von der Württ. Kommission für Landesgeschichte. Bd. 18.) Stuttgart. W. Kohlhammer. — S. a. Ravensburg.

Limpurg. Müller, Karl Otto, Die geplante Erwerbung des Limpurger Stammschlosses durch das Stift Ellwangen (1540). Ellwanger Jahrbuch 4, 121 f.

Ludwigsburg. Bilderbuch aus Ludwigsburg. Mit Titelbild von Wilhelm Heeß, farbigen Bildern von E. Klein und P. Schnorr sowie Zeichnungen von Lucie Störzer und einleitenden Worten von Christian Belschner. Ludwigsburg. Verlag der K. Hofbuchhandlung J. Aigner. — Weiß, Karl, „Schloß Ludwigsburg". Baugeschichtliche Abhandlung über die von Joh. Friedr. Nette erbauten Teile. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrh. (Stuttg. Diss.) (Druck der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart). — A. M., Kirchliches aus Alt-Ludwigsburg. Deutsches Volksblatt (Stuttgart), Sonntagsbeil. S. 2 f. — Marquart, A., Katholisches aus Alt-Ludwigsburg. Ebenda, Sonntagsbeil. S. 110. — Gewerbe- u. Industrie-Ausstellung 1914 in Ludwigsburg. [Katalog.] (Druck von Ungeheuer u. Ulmer, Ludwigsburg.) — Gewerbe- und Industrieausstellung in Ludwigsburg. SchwM. Nr. 270, 11; 271, 5 f.; 272, 8. — Bericht über die Beteiligung der Oberrealschule an der Gewerbe- und Industrieausstellung Ludwigsburg. Ludwigsburg, Druck von Ungeheuer u. Ulmer. 4°. (Programmschrift.) — Ludwigsburger Porzellan in der Ludwigsburger Gewerbeausstellung. SchwM. Nr. 350, 6. — Lill, Georg, Ludwigsburger Figurenplastik in Amberger Ausformungen. Festschrift des Münchener Altertums-Vereins zur Erinnerung an das 50jähr. Jubiläum. München, Horst Stobbe, S. 153—161.

Mergentheim. S. Altertümer in Abt. 1. (Fleck u. Bersu.)

Neresheim. Fuchs, Willy P., Die Abteikirche zu Neresheim und die Kunst Balthasar Neumanns. (Stuttg. Diss.) Stuttgart, Carl Liebich, Hofbuchdr. 4°.

Neunheim Gem. Röhlingen OA. Ellwangen. Haug, E., Das Franzosenkreuz bei Neunheim. Ellwanger Jahrbuch 4, 57—59.

Nürtingen. (Kautter, Albert), Kunstausstellung Nürtingen 1. April bis 10. Mai 1914, unter besonderer Berücksichtigung einheimischer Künstler veranstaltet vom Bezirksausschuß für Volksbildung. (Buchdruckerei Senner, Nürtingen.) — Kunstausstellung Nürtingen. I. II. III. SchwM. Nr. 151, 5; 157, 10 f.; 163, 7. — Kirn, Ernst, Meister C. W. Ein Versuch (über das Nürtinger Altarwerk [jetzt in dem Museum der bildenden Künste in Stuttgart].) Ebenda Nr. 353, 9.

Oberhohenberg. Koch, K. A., Burg Oberhohenberg. BlSAV. 26, 279—281.

Oberstadion. Gradmann, Gertrud, Ein Werk Hans Morincks. AChrK. 32, 43 f.

Ochsenhausen. Brehm, Ochsenhauser Bauernpredigten von 1343. Deutsches Volksblatt (Stuttgart), Sonntagsbeilage, S. 113 f., 118 f.

Öhringen. S. Rynmann, Johann, in Abt. 3.

Plattenhardt. Rauscher, Julius, Schicksale Plattenhardts im 30jähr. Krieg. SchwM. Nr. 305, 9.

Ravensburg. Müller, Karl Otto, Alte und neue Stadtpläne der oberschwäbischen Reichsstädte. Eine Ergänzung zu „Darstellungen aus der Württ. Geschichte, Bd. 8. Stuttgart, W. Kohlhammer. [Text und Tafeln.] (1. Ravensburg. 2. Leutkirch. 3. Buchhorn. 4. Biberach. 5. Isny. 6. Buchau. 7. Wangen.) — Aktenstücke zur Geschichte der Reformation in Ravensburg von 1523 bis 1577, herausg. von Karl Otto Müller. (= Reformationsgesch. Studien und Texte, herausg. von J. Greving, Heft 32.) Münster in W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. — Merk, G., Das Ravensburger Bürgerbuch. FrankfBlFG. 7, 28—31, 44—46, 54—59, 76—78, 107—110. — Ders., Ravensburg unter bayerischer Verwaltung. WVjsh. NF. 23, 405—22. — Beck, Paul, Aus der Geschlechtergeschichte Ravensburgs. Familiengeschichtliche Blätter 10 (1912) 60 f., 78—80.

Reutlingen, Oberamt. Rommel, Karl, Reutlinger Heimatbuch. Bilder, Sagen und Geschichten aus Stadt und Amt. Mit 40 Bildern. 1.—3. Taus. Reutlingen. Oertel u. Spörer. (Vorwort dat. Ende 1913.)

Reutlingen, Stadt. Hähnle, Ernst, Nachrichten aus dem Reutlinger Archiv zum Fürstenkrieg von 1552. (= Wissenschaftl. Beil. z. Jahresbericht 1913/14 der Oberrealschule zu Reutlingen.) Reutlingen, Druck von Rob. Bardtenschlager. — Kaiserliche Erlasse an Reutlingen im Schuld'schen Handel. Veröffentlicht von Ernst Hähnle. Reutlinger Geschichtsblätter 24/25, 65—68. — Reutlingen um 1784. Mitgeteilt von Ludwig Findh. (Aus Magazin für Frauenzimmer.) Ebenda 24/25, 68 f. — Haag, (Hauptlehrer in Pfullingen), Aus der Reutlinger Altertumsammlung. Ebenda 24/25, 89—93.

Riedlingen, Oberamt. Selig, Th., Bilder zur Heimatgeschichte im Bezirk Riedlingen. Sonntagsfreude, Beilage zur Riedlinger Zeitung, Nr. 1—9, 11—15, 18—27, 29, 31.

Rienharz. S. Kirchengeschichte in Abt. 1. (Fritz.)

Ries. S. Altertümer (Frickinger) in Abt. 1.

Rosenfeld. Wurm, Theodor, Das Amt Rosenfeld im 30jähr. Krieg. AdSchW. 22, 205—216.

Rotenburg, Die. Stolz, Eugen, Albertus Magnus auf der Rotenburg. Reutlinger Geschichtsblätter 24/25, 44—47.

Rottenburg a. N. Stolz, Eugen, Die Rothenburger (nicht, wie andere behaupten: Rottenburger) Fronleichnamskapelle und die Ablaßverleihung des Bischofs Albert von Marienwerder vom Jahre 1283. Freiburger Diözesanarchiv 41, NF. 14 (1913), S. 236—240. — Mack, Eugen, Die Bürgerwache Rottenburg a. N. Ihre Vergangenheit und ihre Aufgaben. Festrede. Rottweil. (Als Manuskript gedruckt.) Druck des Schwarzwälder Volksfreundes, Rottweil. — S. a. Altertümer in Abt. 1. (Paradeis.)

Rottweil. Einladung der Stadt Rottweil zu einem Armbrustschießen 1496. Gedr. Freiburg i. B. von Friedrich Riederer. In Faksimile in: Seltenheiten aus süddeutschen Bibliotheken, herausg. von Ernst Freys u. a., Bd. 2 (1912). Taf. 30. — Merkle, Jos. Adolf, Die Entwicklung des Territoriums der Stadt Rottweil bis 1600. (Tüb. Diss.) Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart. 1913. (Identisch mit dessen: Territorium der Reichsstadt Rottweil . . .) — Speidel, Max, Das Hofgericht zu Rottweil. Ein Beitrag zu seiner Geschichte unter der Herrschaft der Alten Hofgerichtsordnung. Anhang: Text der Alten Hofgerichtsordnung. Verlag des Rottweiler Geschichts- und Altertumsvereins. Druck vom Schwarzwälder Volksfreund,

Rottweil a. N. Vereinsgabe des Rottweiler Geschichts- und Altertumsvereins an seine Mitglieder für das Jahr 1914. — S. a. Altertümer in Abt. 1. (Gößler u. Bersu, sowie Kornemann.)

Schloßberg. Neher, Alfons, Die ärmste Gemeinde Württembergs: Schloßberg bei Bopfingen. Wirtschaftsgeschichte 1717—1850 nebst Entwurf eines Reorganisationsplanes der Gemeinde nach archivalischen Quellen bearbeitet. Buchhandlung Robert Sandel, Waldsee.

Schmiechen. S. Altertümer in Abt. 1. (Wernert.)

Schnait. E. F., Vom Silchermuseum in Schnait. SchwM. Nr. 184, 5.

Schorndorf, Oberamt. Lämmle, August, Der Bezirk Schorndorf in alter und neuer Zeit mit Illustrationen von Gustav Schlipf. 2. neu bearb. Aufl. Schorndorf, Verlag von Carl Bacher. (1913.) — Reiff, Alfred, Die Schorndorfer widersetzen sich [dem Tübinger Vertrag]. Schwabenspiegel 7, 315 f.

Schorndorf, Stadt. S. Kirchengeschichte in Abt. 1. (Fritz.)

Schussenried. S. Steinhausen.

Schweindorf. S. Goldburghausen.

Söflingen. Weser, R., Das Pektorale von Söflingen. AChrK. 32, 65—67.

Spaichingen Braun, H., Geschichte der Oberamtsstadt Spaichingen mit Berücksichtigung ihrer näheren und weiteren Umgebung. (Schluß.) Deutsches Volksblatt (Stuttgart), Sonntagsbeilage, S. 21 f., 25 f., 29.

Steinhausen OA. Waldsee. Rueß, B., Baugeschichte des vom Reichsstift Schussenried erstellten Wallfahrtstempels zu Steinhausen OA. Waldsee. AChrK. 32, 75—78, 92—96.

Stuttgart. Chronik der K. Haupt- und Residenzstadt Stuttgart. 1911. Herausg. vom Gemeinderat. Druck von Greiner u. Pfeiffer, K. Hofbuchdruckerei. Stuttgart [1914]. — Bossert, Gustav, Zur Geschichte Stuttgarts in der 1. Hälfte des 16. Jahrh. Teil 1. 2. WJbb. S. 138—243. — Hörle, E., u. G. Schwegelbaur, Heimatkunde von Stuttgart. Im Anschluß an den von denselben Verfassern herausgegebenen „Stuttgarter Heimatlas" für die Hand der Schüler bearbeitet. Mit vielen Abbildungen. Verlag von J. C. G. Wegner in Stuttgart. — E. Th., Stuttgart vor 100 Jahren. Schwabenspiegel 7, 35 f. — Das Schulwesen der Stadt Stuttgart. Festschrift zur 14. Jahresversammlung des Allg. Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege . . . 2.—5. Juni 1914 . . . bearb. von Hermann Mosapp, Albert Pantle, Alfred Gastpar, Max Trük. Stuttgart. Druck von A. Bonz' Erben. — Bossert, Gustav, Zur Schulgeschichte Stuttgarts und anderwärts. LtBStAnz. S. 55—64. — Brehm, Karl, Von der Stuttgarter Priesterbruderschaft. WVjsh. NF. 23, 355 bis 364. — B[ossert, Gustav], Ein Stuttgarter Religionsgespräch. SchwM. Nr. 167, 9 f. — Carlshausen, von, Aus der Vergangenheit eines verschwindenden und wieder erstehenden Stuttgarter Stadtteils. SchwM. Nr. 140, 9 f. — Vom Umbau der Stuttgarter Liederhalle. SchwM. Nr. 168, 5 f. — Christ, Hans, Stuttgarter Bauten Theodor Fischers: Gustav-Siegle-Haus, Kunstgebäude, Erlöserkirche. Wasmuth's Monatshefte für Baukunst, Wochenkorrespondenz, Jahrg. 1, 138—152. — Daiber, Hans, Das K. Kunstgebäude in Stuttgart. Architekt Prof. Th. Fischer. Sonderdruck aus „Der Profanbau". Verlag J. J. Arnd, Leipzig. 4°. — Missenharter, Hermann, Pankoks Haus Rosenfeld in Stuttgart. Deutsche Monatshefte 1914 (der Rheinlande 14. Jahrg.), S. 159—166. — Krauß, Rudolf, Die ältesten Stuttgarter Zeitungen. WVjsh. NF. 23, 365—374. — Hinter den Kulissen einer K. Hofbühne. Ein

Beitrag zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der deutschen Bühnenkünstler. Verlag: Kurt Schimmel, Stuttgart. — R. Kr., Das Stuttgarter Hoftheater im Jahr 1870. SchwM. Nr. 382, 6. — Houben, H. H., Laubes „Karlsschüler" in Stuttgart. Mit Briefen Laubes an den Intendanten von Gall. WVjsh. NF. 23, 220—228. — Gößler, Peter, Archäologische Neuerwerbungen der K. Altertümersammlung in Stuttgart i. J. 1913. SchwM. Nr. 98, 5 f. — K. Museum vaterländischer Altertümer in Stuttgart. (I). Bericht über das Jahr 1913. (Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.) — K. Landesgewerbemuseum. (Nr. 8.) Bericht über das Jahr 1913. Stuttgart. Hofbuchdruckerei Zu Gutenberg Carl Grüninger. — Stuttgarter Galerieverein. Bericht über die Tätigkeit des Vereins in den Jahren 1912 bis 1914. Erstattet von dem Vereinsvorstand in der 4. Mitgliederversammlung. Druck von Greiner u. Pfeiffer. K. Hofbuchdrucker, Stuttgart. — H. R., Ausstellung alter Stammbücher und Almanache von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrh. [in Stuttgart]. Kunstgewerbeblatt NF. 25, 213—215. — Honore Daumier im K. Kupferstichkabinett in Stuttgart. SchwM. Nr. 259, 5. — Katalog der Bibliothek der K. Zentralstelle für Gewerbe und Handel in Stuttgart. 2. Nachtrag: 1908—13. Stuttgart, Druck von A. Bonz' Erben. — Katalog der Bibliothek der Handelskammer in Stuttgart. Bestand am 1. Juli 1914. Stuttgart. K. Hofbuchdruckerei zu Gutenberg (Klett u. Hartmann). — Tägtmeyer, F., Kosten der Lebenshaltung in Stuttgart 1890—1912. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 145. (München, Duncker u. Humblot.) S. 349—422. — J. H., Zur Lebenshaltung in Stuttgart vor 200 Jahren. LtBStAnz. S. 80. — Die Geschichte des Spar- und Konsumvereins Stuttgart. 1864—1914. Eine Denkschrift zu seinem 50jährigen Bestehen. Stuttgart. (Druck von Alex. Schlicke u. Co. in Stuttgart.) — Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter). 1854—1914. (Geschichtl. Überblick.) — enth. in: 59. Rechenschaftsbericht der Stuttg. Lebensversicherungsbank a. G. für 1913. Stuttgarter Vereinsdruckerei. — In fünfzigjährigem Dienst. Festschrift des Stuttgarter Jugendvereins (Verein zur Jugendfürsorge) 1864—1914. Verlag des Stuttgarter Jugendsekretariats, Hohestr. 11. Für den Buchhandel: Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart. — Festzeitung der ersten öffentlichen Tagung des Jungdeutschlandbundes zum Gruß. Druck von Carl Rembold in Heilbronn a. N. Fol. — Vetter, Leo, Festrede zum 25jährigen Jubiläum der Stuttgarter Badgesellschaft. 4. Juli 1914. Druck der Tagblatt-Buchdruckerei Stuttgart. — Ravet, Alfred, Une manifestation corporative à Stuttgard — enth. in dessen: Par delà les frontières. Edition de la Revue Picarde et Normande Bibliothèque des „Violetti", 125—127. — Ders., Une société de géographie à Stuttgard — enth. ebenda S. 138—142. — Ausstellung für Gesundheitspflege. Veranstaltung der Stadt Stuttgart. Mai bis Oktober 1914. Amtlicher Führer und Katalog. Mit einem Plan der Ausstellung. Herausg. vom Städtischen Ausstellungsamt. (Vorwort unterzeichnet: Oberbürgermeister [Karl] Lautenschlager.) Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Ausstellungszeitung des Schwäbischen Merkur. [Übersichten über die einzelnen Teile der Stuttgarter Ausstellung für Gesundheitspflege.] SchwM. Nr. 213, 9 f.; 214, 9; 221, 9—12; 222, 11 f.; 231, 13—16; 234, 11 f.; 243, 9—12; 249, 9—12; 268, 9—12; 270, 9 f.; 280, 9—11; 292, 9—12; 304, 9—11; 316, 9—11; 328, 11 f.; 341, 13 f. — Lempp, Karl, Die Ausstellung für Gesundheitspflege in Stuttgart. MCBlWürtt. 84, 356 f. — Schäfer, Wilh., Die Stuttgarter Aus-

stellung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein. Deutsche Monatshefte 1911 (der Rheinlande 14. Jahrg.), S. 227—246. — Kunstausstellung Stuttgart 1914. SchwM. Nr. 247, 5; 248, 8 f.; 257, 17; 264, 5; 321, 5 f.; 322, 5 f.; 339, 5. — Katalog der Ausstellung für Friedhofkunst in Stuttgart (Hoppenlaufriedhof) verbunden mit der Ausstellung für Gesundheitspflege Mai bis Oktober 1914. Herausg. von der Stadt Stuttgart. Druck von A. Bonz' Erben. — Pantle, Rudolf, Friedhofkunst. Zur Ausstellung für Friedhofkunst im Hoppenlaufriedhof in Stuttgart. Mit 16 Abbildungen. Zeitschrift für christliche Kunst 27, 57—69. — Koch, David, Gedanken über neuere Friedhofkunst und die Stuttgarter Ausstellung. Christliches Kunstblatt 56, 222—228. — Der Stuttgarter Waldfriedhof. SchwM. Nr. 436, 5. — S. a. Kirchengeschichte in Abt. 1. (Fritz.)

Teck. Mayer, Karl, Der Festungsbau auf der Teck unter Herzog Karl Alexander. BlSAV. 26, 44—46.

Tettnang, Oberamt. S. Altertümer in Abt. 1. (Gößler.)

Trossingen. Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Freiw. Feuerwehr Trossingen . . . Trossingen, Buchdruckerei Matth. Birk.

Tübingen. Die Entstehung und bisherige Entwicklung des Tübinger Kunst- und Altertumsvereins. Bericht des Vorstands. Tübinger Blätter 15, NF. 1, 1—14. — Lange, Konrad, Neues vom Tübinger Jörgenbrunnen. Ebenda S. 23—29. — Neue Bauten in Tübingen. Ebenda S. 49—58. — Ein Bild von Tübingen aus einem Stammbuch von 1630. [Die Signatur ist zu ändern wie folgt: Cod. hist. 8°. 27.] Ebenda S. 59. — Stahlecker, R., Geschichte der Tübinger Realschule. Ebenda S. 60—67. — Tübingen im Sommer 1511. Ebenda S. 67. — S. a. Kulturgeschichte in Abt. 1. (Archivinventare.)

Tuttlingen. Groß, [Franz], Der Überfall von Tuttlingen am 24. Nov. 1643. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, 43, 3—13.

Ulm. Görnandt, Rudolf, Die Boden- und Wohnungspolitik der Stadt Ulm. Berlin. Carl Heymanns Verlag. — Greiner, Hans, Geschichte der Ulmer Schule. (= Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, Heft 20.) Druck von W. Kohlhammer. (Abdruck aus der „Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württ. II, S. 1 ff.) [Dieser Band ist als Ganzes noch nicht erschienen.] — Rippmann, Ludwig, Kirchenvisitationen im ulmer Land von 1557, 1699 u. 1722. WVjsh. NF. 23, 120—151. — Dehio, Georg, Der Ulmer Apostelmeister — enth. in dessen Kunsthist. Aufsätze. München, Oldenburg, S. 128 bis 130. (Abgedr. aus Monatshefte für Kunstwissenschaft, Jahrg. 5.) — Kaiser, Adam, Geschichte der Wollweberei in Schwaben bis zur Wende des 15. Jahrh. [Ulm, Augsburg ꝛc.] Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts- . . . kunde von Freiburg i. B. 30, S. 115—166. — S. a. Unterböhringen.

Unterböhringen. Meintel, Emil, Aus den Tagen der Ulmer Herrschaft. Nachrichten des Vermessungstechnischen Vereins, Jahrg. 5 (1913), Nr. 1, S. 4—6.

Untertürkheim. Untertürkheimer Chronik 1913. (Enthält: Aus dem Leben eines Untertürkheimer Pfarrers, Jos. Konr. Zeller, Ende des 17. Jahrhunderts. Schluß.) Dass. 1914. (Enth.: Was Pfarrer Joh. Ulrich Pregizer im 18. Jahrh. in Untertürkheim erlebt hat.) Druck von M. Ableiter, Untertürkheim und Obertürkheim.

Uttenweiler. S. Kunstgeschichte in Abt. 1. (Schöninger.)

Wachendorf. Nothhelfer, Marschall Neys Vater kein Wachendorfer. LtBStAnz. S. 208.

Walheim. S. Kirchengeschichte in Abt. 1. (Bossert.)

Walkersbach OA. Welzheim. Matter, P., Die Franzosen in Walkersbach 1805. Schwabenspiegel 7, 47.

Wangen i. A. S. Ravensburg.

Wehingen OA. Spaichingen. [Singer, Franz Xaver,] Vom großen Brand in Wehingen OA. Spaichingen vor 85 Jahreh. Der Heuberger Bote (Spaichingen) Nr. 135 f.

Weilheim u. T. S. a. Kirchengeschichte in Abt. 1. (Fritz.)

Weinsberg. Fremdenführer von Weinsberg und Umgebung. Mit 1 Karte der Stadt und zahlreichen Illustrationen auf Kunstdruckpapier. Herausg. vom Weinsberger Frauenverein und vom Justinus Kerner-Verein Weinsberg. Verlag der Stadtgemeinde Weinsberg. Druck von Wilh. Röck, Weinsberg.

Weißenau. Beck, Paul, Die Jubelfeier im Kloster Weißenau i. J. 1783. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees. Heft 41 (1912), S. 111—128. — Fox, Wilhelm, Zur Geschichte der Reichsabtei Weißenau. Bartholomäus Eberlin, 31. Abt von Weißenau (1654—1681), geb. zu Saulgau 1606 oder 1607. Norbertus Schaller, 32. Abt (1681—84), geb. Überlingen 1623. Michael Musacker, 33. Abt (1684—96), aus Lachen bei Weißenau. Joh. Christoph Korros, 34. Abt (1696—1704), geb. Tettnang um 1645. Ebenda 43, 25—37.

Welzheim. S. Altertümer in Abt. 1. (Dorn.)

Wiblingen. Nägele, Anton, Beiträge zur Geschichte des Humanismus im Benediktinerstift Wiblingen. Briefe und Gedichte aus der Korrespondenz Wolfgang Rychards von Ulm mit Wiblinger Mönchen. Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 35 (NF. 4), S. 482—515, 621—640. — Feulner, Adolf, Die Klosterkirche in Wiblingen. Mit 6 Abbildungen auf 3 Tafeln und 3 Textabbildungen. Monatshefte für Kunstwissenschaft 7, 94—103. — Forderer, Die neu entdeckten Tafelgemälde in Wiblingen. SchwM. Nr. 281, 9.

Wildberg. S. Kirchengeschichte in Abt. 1. (Fritz.)

Wurmlingen OA. Rottenburg. J. E., Zur Geschichte der Wurmlinger Kapelle. Schwabenspiegel 7, 267.

Zang. Wiedemann, Paul, Zang auf dem Aalbuch. BlSAV. 26, 129—136.

3. Biographisches und Familiengeschichtliches.

Abel, Friedr. (Jak. F.) (Hd. II S. 298.) S. Schulwesen in Abt. 1 (Leitzmann).

Alber, Matthäus. (Hd. II S. 301.) Grieb, (Hauptlehrer in Reutlingen), Ein neu aufgefundener Brief der Reutlinger Alber und Schradin an den Stuttgarter Arzt Stürmlin. RGBl. 24/25 (1913/14), 94—96.

Alberti, Eduard von, General der Infanterie z. D. SchwM. Nr. 499.

Armbruster, Mich. (Joh. M.) (Hd. II S. 306.) Singer, Frz. X., Zum Gedächtnis von Joh. Mich. Armbruster, des Dichters, Volksschriftstellers und Patrioten. Sulzer Chronik u. Eyach-Bote (Sulz a. N.), Nr. 4, 5, 7, 10, 14. Vgl. ferner: Württemberger Zeitung Nr. 6 (M. Gerster); AbSchW. 22, 34—36 (Schöpfer).

Bach, Max, Kunstmaler und Kunstgeschichtsforscher in Stuttgart. SchwM. Nr. 59, 9; Nr. 63, 7; StAnz. S. 239.

Bader, Augustin, s. Kirchengeschichte in Abt. 1 (G. Bossert).

Baldung, Hans, gen. Grien. (Hd. II S. 310.) Escherich, Mela. Hans Baldung Grien. Deutsche Rundschau, Bd. 159, 444—458.

Bälz, Erwin O. E., Geheimer Hofrat, Arzt u. Naturforscher. Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie 45, 12 (Augustin Krämer).

Barack, Karl August. (Hd. IV S. 251.) Singer, Fr. X., Waren Scheffel und der Germanist K. A. Barack Verwandte? Scheffelkalender auf das Jahr 1914. Geleitet von W. A. Hammer. 19. Band S. 65—68.

Berlichingen, Herren von. (Hd. II S. 318.) Siebs, Benno E., Zur Geschichte der Familie von Berlichingen. Familiengeschichtliche Blätter 10 (1912), 145.

Berstecher, Joh. Gottlieb, Buchhändler in Cleve. L[euze] [Otto], Ein unternehmender Herrenberger vor bald 150 Jahren. SchwM. Nr. 305, 9.

Beßlin, Joh. Nepomuk. (Hd. II S. 321.) Ergänzung zu Beiträge zur Lauchheim-Kapfenburger Geschichte Nr. 8: Ellwanger Jahrbuch 4, 109 f. (G[erlach].)

Bidlingmaier, Friedrich, Kustos an der K. Sternwarte in München, Professor. SchwM. Nr. 512, 3; Luginsländer Blätter, Jahrg. 22, Nr. 12. (A. Leube.)

Bilfinger, Gustav (G. Adolf.) Gymnasialprofessor in Stuttgart, Historiker. Schwarzwälder Bote, Jahrg. 80, Unterhaltungsblatt Nr. 77. ([Hölder].). SchwM. Nr. 147, 151. StAnz. S. 611, 639.

Binder, Christian, Numismatiker. (Hd. II S. 324.) Frankfurter Münzzeitung 14, 216; SchwM. Nr. 73, 9 (M.).

Binder, Gustav, Präsident. (Hd. II S. 324.) Der im SchwM. 1885, S. 265 f. erschienene Nekrolog Theob. Zieglers ist abgedruckt in dess.: Menschen und Probleme (1), S. 285—295.

Birch-Pfeiffer, Charlotte. (Hd. II S. 325.) Hes, Else, Ch. B.-Pf. als Dramatikerin. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 19. Jahrh. (= Breslauer Beiträge zur Lit.-Gesch. Herausg. von M. Koch u. G. Sarrazin. Neuere Folge. Heft 38.) Stuttgart, J. B. Metzler. [Mit biogr. Einleitung.]

Blarer von Wartensee, Gerwig. (Hd. II S. 326.) Gerwig Blarer, Abt von Weingarten 1520—1567. Briefe und Akten. Bearbeitet von Heinrich Günter. Bd. 1. 1518—1547. (= Württ. Geschichtsquellen. Herausg. von der Württ. Kommission für Landesgesch. Bd. 16.) Stuttgart, W. Kohlhammer.

Bohnenberger, Joh. Gli. Friedr. (Hd. II S. 328.) Nachrichten des württ. Vermessungstechnischen Vereins, Jahrg. 1 (1909) Nr. 1, S. 7—14. (Albert Georgi.)

Breitling, Wilhelm, Ministerpräsident und Staatsminister der Justiz. SchwM. Nr. 178, 4; 179, 5 f. (Er.); 185, 7; 195, 5. StAnz. S. 746, 766.

Brentano, Franz Ernst Heinrich, kath. Stadtpfarrer in Stuttgart. (Hd. II S. 332.) Rögele, Karl, Dr. Heinrich v. Brentano, Geistl. Rat und Apostolischer Vikar. Freiburger Diözesanarchiv 42, NF. 15, 189—296.

Brenz, Joh., Reformator. (Hd. II S. 332.) Köhler, Walter, Brentiana und andere Reformatoria IV. Archiv für Reformationsgeschichte 11, 241—290.

Buck, Michael. (M. Rich.) (Hd. II S. 336.) König, Anton, Michel Buck, ein schwäbischer Dichter und Forscher. (= Der Schwäbische Schulmann. Herausg. von Jos. Karlmann Brechenmacher. Heft 26.) Stuttgart, Verlag des Kath. Schulvereins. (Auch abgedr. in Magazin für Pädagogik. Vierteljahrsschrift. Neueste Folge, Jahrg. 77, S. 65—94.) — Schermann, Max, Dr. Michel Rich. Buck, der Heimatforscher und Dichter. Riedlinger Zeitung Nr. 13, 2. Blatt. — Ders., M. R. Buck als Heimatforscher Schwabenspiegel 7, S. 329—331.

Buder, Paul, Professor der Theologie und Ephorus des ev.-theol. Seminars in Tübingen. SchwM. Nr. 206, 7—9 (H.); 219, 5 f. (W.); 226, 10 (H.). StAnz. S. 813. Evang. Kirchenblatt für Württ. 75, 157 f. (Römer.).

Buttersack (-Heermann), Familie. Cramer, Max, und Karl Kiefer, 32stellige Ahnentafel der Familie Buttersack. FrankfBlFG. 7, 62. — Kiefer, Karl, Stammbaum der Familie Buttersack ebenda 7, 72—75. — 256stellige Ahnentafel der Familie B.-H. Ebenda 7, 86—94, 100—105. — Buttersack, Paul, Beiträge zur Geschichte der Familie Buttersack mit Wappen und Stammbaum. (Frankfurt.)

Buwinckhausen von Wallmerode, Franz, Freiherr von, Geh. Rat, Kreishauptmann in Heilbronn. Böhm, Gottfr. v., Eine edle Nördlingerin (Freifrau von Bouwinghausen). Jahrbuch des hist. Vereins für Nördlingen 2 (1913), 1—31. [Enthält auch Nachrichten über ihren Gatten.]

Canz, Wilhelmine. (Hd. IV S. 275.) Vgl. Dobbriner im Abschnitt Literaturgeschichte in Abt. 1.

Conz, Gustav, Zeichenlehrer am Königin-Katharinastift in Stuttgart. Tit. Professor, Kunstmaler. SchwM. Nr. 282, 7. StAnz. S. 1149.

Cotta, Georg (Joh. G.), Frhr. v. Cottendorf, gest. 1863. (Hd. II S. 346.) Gottfried Keller und Georg von Cotta. Neue Briefe, mitgeteilt von Emil Ermatinger. (Mit einem Faksimile.) Der Greif, Jahrg. 1, Bd. 1, S. 49—59.

Cotta, Joh. Friedr., Frhr. v. Cottendorf. (Hd. II S. 346.) Matter, P., Zum 150. Geburtstag von J. G. Cotta. Schwabenspiegel 7, 230 f.

Dingelstedt, Franz, Frhr. v. (Hd. II S. 353.) Göhler, Rudolf, Dingelstedt u. Gutzkow. Zu Franz Dingelstedts 100. Geburtstag. Deutsche Rundschau, Bd. 159, 369—395; 160, 88—103. — Büttner, Georg, Die erste Tannhäuser-Aufführung in München. Mit dem ungedruckten Briefwechsel von Fr. Dingelstedt und Rich. Wagner. Süddeutsche Monatshefte 12 (1914/15), Bd. 1, 363—381. Vgl. ferner: Österreichische Rundschau, Bd. 39, 457—467. (Friedrich Rosenthal.) SchwM. Nr. 293, 9. (J. Newald.)

Drück, Friedr. Ferd. (Hd. II S. 355.) S. Schulwesen in Abt. 1. (Leitzmann.)

Eberlin, Bartholomäus. S. Weißenau in Abt. 2.

Elben, Karl, Mitbesitzer und Chefredakteur des Schwäbischen Merkur in Stuttgart. SchwM. Nr. 507, 1; Nr. 511, 5. StAnz. S. 2115.

Fabri, Felix, urspr. Schmid, Dominikaner. (Hd. II S. 366 f.) Häußler, Max, Felix Fabri aus Ulm und seine Stellung zum geistigen Leben seiner Zeit. (= Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Herausg. von Walter Götz. Band 15.) Leipzig, B. G. Teubner.

Finckh, Familie. Finckh, Ludwig, Vorwort zum Stammbaum der Familie Finckh. Reutlinger Geschichtsblätter 24/25, 50—64.

Gall, Ferd., Frhr. v., Hoftheaterintendant. (Hd. II S. 381.) S. Stuttgart (Houben) in Abt. 2.

Giftheil, Johann, Pfarrer in Heidenheim. Stein, Richard, Strenge Justiz wider einen Pfarrer zu Heidenheim unter Herzog Friedrich. BWKG. N. F. 18, 94 f.

Graner, Friedrich, Präsident der Forstdirektion. AtSchW. 22, 204 f.; SchwM. Nr. 450, 6; StAnz. S. 1823.

Grethe, Carlos, Maler, Professor. Dobsky, Arthur, Carlos Grethe. Zu seiner Gedächtnisausstellung. Volkstümliche Kunst, Jahrg. 1914, S. 79—82. Vgl. ferner: Kunstchronik, Neue Folge (Leipzig, Seemann) 25, 102.

Gundert, Hermann. (Hb. II S. 398.) Römer, Andreas, Missionar Dr. Hermann Gundert. (1814—1893.) Stuttgart, Verlag der Evang. Gesellschaft. (Gehört zu der Sammlung: Schwäbische Charakterbilder.) Vgl. ferner: Evang. Missions-Magazin, Neue Folge 58, 80—84. (L. J. Frohnmeyer). Schwabenspiegel 7, 140. (P. M.)

Günther, Agnes, Dichterin. Allgemeine Zeitung, Jahrg. 117, S. 75. (31. Jan. 1914.)

Günther, Albert (A. Carl Ludwig Gotthilf), Direktor der zoologischen Abteilung des Britischen Museums. StAnz. S. 289; SchwM. N. 82, 1. (Gustav Beutler.); Nature, A weekly illustrated journal of science. Vol. 92, 664—666.

Gutekunst, Heinrich Gottlob, Kommerzienrat, Begründer der Firma H. G. Gutekunst. Kunstchronik, Neue Folge (Leipzig, Seemann) 25, 269—271. (Max Lehrs); SchwM. Nr. 5, 7.

Harnack, Otto, Professor an der Technischen Hochschule, Literarhistoriker. Jahresbericht des Württ. Goethebundes 1912/13 S. 3 f. (Heinrich Weizsäcker.) — März. Wochenschrift, gegr. von Alb. Langen und Ludwig Thoma. Jahrg. 8, Bd. 2, S. 497 f. (Conrad Haußmann). — SchwM. Nr. 136, 5. — StAnz. S. 559.

Hartmann, Gottlob (G. Dav.) (Hb. II S. 407). J. H., Im Stift anno 1772. Kirchl. Anzeiger f. Württ. 23, 115 f.

Haßler, Konr. Dietr. (Hb. II S. 408.) Fleischers Briefe an Haßler aus den Jahren 1823—1870. Nach den Ulmer Originalen herausg. und mit Anmerkungen versehen von C. F. Seybold. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1914. (= Universität Tübingen. Doktorenverzeichnis der philos. Fakultät 1909.)

Hauff, Wilh., Dichter. (Hb. II S. 409.) Nachtrag zu „W. Hauffs Studentenwohnung in Tübingen?" in Tüb. Blätter 10 (1907), 54 f. (NB. Vielmehr Wohnung in Stuttgart.) Tübinger Blätter 15, NF. 1, 68.

Hebich, Sam. (Hb. II S. 412.) Jörn, W., Samuel Hebich, der große Seelengewinner. Züge aus seinem Leben und Wirken. 3. erweit. Aufl. Friedrichshagen bei Berlin. Jugendbuchhandlung.

Heermann, Familie. S. Buttersack (= Heermann), Familie.

Helfenstein, Grafen von. (Hb. II S. 417.) Wappenzeichnung des Helfensteinschen Wappens von O. T. Hefner. Der deutsche Herold 45, S. 17. (Mit Tafel.) — S. a. Münzwesen in Abt. 1.

Herwegh, Georg. (Hb. II S. 420.) Belli, Adriano, Pensiero e atto di Giorgio Herwegh. Venezia. Istituto Veneto di arti grafiche.

Hipp, Matthäus. (Hb. II 423.) Die Welt der Technik. Illustr. Fachblatt für die Fortschritte in Technik. . . . Jahrg. 1913, S. 432—34, 453—55. (Carl Bauder.)

Hirscher, Joh. Bapt. (Hb. II 423.) Ein Kapitel aus J. B. Hirschers Leben und Leiden. Das Neue Jahrhundert 6, 198—200.

Hofelich, Familien. Thierer, Georg, Chronik und Stammbaum der Familien Hofelich der Schwäbischen Alb. Quellenmäßig erforscht. Mit zahlreichen Bildertafeln, 1 Ahnen- und 1 Stammtafel. Gussenstadt zu finden im Dorfmuseum des Ursulastifts. Druck Gustav Stürner, Waiblingen.

Hoffmann, Alfred, Pfarrer, Philosoph. Sakmann, Paul, Ein schwäbischer Philosoph. Süddeutsche Monatshefte 11, Bd. 2, S. 395—413.

Hohenlohe, Grafen von. Maisch, Conrad, Die Grafen von Hohenlohe in der Zeit der Reformation und Gegenreformation und ihre Beziehungen zu Gustav

Adolf. Der Hohenloher Bote (Öhringen), Beilage zu Nr. 154. (Festgabe zum Gustav-Adolf-Fest.)

Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Friedr. Karl, Fürst von. (Hd. II S. 434.) Bauder, Karl, Fürst Fr. K. zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, der berühmte Wappen- und Siegelforscher. Antiquitäten-Zeitung (Stuttgart) 22, Nr. 18. (Auch in: Der deutsche Herold 45, Nr. 5.)

Hölderlin, Frdr. (Hd. II S. 439.) Ziegler, Theob., Nietzsche u. Hölderlin, enth. in dessen Menschen und Probleme (1), S. 383—399. (Abgedr. aus Hie gut Württemberg allewege 1, 1898.) — Kuhn, Frdr., Hölderlins Schicksal. Schwabenspiegel 7, 361—363, 370—372, 379 f. — R. Kr., Staatliche Fürsorge für den kranken Hölderlin. SchwM. Nr. 67, 8.

Honold, Georg Gottlob, Oberlehrer. Erinnerungen und Tatsachen aus dem Leben eines Volksschullehrers 1828—1911. Erzählt und gesammelt im Alter von mehr als 80 Jahren von Gg. Gottlob Honold. (Als Manuskript gedruckt. Buchdruckerei von F. u. W. Mayer, Eßlingen.)

Hornstein-Grüningen, Herren von. Hornstein-Grüningen, Edw. Frhr. von, Die von Hornstein und von Hertenstein. Erlebnisse aus 700 Jahren. Ein Beitrag zur schwäb. Volks- und Adelskunde. [Lief. 3.] S. I—LXVIII u. 449—672 (bzw. 341—436). O. O. J. u. Dr.

Huber, Otto, Präsident des Kais. Patentamts in Berlin, Wirkl. Geh. Rat. SchwM. Nr. 173, 5.

Junghans, Erhard. (Hd. II S. 451.) Sauter, J., Der Begründer der neuzeitlichen Uhrenindustrie des Schwarzwalds. AdSchW. 22, 49—51.

Käferle, Karl Heinrich, Instrumentenmacher. (Hd. II S. 451.) Schwabenspiegel 7, 376.

Kappis, Albert, Kunstmaler, Professor an der Akademie der bildenden Künste. SchwM. Nr. 419, 5.

Keller, Christoph Dietrich, Frhr. von, gest. 21. April 1766, zuerst in württ. Diensten, dann Gothaischer Minister. SchwM. Nr. 585, 3. (Adam.)

Keller, Friedr., Kunstmaler, Professor an der Akademie der bildenden Künste in Stuttgart. SchwM. Nr. 395, 5; 401, 5. (Hermann Zeller.) — StAnz. S. 1549.

Kepler, Joh. (Hd. II S. 456.) Thoma, Albrecht, Kepler, die Konkordienformel und die Bibel. Protestantische Monatshefte, herausg. von Websky. 18, 229—240.

Kepler, Katharina. (Hd. II S. 458.) Pförtner, Hans, Keplers Mutter. Schwabenspiegel 7, 353 f.

Kerner, Justinus. (Hd. II S. 460.) Blume, Rudolf, Just. Kerner und das Schattentheater. 9. Jahresbericht des Justinus Kernervereins Weinsberg für 1913. S. 22—42. — Walter, Karl, Justinus und Theobald Kerners Beziehungen zum Elsaß. Mülhausen i. E., Druck von Veuve Bader u. Cie.

Kerner, Theobald. S. Kerner, Justinus.

Kindel (Künkelin), Freiherren von. Stammbaum der Freiherren von Kindel (ca. 1750—1821). FrankfBlFG. 7, 38.

Klunzinger, Carl Benjamin, Zoolog, Professor an der Techn. Hochschule in Stuttgart. Klunzinger, C. B., Erinnerungen aus meinem Leben als Arzt und Naturforscher zu Koseir am Roten Meere. Mit 15 Abbildungen. Würzburg. Verlag von Curt Kabitzsch. 1915 [vordatiert]. — Holder, August, K. B. Klunzinger.

Nachruf. BischZabB. 15, 25 f. — Vgl. ferner: SchwM. Nr. 282, 4; 285, 5. (L.) StAnz. S. 1148 f.

Knapp, Albert. (Hd. II S. 467.) Schwabenspiegel 7, 291 f. (G. Michael.)

König, Christoph, Hymnolog. Monatschrift für Gottesdienst und kirchl. Kunst. 19, 69 f. (Abgedr. aus Evang. Kirchenblatt für Württ.; Jehle.)

Korros, Joh. Christoph. S. Weißenau in Abt. 2.

Künkelin, Familie. S. Kindel, Freiherren von.

Kurz, Hermann. (Hd. II S. 478.) Kurz, Isolde. Eine Dichterfreundschaft. (Hermann Kurz und Eduard Mörike.) Von schwäbischer Scholle, Kalender für schwäbische Lit. und Kunst 1915, S. 81—99. — Stöß, Willy, Die Bearbeitungen des „Verbrechers aus verlorener Ehre". Mit Benutzung ungedruckter Briefe von und an Hermann Kurz. (= Breslauer Beiträge zur Literaturgesch., Heft 37.) Stuttgart, Metzler 1913. (Ein Teildruck erschien als Breslauer Diss.) — Güntter, Otto, Hermann Kurz. Rechenschaftsbericht des Schwäb. Schillervereins 18, 89—98. — Kiefer, O., Aus H. Kurz' Lebensanschauung. Schwabenspiegel 7, 58—60. — Matter, P., Persönliches von H. Kurz. Schwabenspiegel 7, 62 f. — Vgl. auch: Schwabenspiegel 7 57 f., 68 f. (Th. Heuß.)

Kuß, Christine, wohltätige Jungfrau in Ellwangen, Pflegekind der Katharina von Württemberg, der Gemahlin Jéromes, Königs von Westfalen. Ellwanger Jahrbuch 4, 70—73. (H[äcke]r.)

Landerer, Heinrich, Medizinalrat. (Hd. II S. 479.) Bauder, Karl, H. L., Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage am 28. August 1914. MCBlWürtt. 84, 558—560. Vgl. ferner: SchwM. Nr. 467, 7.

Leins, Chn., Baudirektor. (Hd. II S. 483.) SchwM. Nr. 492, 7. (E. F.)

Leisinger-Würst, Berta, Sängerin. Neue Musikzeitung 35, 58. (E. J.)

Lenau, Nikolaus. (Hd. II S. 483.) Schurz, Anton X., Lenaus Leben. Erneut und erweitert von Eduard Castle. Bd. 1. 1798—1831. Wien 1913. Verlag des Literarischen Vereins in Wien. (= Schriften des Literarischen Vereins in Wien. Bd. 18.) — Bischoff, Heinrich, Lenau und Nanette Wolf. Österreichische Rundschau, Bd. 42, S. 130—134.

Limpurg, Schenken von. (Hd. II S. 486.) Müller, Karl Otto, Die Schenken von Limpurg im Kampf mit Zollern und Werdenberg um Schweizer Erbe. (1467/68.) WVjsh. NF. 23, 375—393.

List, Friedr. (Hd. II S. 489.) Göser, Karl, Der junge Friedr. List. Ein schwäbischer Politiker. Biographischer Versuch. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart u. Berlin. (Ein Teil der Arbeit wurde auch als Heidelberger Diss. gedruckt mit dem Titel: Der junge Friedrich List. Ein Politiker des württ. Verfassungskampfes.) — Ders., Friedr. List, Von Vaterland und Freiheit. Deutsche Revue, 39. Jahrg., Bd. 4, S. 356—360. — Matter, P., F. List als Schwabe und als Deutscher. Schwabenspiegel 7, 345 f.

Magirus, Joh. (Hd. II S. 496.) Bauder, Karl, Ein Gedenkblatt für Joh. Magirus zu seinem 300. Todestage am 4. Juli 1914. Erweiterter Sonder-Abdruck aus dem „Enzboten" in Vaihingen a. E. C. Carle, Vaihingen a. E. — E. M., Joh. Magirus, Landpropst zu Stuttgart. LtBStAnz. Nr. 190—192. Vgl. ferner: Evangel. Gemeindeblatt für Stuttgart 10, Nr. 27 u. 28. (Karl Bauder.)

Märklin, (Marcoleon) Alex. (Hd. II S. 498.) LtBStAnz. 62. (G. Bossert.)

Mauser, Paul. Generaldirektor der Mauser'schen Waffenfabrik in Oberndorf, Geh.

Kommerzienrat. Paul Mauser. Ein Gedenkblatt zum 70. Geburtstage. Oberndorf a. N. Buchdruckerei „Schwarzwälder Bote", Oberndorf a. N. 1908. — Brinzinger, Adolf, Worte am Grabe des . . . P. v. Mauser. Anhang: Nachrufe am Grabe und Beileidskundgebungen an die Familie. Gedr. in der Buchdruckerei „Schwarzwälder Bote", Oberndorf a. N. Mit Bild. — Vgl. ferner: SchwM. Nr. 244, 5 f.; 246, 7; StAnz. S. 995, 1003; Gewerbeblatt 66, S. 182.

Mauser, Wilhelm. (Bd. II S. 502.) Vgl. Wirtschaftsgeschichte in Abt. 1.

May, Johannes, Leibarzt des Grafen Ulrich des Vielgeliebten seit 1466, Lehrer der Medizin in Tübingen seit 1477. Mehring, Gebhard, Der erste Dozent der Medizin in Tübingen. MCBlWürtt. 81, 609—611. S. a. Calw in Abt. 2.

Mayer, Joh. Georg, Regens und Professor am Priesterseminar Chur, Domkapitular daselbst, Historiker. (Württemberger.) Mayer, Joh. Gg., Geschichte des Bistums Chur. Bd. 2, S. 709—715.

Mayer, Robert. (Bd. II S. 504.) Rauch, Moriz von, Die Vorfahren Rob. Mayers. Familiengeschichtliche Blätter 10 (1912), 142—144. Nebst Ahnentafel. Vgl. dazu S. 183. — Jentsch, Ernst, J. R. Mayer. Seine Krankheitsgeschichte und die Geschichte seiner Entdeckung. Berlin. Julius Springer. — Weyrauch, Jakob J., Robert Mayer. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Mit 2 Bildnissen und einer Darstellung der Totenmaske Rob. Mayers. Stuttgart. Verlag von Konrad Wittwer. 1915. [Erschien 1914.] — Hell, Bernhard, J. R. Mayer. Ein Gedenkblatt zur Feier seines 100. Geburtstages am 25. Nov. 1914. MCBlWürtt. 84, 677—682. — Dürr, Fr., R. M., Zu seinem 100. Geburtstag. SchwM. Nr. 545, 5. — Keeser, Karl, R. M. und seine Stellung zur Religion. Evang. Schulwochenblatt 66, 381—384. — Dass., Lehrerbote 44, 105—108.

Miller, Joh. Martin. (Bd. II S. 510.) Knapp, Hermann, J. M. Miller. Ein Erinnerungsblatt zum 100. Todestag des Siegwartdichters, 21. Juni 1814. LtBStAnz. S. 183—187. — K., Zur Erinnerung an den „Siegwartdichter" Joh. M. Miller. SchwM. Nr. 281, 9.

Mohl, Hugo. (Bd. II S. 511.) Vöchting, Hermann, Über Hugo Mohl, den Tübinger Botaniker. Festrede. Tübinger Chronik Nr. 22.

Mörike, Eduard. (Bd. II S. 516.) Rath, Hanns Wolfgang, Die früheste Nachricht aus E. M.s Leben. SchwM. Nr. 601, 5 f. — Ders., Aus Mörikes Studentenzeit. (Ein neuer Mörike-Fund.) Süddeutsche Monatshefte 12, Bd. 1, S. 355—362. — Ders., Emanuel Geibel in seinen Beziehungen zu Eduard Mörike. SchwM. Nr. 311, 9. — Krauß, Rudolf, Von Mörike, Willi Geiger und Hanns Wolfgang Rath. Zeitschrift für Bücherfreunde, NF., Jahrg. 5, Bd. 2, S. 269—274. — Baumeister, Adolf, Eine ungedruckte Handschrift E. Mörikes. Rechenschaftsbericht des Schwäb. Schillervereins 18, 99—106. — Güntter, Otto, E. Mörike und Paul Heyse. Ebenda 107—111. — Müller, Ernst, Unbekanntes zu Mörike. LtBStAnz. S. 173—176, 192. — Kuhn, Fedr., Mörike in seinen Briefen. Schwabenspiegel 7, 169—171, 180—182. — S. a. Kurz, Hermann.

Müller, Franz Xaver, der letzte Abt des Reichsstifts Kaisersheim (Kaisheim bei Donauwörth). Ellwanger Jahrbuch 4, 74 f. (August Gerlach.)

Multscher, Hans. (Bd. II S. 522.) S. Kunstgeschichte in Abt. 1. (Schaller.)

Musacker, Michael. S. Weißenau in Abt. 2.

Neidhart, Familie. Nägele, Anton, Fünf Generationen einer schwäbischen Erz-

gießerfamilie Neidhart. Dokumente und Monumente zur Geschichte der Bronzeplastik der Renaissance. WJbb. S. 112—137.

Neidhar(d)t, Wolfg., Erzgießer. (Hd. II S. 526.) WJbb. S. 111 ff. (Anton Nägele.)

Nestle, Friedrich, Landgerichtspräsident in Hall, tit. Präsident. SchwM. Nr. 59, 7 f. (H. Z.) StAnz. S. 219. Evang. Kirchenblatt f. Württ. 75, 53 f.

Österreicher, Heinrich, Abt in Schussenried. (Hd. II S. 538.) Vgl. Karl Löffler in Columella, de re rustica. (Bibliothek des Lit. Vereins in Stuttgart, Bd. 263.) S. VI ff.

Ow, Hanns Karl Freiherr von, Mitbegründer des Sülchgauer Altertumsvereins. SchwM. Nr. 198, 7.

Paulus, Beate, geb. Hahn. (Hd. II S. 545.) Paulus, Phil., Beate Paulus, geb. Hahn, oder Was eine Mutter kann. Eine selbst miterlebte Familiengeschichte. Mit einem Bild. 5. Aufl. Stuttgart, Belser.

Paulus, Heinr. Eberh. Glo. (Hd. II S. 545.) Briefe von Dorothea u. Friedrich Schlegel an die Familie Paulus. Herausg. von Rud. Unger. Berlin 1913. B. Behr. (= Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh., Nr. 146, 3. Folge, Nr. 26.)

Pfleiderer, Edmund, Philosoph. (Hd. IV S. 395.) Ziegler, Theob., Menschen und Probleme (1) 1914, S. 323—333. (Abgedr. aus SchwM. 1902 Nr. 179, 9 f.)

Pischek, Joh. Baptist. (Hd. II S. 551.) SchwM. Nr. 478, 5.

Pregizer, Joh. Ulrich, Pfarrer in Untertürkheim, 18. Jahrh. S. Untertürkheim in Abt. 2.

Rapp, Moriz. (Hd. II S. 558.) Thieß, Frank, Moriz Rapp und Goethe. Vergessenes und Unbekanntes. WVjsh. NF. 23, 210—219.

Reik, Karl, Oberstudienrat. SchwM. Nr. 523, 5. StAnz. S. 2187.

Reinhardt, Karl, Generalleutnant. SchwM. Nr. 198, 7. StAnz. S. 2067, 2115.

Reinhardt, Robert, Oberbaurat, Professor an der Techn. Hochschule in Stuttgart. StAnz. S. 863; SchwM. Nr. 211, 5.

Reiniger, Otto, Kunstmaler. Tafel, Hermann, Otto Reiniger. Deutsche Monatshefte 1914 (Der Rheinlande 14. Jahrg.) S. 147—150.

Reuß, Joh. Aug. (Hd. II S. 567.) S. Schulwesen in Abt. 1. (Leitzmann.)

Rosenfeld, ritterbürtiges Dienstmannengeschlecht (Burg Rosenfeld OA. Sulz). J. Kindler v. Knobloch und O. v. Stotzingen, Oberbadisches Geschlechterbuch 3, 624—626.

Rümelin, Karl. (Hd. II S. 578.) Bauder, Karl, Karl Rümelin, der bedeutendste Deutsch-Amerikaner aus Süddeutschland. Der Neue Albbote (Ebingen), Nr. 112 f. (Auch im Heilbronner Unterhaltungsblatt [Beilage zur Neckarzeitung], Nr. 57 f.)

Rychart (Reichart), Wolfg. (Hd. II S. 579.) S. Wiblingen in Abt. 2.

Rynmann, Johannes, Buchhändler in Öhringen. German, Wilhelm, Der Buchhändler Joh. Rynmann von Öhringen. 1460—1522. WVjsh. NF. 23, 155—191.

Sailer, Sebastian. (Hd. II S. 579.) Lebensbild von Owglaß in: Die biblischen und weltlichen Komödien des hochwürdigen Herrn Sebastian Sailer. Herausg. von Owglaß. München, Alb. Langen. — Johner, M., Erinnerungen an Pater Sebastian Sailer. Sonntagsfreude, Beilage zur Riedlinger Zeitung, Nr. 6. Vgl. ferner: SchwM. Nr. 67, 7. (R. Kr.)

Sattler, Mich. (Bd. II S. 581.) Spitta, Friedrich, Mich. Sattler als Dichter. Zeitschrift für Kirchengeschichte 35, 393--402.

Schäffle, Albert. (Bd. IV S. 415.) Oncken, Hermann, Ein großdeutscher Politiker: Albert Schäffle. Enth. in dessen Hist.-politische Aufsätze und Reden, Bd. 1, S. 145—163. (Abgedr. aus: Hist. Zeitschr. 96 [1906], 243—258.)

Schall, Familie. Stammbaum der Familie Schall von Erpfingen-Ludwigsburg und insonderheit der Nachkommenschaft des Joh. Karl Friedrich Schall, Dekans in Dürrmenz 1751—1811. Als Manuskript gedruckt. Ulm a. D., Buchdruckerei F. Muttscheller. Fol. (Verf.: Jakob Rieber [Vorwort].) Vorwort 1910. Umschlagtitel: Zu beziehen durch die J. B. Metzlersche Buchhandlung in Stuttgart. — Lotter, Carl, Stammbaum der Familie Schall von Erpfingen, Ludwigsburg und Dürrmenz. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchdruckerei, G. m. b. H. 1913.

Schaller, Norbert. S. Weißenau in Abt. 2.

Scharpff, Rudolf, Hofkammerpräsident, Staatsrat. SchwM. Nr. 135, 7 f.; Nr. 141, 8. StAnz. S. 559, 575. — Blätter der Zentralleitung für Wohltätigkeit in Württ. 1914 (= Neue Folge [67. Jahrg.] der Blätter für das Armenwesen) S. 52. Gewerbeblatt 66, S. 100.

Schelling, Friedr. (F. Wilh.). (Bd. II S. 586.) Kohut, Adolph, König Maximilian II. von Bayern und der Philosoph F. W. J. v. Schelling. Mit einem Bilde Maximilian II. und 13 bisher ungedruckten Briefen. Leipzig. Walter Markgraf.

Schelling, Karoline. (Bd. II S. 587.) Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausg. von Erich Schmidt. 2 Bände. Leipzig. Inselverlag 1913.

Schick, Gottlieb, Maler. (Bd. II S. 589.) Simon, Carl, Gottlieb Schick. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Malerei um 1800. Leipzig. Klinkhardt u. Biermann.

Schickhardt, Heinrich, Baumeister. (Bd. II S. 590.) Nachrichten des Württ. Vermessungstechnischen Vereins, Jahrg. 2 (1910/11), S. 21—31 (Albert Georgi).

Schickhardt, Wilhelm, Mathematiker und Orientalist. (Bd. II S. 591.) Nachrichten des Württ. Vermessungstechnischen Vereins, Jahrg. 2 (1910/11), S. 59 bis 67, 4 (1912) Nr. 1, S. 1—9. (Albert Georgi.)

Schiller, Friedrich. (Bd. II S. 592.) Kühnemann, Eugen, Schiller. 5. Aufl. 12.—15. Tausf. München, Oskar Beck. — Müller, Ernst, Eine neue Quelle zu Schillers Frühzeit. Euphorion 20 (1913), 376—381. — Jonas, Fritz, Kleine Bemerkungen zu Schiller. Ebenda 741—43. — Güntter, Otto, Ein ärztliches Rezept Schillers. Rechenschaftsbericht des Schwäb. Schillervereins 18, 115—117. — Geiger, Ludwig, Schillers Totenfeier in Berlin 1806. Nach ungedruckten Aktenstücken. Ebenda 128—132. — Ein ungedruckter Brief Schillers vom 4. März 1788 an seinen Verleger Siegfried Lebrecht Crusius. Mitget. von Carl Joseph Friedrich. Österreichische Rundschau, Bd. 39, 391—394.

Schmid, Rudolf, Prälat. G., Der Herzog von Argyll und sein schwäbischer Erzieher. SchwM. Nr. 209, 5.

Schott, Konrad, Orgelbauer. (Bd. II S. 607.) Schwabenspiegel 7, 376.

Schradin, Hans. (Bd. II S. 607.) S. Alber, Matthäus.

Schrenk, Elias, Evangelist. Kirchliches Jahrbuch, herausg. von J. Schneider, 41, 723 f.

Schubart, Chn. Frdr. Dan. (Bd. II S. 608.) Schairer, Erich, Chn. Frdr. Daniel

Schubart als politischer Journalist. (Tüb. Diss.) Tübingen. H. Laupp jr. — Ders., Schubarts deutsche Chronik. LtBStAnz. S. 74—79. (Auszug aus der vorher genannten Schrift.) — Nutzhorn, Adolf, Neues von und über Schubart. Süddeutsche Zeitung, Freitagsbeilage (Literatur und Kunst), Nr. 12.

Schüle, Familie. C. L., Hundertundfünfzigjähriges Bestehen der Tuchhandlung C. G. Schüle in Stuttgart. SchwM. Nr. 143, 9 f.

Schuster, Ign. (Hd. II S. 612.) Zeller, Jos., Dr. theol. Ign. Schuster. Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Geburtstags. Ellwanger Jahrbuch 4, 65—69.

Schwab, Gustav, Dichter. (Hd. II S. 613.) Schulze, Werner, Gustav Schwab als Balladendichter. Berlin. Mayer u. Müller. (= Palästra Bd. 126.) — Vgl. ferner: BlSAV. 26, 161—166. (H. Widmann.)

Schwab, Joh. Christoph. (Hd. II S. 613.) S. Schulwesen in Abt. 1. (Leitzmann.)

Schweitzer, Simon, Bildhauer in Balingen um 1600. Pfeffer, Albert, Meister Simon Schweitzer, ein Balinger Bildhauer im Zeitalter der Renaissance. Druck von Adolf Daniel, Balingen. Abdruck aus dem Balinger Volksfreund Nr. 67 vom 21. März 1914.

Seele, Joh. Baptist. (Hd. II S. 618.) Schaller, Hans Otto, Johann Baptist Seele 1774—1814. Kunst u. Künstler 12, 598—601. — Ders., J. B. Seele. Ein schwäbischer Soldatenmaler. Von schwäbischer Scholle. Kalender für schwäbische Literatur und Kunst 1915 [erschien 1914], S. 37—45.

Silcher, Friedrich. (Hd. II S. 622.) S. Schnait in Abt. 2.

Soden, Hermann, Freiherr v., Professor der Theologie und Pfarrer in Berlin. SchwM. Nr. 35, S. 11 f. (K. H.) — StAnz. S. 78. — Evang. Kirchenblatt für Württ. 75, S. 29. — Evangelisch-Sozial. 23. Folge der Mitteilungen des Evang.-soz. Kongresses, S. 34—44. (Otto Baumgarten.) — Kirchliches Jahrbuch, herausg. von J. Schneider 41, 725. — Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter, Bd. 86, S. 594—598. (August Merk.)

Soden, Theodor, Freiherr v., Regierungsrat, Oberamtsvorstand in Tübingen. SchwM. Nr. 499 Beilage; Nr. 502, 4. (G.) StAnz. S. 2081. Blätter der Zentralleitung für Wohltätigkeit in Württ. (= Neue Folge [67. Jahrg.] der Blätter für das Armenwesen) S. 176.

Speratus, Paulus. (Hd. II S. 624.) Zeller, Joseph, Neues über Paulus Speratus. WVjsh. NF. 23, 97—119.

Speth, Herren von. Nägele, A., Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Herren von Speth. WVjsh. NF. 23, 256—278.

Spieth, Jakob, Missionar im Dienste der Norddeutschen Missionsgesellschaft, Religions- und Sprachforscher. SchwM. Nr. 246, 7. StAnz. S. 1011. Kirchl. Anzeiger für Württ. 23, 183. Evang. Kirchenblatt für Württ. 75, 186. (Römer.)

Stablinger, Leo Ignaz, General. Deutsches Volksblatt (Stuttgart), S. 3 f. (Max Happold.)

Steiff, Karl, Vorstand der K. Landesbibliothek in Stuttgart, tit. Oberstudienrat. SchwM. Nr. 37, 11. StAnz. S. 149. Zentralblatt für Bibliothekswesen 31, 84.

Steinhofer, Friedrich Christoph. (Hd. II S. 631.) Vgl. Zeitschrift für Brüdergeschichte 8, S. 205 ff. u. ö.

Steinkopf, Karl Frdr. Adolf. (Hd. II S. 632.) Schultze, A., K. F. A. Steinkopf. (= Für Feste und Freunde der inneren Mission, Heft 71.) Berlin, Buchhandlung des ostdeutschen Jünglingsbundes.

Strauß, Frdr. (Dav. Fr.) (Hd. II S. 637.) Vischer, Frdr. Theodor, Dr. Strauß und die Württemberger — enth. in dessen Kritische Gänge. Bd. 1, 2. verm. Aufl., herausg. von Rob. Vischer. Leipzig, S. 1—106. (= Heyd Nr. 8656.) — Ziegler, Theob., D. F. Strauß als Vater — enth. in dessen Menschen und Probleme (1) 1914, S. 245—258. (Abgedr. aus WVjsh. NF. 20.) Vgl. ferner ebenda: S. 226—238 u. 238—245. (Aus SchwM. 1908 25. Januar und 1910 23. Mai abgedruckt.)

Studion, Simon. (Hd. II S. 639.) S. Alpirsbach in Abt. 2.

Stürmlin, Martin, Leibarzt des Herzogs Ulrich. S. Alber, Matth.

Süskind, Hermann, Privatdozent der syst. Theologie in Tübingen. SchwM. Nr. 609, 5. (G.) StAnz. S. 2573.

Tafel, Otto, Oberbaurat, Professor an der Baugewerkschule in Stuttgart. SchwM. Nr. 41, 5. StAnz. S. 171.

Teuffel (Teufel). Teuffel (Finanzrat), Der Name Teuffel, Teufel u. ä. WVjsh. NF. 23, 339 f.

Thudichum, Friedrich, Professor der Rechte in Tübingen. Lebensabriß von F. Thudichum. Verwandten und Freunden gewidmet zum 18. Nov. 1911. (Kaiserslautern, Druck von Ph. Rohr. [1911].)

Tübingen, Grafen von. (Hd. II S. 649.) Reichert, Julius, Das Tübinger Grafenhaus. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Tübinger Blätter 15, NF. 1, 14—22.

Uhland, Ludwig. (Hd. II S. 650.) Heydenreich, Eduard, Ludwig Uhland. Ein Gedenkblatt zur 50jähr. Wiederkehr seines Todestages. Familiengeschichtliche Blätter 10 (1912), 186—188. Nebst Beilage. — Mendheim, Max, Ludwig Uhland. Mit 35 Abbildungen und einem farbigen Umschlag. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen u. Klasing, o. J. [1912]. (= Velhagen u. Klasings Volksbücher. Nr. 68.) — Vischer, Fr. Th., L. Uhland — enth. in dessen Kritische Gänge. 2. verm. Aufl. Herausg. von Rob. Vischer. Bd. 2. S. 365—414. (= Heyd Nr. 8740.) — Uhlands Briefwechsel. Im Auftrag des Schwäb. Schillervereins herausg. von Jul. Hartmann. Teil 3. 1834—1850. (= Veröffentlichungen des Schwäb. Schillervereins. Im Auftrag des Vorstands herausg. von Otto Güntter. Band 6.) Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. — Reinöhl, Walter, Uhlands Pariser Freunde. SchwM. Nr. 86, 9.

Ulm, Herren von. Romstöck, S. von, Das Grabdenkmal des Eichstätter Domherrn Karl Ferdinand von Ulm und die von Ulm in der Diözese Eichstätt. (Mit 1 Stammbaum und 1 Tafel.) Sammelblatt des hist. Vereins Eichstätt 28 (1913), 1—17.

Venetscher, Peter, Pfarrer in Großbottwar und an anderen Orten im 16. Jahrh. S. Kirchengeschichte in Abt. 1. (Bossert.)

Vischer, Theodor (Fr. Theodor.) (Hd. II S. 659.) Ziegler, Theobald, Menschen und Probleme (1) 1914, S. 259—281. (Früher gedruckt Stuttgart G. J. Göschen 1893. Vgl. Heyd Nr. 8809.)

Voland von Volandsegg, Familie. Merk, Gustav, Die Voland von Volandsegg zu Ravensburg. Familiengeschichtliche Blätter, Jahrg. 12, 375 f.

Völter, Daniel, Geograph. (Hd. II S. 662.) SchwM. Nr. 101, 5. (Ed. Sch.)

Wahl, Rosine Barbara, geb. Lorch. Mitglied der pietistischen Gemeinschaft. Ohler-Hankel, Marie, Das Rosine-Bärbele. Ein Lebensbild von der Schwäbischen Alb. Stuttgart. Verlag der Evang. Gesellschaft.

Waldburg, Otto Truchseß von, Bischof von Augsburg. (Hd. II S. 668.) Ehses,

Stephan, Kardinal Otto Truchseß von Augsburg zu Rom, 1559—1563. Römische Quartalschrift für christl. Altertumskunde und für Kirchengeschichte. Supplementheft 20 (1913), S. 123—143. (= Kirchengeschichtl. Festgabe für A. von Waal). Vgl. auch Deutsches Volksblatt (Stuttgart) Nr. 16 f. (Karl Bauder).

Wangenheim, Karl August Frhr. von. (Hd. II S. 671.) Albrecht, Curt, Die Triaspolitik des Freiherrn K. Aug. von Wangenheim. (= Darstellungen aus der Württ. Gesch. Bd. 14.) Stuttgart, W. Kohlhammer. (Wurde auch gedruckt als Leipziger Diss.)

Wechßler, Adolf, Kaufmann in Ulm, Dichter. SchwM. Nr. 371, 5. (G.)

Weigle, Eugen, Oberstudienrat. SchwM. Nr. 592, 5.

Weiß, Hermann, Theolog, vormals Professor in Tübingen. SchwM. Nr. 153, 5; 165, 9 f. (K. Hoffmann.) — Evang. Kirchenblatt für Württ. 75, 116.

Werner, Familie. Cramer, Max, 32stellige Ahnentafel der Familie Werner. FrankfBlfFG. 7, 14.

Wernz, Franz Xaver, Lehrer des Kirchenrechts an der Gregoriana in Rom, seit 1906 Generaloberer der Gesellschaft Jesu. Archiv für katholisches Kirchenrecht, Bd. 91, S. 684—687. (Jos. Laurentius.) StAnz. S. 1512. SchwM. Nr. 385, 4. Deutsches Volksblatt Nr. 190, a.

Wieland, Christoph Martin. (Hd. II S. 685.) Stern, Alfred, Wieland und die französische Revolution — enth. in dessen Reden, Vorträge und Abhandlungen. Stuttgart, J. G. Cotta. S. 134—166.

Württemberg, Katharina (K. Fried. Sophie Dorothea), Prinzessin von, Gemahlin Jéromes. 1783—1835. (Hd. II S. 703.) Vgl. Kircheisen, Gertrude, Napoleon und die Seinen, Bd. 1, S. 323 ff.

Zeitblom, Barthol. (Hd. II S. 707.) Diemand, A., Barth. Zeitblom, ein Nördlinger Bürgersohn. Jahrbuch des hist. Vereins für Nördlingen 3, 179—191. — S. a. Kunstgeschichte in Abt. 1. (Schaller.)

Zeller, Eduard, Philosoph. Ziegler, Theob., Menschen und Probleme (1) 1914, S. 296—316. (Abgedr. aus Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog 13 [1910].) — Zu Eduard Zellers 100. Geburtstag. Von Hermann Diels. Deutsche Rundschau 158, 45—69. — Eduard Zellers Freundeskreis zu Tübingen. SchwM. Nr. 30, S. 9. — W. L., Zur Erinnerung an E. Zeller. SchwM. Nr. 32, S. 9 f. — Baur, Karl, E. Z. Rede. Protestant. Monatshefte. Herausg. von Jul. Websky 18, 81—96. — Vgl. ferner: Von schwäbischer Scholle. Kalender für schwäb. Literatur und Kunst 1915 [erschien 1914], S. 71—76 (Karl Baur). Württemberger Zeitung Nr. 15 u. 17 (Otto Leuze). Schwabenspiegel 7, 123 f. (P. Matter).

Zeller, Joh. Konrad, Pfarrer in Untertürkheim (Ende des 17. Jahrh.), s. Untertürkheim in Abt. 2.

Zumsteeg, Rudolf. (Hd. II S. 713.) Jakober, R. J. R. Zumsteeg. Ein Gedenkblatt für Schwabens „Mozart". Schwabenspiegel 7, S. 17—19, 28—30.

Register.

A

B

C

F

G

J

K

L

M

N

O

P

R

S

T

U

V

W

Y

Z

Mitteilungen

der

Württembergischen Kommission für Landesgeschichte.

Stuttgart 1915.

Vierundzwanzigste Sitzung
der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte,
Stuttgart, den 21. April 1915.

Anwesend: die Stuttgarter Ausschußmitglieder Dr. Egelhaaf, Dr. Ernst, Dr. Schneider.

I. Stand der Arbeiten.

Im Rechnungsjahr 1914 sind erschienen: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 23. Jahrgang; H. Günter, Gerwig Blarer, Briefe und Akten I (= Geschichtsquellen 16); K. O. Müller, Oberschwäbische Stadtrechte I (= Gesch.Qu. 18); G. Mehring, Badenfahrt (= Darstellungen aus der württ. Geschichte 13); E. Albrecht, Die Triaspolitik des Freiherrn v. Wangenheim (= Darst. 14); K. J. Hagen, Das Territorium der Grafschaft Hohenberg (= Darst. 15); Fr. Thieß, Die Stellung der Schwaben zu Goethe (= Darst. 16).

Im Druck befinden sich: Binder-Ebner, Münz- und Medaillenkunde II, 2; v. Rauch, Heilbronner Urkundenbuch III; Heyd-Leuze, Bibliographie der württ. Geschichte IV, 2; v. Adam, Landtagsakten II, 3; Geschichte des humanistischen Schulwesens; Wintterlin, Ländliche Rechtsquellen II.

II. Rechnungsergebnisse:

Einnahmen:	Etatsmittel	13 352 ℳ 80 Pf.
	Erlös aus Büchern .	1 132 „ 29 „
		14 485 ℳ 09 Pf.
Ausgaben	. . . .	14 180 „ 66 „
	somit Überschuß	304 ℳ 43 Pf.

III. Arbeitsplan.

Im Jahr 1915 sollen die im Druck befindlichen Werke langsam gefördert werden mit vorläufiger Ausnahme der Ländlichen Rechtsquellen, deren Herausgeber unter den Waffen steht.

Mit Rücksicht auf den Krieg kann auf die in § 8 des Statuts vorgeschriebene Jahressitzung, zu der der Gang der Arbeiten sowieso nicht nötigt, verzichtet werden. Das K. Ministerium wurde daher gebeten, diese Sitzung im Jahr 1915 ausfallen zu lassen und, damit der Rechnungsvoranschlag doch zustande kommt und die Reihe der Sitzungen mit der Zahl der Jahre in Übereinstimmung bleibt, der am 21. April 1915 stattgefundenen Sitzung außerordentlicher Weise die Bedeutung der 24. Jahressitzung zuzuerkennen.

Nachdem gemäß einem Erlaß des K. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens vom 28. April 1915 den ordentlichen Mitgliedern von den Beschlüssen dieser Ausschußsitzung Kenntnis gegeben und innerhalb 14 Tagen keinerlei Einsprache erhoben worden ist, tritt sie an Stelle der 24. Jahressitzung.

Württembergische Geschichtsquellen.

Band I: Geschichtsquellen der Stadt Hall. Erster Band: Herolt. Bearbeitet von Dr. Chr. Kolb. 1894. VIII und 444 S. Preis 6 ℳ.

Band II: Aus dem Codex Laureshamensis. — Aus den Traditiones Fuldenses. — Aus Weißenburger Quellen. Mit einer Karte: Besitz der Klöster Lorsch, Fulda, Weißenburg innerhalb der jetzigen Grenzen von Württemberg und Hohenzollern. Von D. Dr. G. Bossert. — Württembergisches aus römischen Archiven. Bearbeitet von Dr. Eugen Schneider und Dr. Kurt Kaser. 1895. VI und 605 S. Preis 6 ℳ.

Band III: Urkundenbuch der Stadt Rottweil. Erster Band. Bearbeitet von Dr. Heinrich Günter. 1896. XXIX und 788 S. Preis 6 ℳ.

Band IV: Urkundenbuch der Stadt Eßlingen. Erster Band. Bearbeitet von Dr. Adolf Diehl unter Mitwirkung von Dr. K. H. S. Pfaff, Professor a. D. 1899. LV und 736 S. Preis 6 ℳ.

Band V: Urkundenbuch der Stadt Heilbronn. Erster Band. Bearbeitet von Dr. Knupfer. 1904. XIV und 681 S. Preis 6 ℳ.

Band VI: Geschichtsquellen der Stadt Hall. Zweiter Band: Widmanns Chronica. Bearbeitet von Dr. Chr. Kolb. 1904. 73 und 422 S. Preis 6 ℳ.

Band VII: Urkundenbuch der Stadt Eßlingen. Zweiter Band. Bearbeitet von Dr. Adolf Diehl. 1905. XXVII und 643 S. Preis 6 ℳ.

Band VIII: Das Rote Buch der Stadt Ulm. Herausgegeben von Carl Mollwo. 1905. VII und 304 S. Preis 6 ℳ.

Band IX: Urkundenbuch des Klosters Heiligkreuztal. Erster Band. Bearbeitet von Dr. A. Hauber. 1910. XLII u. 819 S. Preis 8 ℳ.

Band X: Die Umwandlung des Benediktinerklosters Ellwangen in ein weltliches Chorherrenstift (1460) und die kirchliche Verfassung des Stifts. Text und Darstellung von Dr. Joseph Zeller. 1910. XVI und 571 S. Preis 8 ℳ

Band XI: Ausgewählte Urkunden zur württemb. Geschichte. Herausgegeben von Eugen Schneider. 1911. VIII und 271 S. Preis 3 ℳ.

Band XII: Stift Lorch. Quellen zur Geschichte einer Pfarrkirche. Bearbeitet von Gebhard Mehring. 1911. XXXIV und 243 S. Preis 5 ℳ.

Band XIII: Urkundenbuch der Stadt Stuttgart. Bearbeitet von Dr. Adolf Rapp. 1912. XXII und 680 Seiten. Mit einer Karte von Stuttgart. Preis 9 ℳ

Band XIV: Urkundenbuch des Klosters Heiligkreuztal. Zweiter Band. Bearbeitet von Dr. A. Hauber. 1913. 556 Seiten. Preis 7 ℳ.

Band XV: Urkundenbuch der Stadt Heilbronn. Zweiter Band. Bearbeitet von Dr. M. v. Rauch. 1913. VII und 818 Seiten. Preis 10 ℳ.

Band XVI: Gerwig Blarer (Abt von Weingarten 1520—1567), Briefe und Akten. I. Band 1518—1547. Bearbeitet von Heinrich Günter. 1914. XXXIX und 672 S. Preis 9 ℳ.

Band XVIII: Oberschwäbische Stadtrechte I. Die älteren Stadtrechte von Leutkirch und Isny. Bearbeitet von Dr. K. O. Müller. 1914. VIII und 317 S. Preis 2 ℳ 50 Pf.

v. Heyd, Dr. W., Direktor, Oberbibliothekar a. D., **Bibliographie der württembergischen Geschichte.**

I. Band 1895. XIX und 346 S. Preis 3 ℳ.

II. Band 1896. VIII und 794 S. Preis 5 ℳ.

III. Band 1906. Bearbeitet von Hofrat Th. Schön, 1907. XII und 169 S. Preis 2 ℳ.

IV. 1. 1908. 240 S. Preis 3 ℳ.

Briefwechsel des Herzogs Christoph von Württemberg. Herausgegeben von Dr. Viktor Ernst. Erster Band: 1550—1552. 1899. XLI und 900 S. Preis 10 ℳ. Zweiter Band: 1553—1554. 1900. XXVI und 733 S. Preis 10 ℳ. Dritter Band: 1555. 1902. LXVIII und 420 S. Preis 8 ℳ. Vierter Band: 1556—1559. 1907. LIV und 747 S. Preis 10 ℳ.

Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs. Herausgegeben von Dr. K. Steiff und Dr. G. Mehring. 1912. XVI u. 1115 Seiten. Preis 7 ℳ.

Geschichte der Behördenorganisation Württembergs. Von Dr. Fr. Wintterlin, Archivrat in Stuttgart. Erster Band. Bis zum Regierungsantritt König Wilhelms I. 1904. XIII und 349 S. Preis 3 ℳ 50 Pf. Zweiter Band. Die Organisationen König Wilhelms I. bis zum Verwaltungsedikt vom 1. März 1822. 1906. XI und 320 S. Preis 3 ℳ 50 Pf.

Darstellungen aus der württembergischen Geschichte.

Band I: Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein. Von Dr. R. Max Schuster. 1904. VIII und 358 S. Preis 3 ℳ 50 Pf.

Band II: Schubart als Musiker. Von E. Holzer. 1905. IV und 178 S. Preis 3 ℳ.

Band III: Der Feldzug 1664 in Ungarn. Von K. v. Schempp. 1909. XII und 311 S. mit 4 Karten. Preis 5 ℳ.

Band IV: Die Württemberger und die nationale Frage 1863—1871. Von Dr. Adolf Rapp. 1910. XV und 483 S. mit 12 Abbildungen. Preis 7 ℳ.

Band V: Friedrich Karl Lang. Leben und Lebenswerk eines Epigonen der Aufklärungszeit. Von Dr. Gustav Lang. 1911. X und 223 S. Preis 3 ℳ.

Band VI: Die Entwicklung des Territoriums der Reichsstadt Ulm im XIII. u. XIV. Jahrhundert. Von Dr. Otto Hohenstatt. 1911. XIV u. 134 S. mit einer Karte. Preis 2 ℳ 50 Pf.

Band VII: Die Reichsstadt Schwäbisch Hall im Dreißigjährigen Kriege. Von Dr. Franz Riegler. 1911. XII und 119 S. Preis 2 ℳ.

Band VIII: Die oberschwäbischen Reichsstädte. Ihre Entstehung und ältere Verfassung. Von Dr. Karl Otto Müller. 1912. XX u. 447 S. Preis 5 ℳ.

Ergänzungsband: Alte und neue Stadtpläne der oberschwäbischen Reichsstädte. Von demselben. 1914. 14 S. mit 21 Plänen. Preis 3 ℳ 50 Pf.

Band IX: Die württembergischen Abgeordneten in der konstituierenden deutschen Nationalversammlung. Von Dr. Th. Schnurre, mit biographischem Anhang von Niebour. 1912. XII u. 126 S. Preis 2 ℳ.

Band X: Die Kirchenpolitik der Grafen von Württemberg bis 1495. Von Dr. J. Wülk und H. Funk. 1912. XVI u. 117 S. Preis 1 ℳ 50 Pf.

Band XI: Das Territorium der Reichsstadt Rottweil in seiner Entwicklung bis zum Schluß des 16. Jahrhunderts. Von Dr. A. Merkle. 1913. XI und 130 S. mit 2 Karten. Preis 2 ℳ 50 Pf.

Band XII: Das Gebiet der Reichsabtei Ellwangen. Von Dr. O. Hutter. 1914. XIII und 228 S. mit 2 Karten. Preis 3 ℳ 50 Pf.

Band XIII: Badenfahrt. Württembergische Mineralbäder und Sauerbrunnen vom Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Von G. Mehring. 1914. XI und 204 S. Preis 2 ℳ 80 Pf.

Band XIV. Die Triaspolitik des Frh. K. Aug. von Wangenheim. Von Dr. Curt Albrecht. 1914. X und 196 S. Preis 2 ℳ 80 Pf.

Band XV: Die Entwicklung des Territoriums der Grafen von Hohenberg 1170—1482. Von Dr. K. J. Hagen. 1914. X und 97 S. mit 2 Karten. Preis 2 ℳ.

Band XVI: Die Stellung der Schwaben zu Goethe. Von Frank Thieß. 1915. VIII und 210 S. Preis 3 ℳ.

Die verzierten Terra sigillata-Gefäße von Cannstatt und Köngen-Grinario, von R. Knorr. 1905. 49 S. und 47 Tafeln. Preis 5 ℳ.

Württembergische Münz- und Medaillenkunde, von Chr. Binder, neu bearbeitet von Dr. Julius Ebner. Band I. V und 293 S. mit 20 Doppeltafeln in Lichtdruck. Groß-Lex.-8⁰. Preis 8 ℳ 40 Pf. Band II, Heft 1. 69 S. mit 4 Doppeltafeln. 1912. Preis 2 ℳ (Erscheint in 10 Lieferungen zum Preis von etwa 15 ℳ.)

Hermelink, Dr. H., Die Matrikeln der Universität Tübingen. I. 1906. VIII und 760 S. Preis 16 ℳ.

Bihlmeyer, Dr. K., Heinrich Seuse, Deutsche Schriften. 1907. XVI. 165* und 628 S. Preis 15 ℳ.

Württembergische Archivinventare.

1. Heft. Das württ. Finanzarchiv. 1. Die Aktensammlung der herzogl. Rentkammer. Von E. Denk. 1907. IV und 160 S. Preis 2 ℳ.
2. Heft. Die Pfarr- und Gemeinderegistraturen der Oberämter Ravensburg und Saulgau. Von Gustav Merk. 1912. VIII und 148 S. Preis 1 ℳ 50 Pf.
3. Heft. Desgl. des Oberamts Künzelsau. 1912. IV und 62 S. Preis 1 ℳ.
4. Heft. Desgl. der Oberämter Backnang, Besigheim, Cannstatt. Von M. Duncker. 1913. IV und 83 S. Preis 1 ℳ.
5. Heft. Desgl. des Oberamts Mergentheim. Von Friedrich Hirsch. 1913. IV und 92 S. Preis 1 ℳ.
6. Heft. Desgl. des Oberamts Marbach. Von Wilhelm Kolb. 1913. IV und 70 S. Preis 1 ℳ.
7. Heft. Desgl. der Oberämter Brackenheim und Maulbronn. Von Dr. M. Duncker und E. Baßler. 1913. IV und 70 S. Preis 1 ℳ.
8. Heft. Desgl. des Oberamts Rottenburg. Von Dr. M. Duncker, 1913. IV und 127 S. Preis 1 ℳ 40 Pf.
9. Heft. Desgl. des Oberamts Biberach. Von G. Merk. 1913. IV und 148 S. Preis 1 ℳ 40 Pf.
10. Heft. Desgl. des Oberamts Waldsee. Von G. Merk. 1913. VI und 152 S. Preis 1 ℳ 40 Pf.
11. Heft. Desgl. des Oberamts Tübingen. Von Dr. M. Duncker. 914. IV und 112 S. Preis 1 ℳ 20 Pf.

Verzeichnis der württemberg. Kirchenbücher. Gefertigt von M. Duncker. 1912. 193 S. Preis 2 ℳ 80 Pf.

Württembergische ländliche Rechtsquellen, I. Band. Die östlichen schwäbischen Landesteile. Bearbeitet von Archivrat Dr. Fr. Wintterlin. 1910. 17* und 888 S. Preis 20 ℳ.

Württembergische Landtagsakten I, 1 (1498—1515). Bearbeitet von Dr. W. Ohr und Dr. E. Kober. 1913. XXXXI und 312 S. Preis 5 ℳ. — II, 1. (Unter Herzog Friedrich I. 1593 bis 1598.) Bearbeitet von Oberregierungsrat A. E. v. Adam. 1910. X und 652 S. Preis 12 ℳ. — II, 2. (Unter Herzog Friedrich I. 1599 bis 1608.) Bearbeitet von demselben. 1911. 844 S. Preis 15 ℳ 50 Pf.

Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg, I. Band: bis 1559. Von K. Weller, A. Diehl, J. Wagner, L. Ziemssen. 1912. VIII und 659 S. Preis 8 ℳ.

Im Verlag von Paul Neff in Eßlingen:

Bilderatlas zur württembergischen Geschichte, von E. Schneider unter Mitwirkung von P. Gößler. 1913. IV und 96 S. mit 669 Abbildungen. Preis 4 ℳ.

Mit Unterstützung der Kommission ist erschienen:

Bibliographia Brentiana. Von Dr. W. Köhler (Berlin 1904, C. A. Schwetschke und Sohn).